

15/79 Bd.2a

Georg Stütz.

Heimatbuch

für

Gmünd und weitere Umgebung.



II. Band:

Wanderungen in der Heimat.

Zweite Auflage.

Stadtarchiv

Schwäb. Gmünd

Best. F1 Nr. 15/79 Bd. 2a

G M Ü N D

Heimatbuch

für

Gmünd und weitere Umgebung.

Von G. Stütz.

— 15
79,29

II. Band:

Wanderungen in der Heimat.

Zweite Auflage.



Im Selbstverlag des Verfassers.



Schwäb. Gmünd.

Druck der Verlags- und Druckereigesellschaft m. b. H.
(Kems-Zeitung).

1924.



1. Eine Runde durch Smünd.

(Eine ausführliche Beschreibung der Stadt bietet der 1. Band des Heimatbuchs.)

Landschaft.

Smünd — rund 21 500 Einwohner zählend, 321 m über dem Meer gelegen — ist in den fruchtbaren Talgrund des reich gegliederten Remstals eingebettet. Obsthaine, von schmucken Villen durchsetzt, bekleiden die hohen, formenreichen Talhänge, die gen Norden von den dunkeln Fichtenwäldern des Welzheimer Waldes berandet werden, während gegen Süden die blaue Bergkette der Alb mit Hohenstausen, Rechberg und Rosenstein den Horizont begrenzt. Der Glanz einer großen Vergangenheit (Hohenstausen) ruht auf der Landschaft.

Das Stadtbild.

Durchwandert man die Straßen, Gassen und Gäßchen der Stadt, so erblickt man eine Fülle eigenartiger, oft anziehender, ja prächtiger Bilder, aus denen die Geschichte und Kunst von neun Jahrhunderten zu uns spricht. Man kommt vorbei an mittelalterlichen Türmen und Ringmauerresten, an Kirchen und Kapellen aller Stile, an über 400jährigen mächtigen Siebelhäusern mit eichenem Riegelwerk, an altertümlichen Bürgerhäusern mit staffelförmig vorspringenden Stockwerken, an vornehmen und doch so anmutigen Rokokohäusern mit malerischen, geschweiften Zwerchiebeln im Mansardendach, mit prächtigen Portalen

Nachdruck, auch im Auszug,
verboten. ::

und Türen, reichgezierten Wappen, kunstreich gearbeiteten Fensterkörben, Oberlichtgittern, Wasserspeiern, Wetterfahnen und Spiegelhaltern und an einer Menge anderer beachtenswerter Bauten aus der Zeit vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Neben geradlinigen modernen Straßen trifft man noch vielfach die gewundenen Gassenzüge der alten Zeit, deren Krümmungen und zickzackförmige Bau- linien stimmungsvolle Häusergruppen und lauschige, an- heimelnde Spiel- und Plauderwinkel schaffen. Anlagen und Ziergärten durchweben und umranken vielfach die Häuserzeilen und Plätze und verleihen dem Gesicht Sa- mundias lieblichfrische und heitere Züge.

Vom Bahnhof über den Kirchplatz zum Marktplatz.

Bahnhofstraße.

Stadtgarten. Ein öffentlicher städtischer Ziergarten mit hübschen parkähnlichen Anlagen. Auf den Pfeilern des Parktors allegorische Figuren (die Komödie und



Wirtschaftsgebäude im Stadtgarten.

die Abundantia der römischen Kaiser Münzen). Links vom Hauptweg ist eine kunstvolle, stilfeine Sonnen- und Winduhr vom Jahr 1770, rechts als Gegenstück das schöne „Geigerbrünnele“, ein Werk Professor Widemanns

aus dem Jahr 1906, eine bildliche Darstellung zu dem anmutigen Gedicht „Der Geiger von Smünd“ von Justinus Kerner. Im Hintergrund des Gartens ein reizendes Ro- koto-Schlößchen, in der Verzierung schon vom Zopfstil beeinflusst. Bürgermeister Joh. Georg Stahl, Edler von Pfeilhalden, 1728–97, ließ es 1780 durch den berühmten Baumeister Joh. Michael Keller erstellen. Reizend stu- fierter Saal in Zopfform. Schlößchen und Garten, der in fürstlicher Pracht angelegt war, kamen auf über 100 000 Gulden zu stehen. Jetzt wird das Gebäude für eine Wirtschaft benützt. Dahinter ist die große städtische Turn- und Festhalle.

Josephsbrücke. Davor ein nettes Zollhäuschen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Knöpflenturm. Einer von den Sechsen, die von den 27 Türmen des äußern Mauerrings der ehemaligen Reichsstadt noch erhalten sind. Eine fünfeckige Form, 2 Meter dicke Mauern aus Buckelquadern bei 30 Meter Höhe, fünf malerische Dachker- türmchen mit „Knöpfen“: wirk- lich eine sehenswerte Figur aus alter Zeit.

Die Mauer, die dem Josephs- bach entlang den Fußsteig be- grenzt, ist ein Rest eines Vor- werks der äußern Stadtmauer.



fünfköpfiger Turm.

Promenadestraße.

Diese Straße führt durch hübsche, schattige Anlagen, die an Stelle des Stadtgrabens und der Ringmauer ent- standen sind.

Nr. 9 ein vornehmer Bau im Biedermeierstil, 1850 aus Waldhauser Schilfsandstein erstellt.

Bocksgasse.

Nr. 20. Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern, Poppstil (Stil Ludwigs XVI.), 1788. Hinter dem Gebäude ein Gartenhaus aus der Zeit um 1800 mit reizenden Einzelheiten, aber etwas zweckwidriger Säulenverwendung.

Nr. 18. Renaissancehaus. Erbaut von Kaspar Vogt 1658, hübsches Rokokoportal mit Wappen und Oberlichtgitter.

Neben der Straße „Turniergraben“, die hier die Bocksgasse kreuzt, sind

Reste der inneren Stadtmauer,

welch letztere 1110 unter Herzog Friedrich dem Einäugigen erbaut wurde. Neben dem einstigen Turniergraben, einem Teil des inneren Stadtgrabens, wurden in reichsstädtischer Zeit die Kriegsgrosse zugeritten und Ritterspiele abgehalten.

Nr. 31. Staatliche Taubstummenanstalt. Empirestil.

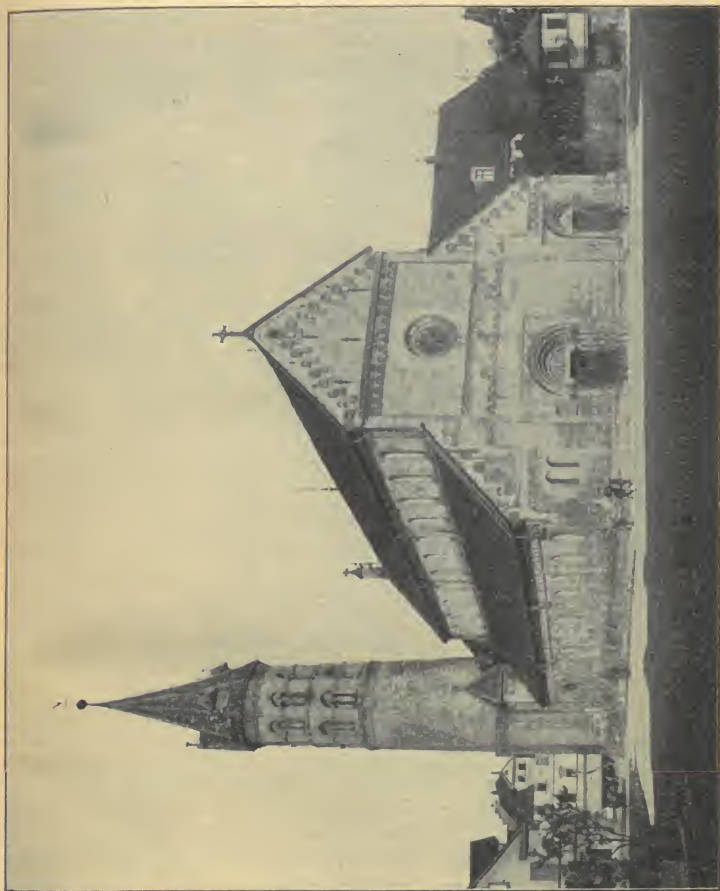
Nr. 29. War eines der schönsten Bürgerhäuser in Rokoko (ursprünglich das „Kastenhaus“ oder Güterhaus des Klosters Lorch), wurde aber in neuester Zeit umgebaut. Hübsche alte Wasserspeier.

Nr. 3 (Kasernenplatz). Alte Kaserne, jetzt zu Wohnungen eingebaut. Das ehemalige Dominikaner- oder Predigerkloster, weshalb das Gäßchen dahinter heute noch Predigergäßle heißt. Kloster 1284 gegründet, 1802 aufgehoben. Die schöne Klosterkirche, später in einen Militärpferdestall umgewandelt, enthielt herrliche Deckengemälde von Anwander. Im prächtigen Refektorium jetzt die Synagoge.

Johanniskirche.

Eine schöne, dabei höchst eigenartige dreischiffige Pfeilerbasilika aus der Zeit um 1220 mit prächtigem, spätromanischem Turm. Die ursprüngliche Kirche, die sich an Stelle der jetzigen befand, soll von Herzog Friedrich dem Staufer, dem Großvater Barbarossas, ums Jahr 1100 erbaut worden sein und zwar zum Dank dafür, daß der auf der Jagd verlorene Ehering der Herzogin, der schönen

Kaiserstochter Agnes, auf wunderbare Weise wieder gefunden worden war. Die jetzige Kirche wurde, nachdem



Johanniskirche.

sie im Laufe der Zeit zuerst zu einer gotischen Hallenkirche und dann zu einer Barockkirche umgebaut worden war,

bei der Restauration von 1869—1880 wieder als romanische Basilika hergestellt.

Der Grundriß und einzelne Teile des altehrwürdigen Gotteshauses zeigen rätselhafte Unregelmäßigkeiten (Hauptportal nicht in der Mitte, die Seitenschiffe von ungleicher Höhe und Breite, zwei Schiffe vornen breiter als hinten u. a.). Die Stirnseite (Westseite) erinnert an das Münster zu Maulbronn. Das Haupttor hat schön kapitellierte Rundsäulen und im Bogensfeld als Relief eine höchst urtümlich romanische Arbeit: Christus am Kreuz als Siegestönig, daneben Maria und Johannes, ein Welbaum mit der Friedenstaube und ein Weinstock mit dem altchristlichen Bild der Menschenseele. Die Nebenpforte zeigt die stark beschädigten Figuren des hl. Petrus und des hl. Ulrich und daneben den Reichsadler und eine Schere, deren Bedeutung unbekannt ist. Das westliche Südtor enthält im Bogensfeld die staufischen Löwen oder Leoparden und wiederum die rätselhafte Schere. Links davon ist das älteste Madonnenbild der Stadt, rechts das älteste Christusbild, ein Christus am Kreuz, darunter Judas mit dem Blutgeld in der Schale und dem Strick um den Hals.

Die Schiffe und der Turm sind überreich mit absonderlichen und abenteuerlichen Bildern von Menschen und Tieren, besonders von Fabelwesen aus dem Sagentum des Altertums, geschmückt. Daneben treten immer wieder Jagdbilder auf, die an die Gründungssage erinnern. Die Ornamente erscheinen vielfach durch Kerbschnittzierate wie zifeliert.

Der herrliche, 47 Meter hohe Turm ist von unten auf als selbständiger Bau behandelt. Auf dem würfelförmigen Sockelgeschoß erhebt sich ein Geschoß mit steil abgeschragten Kanten, das kraftvoll in ein zweistöckiges Achteck emporzieht, welches ganz in Arkaden aufgelöst ist. Kerbschnittzierat, Band- und Blatt- und eigenartiges Bildwerk schmücken und beleben alle Glieder des Baues, der das „Ideal eines himmelanstrebenden Gotteshauses ist, wie es jener Zeit vorschwebt und beim Bild des Grotstempels aus dem jüngern Tituel zum Ausdruck

kommt.“ (Eine eingehende Beschreibung der Kirche enthält der I. Band.)

Von der Johanniskirche führt ein Seitengäßchen zur nahegelegenen

Heiligkreuzkirche,

der ersten Sehenswürdigkeit der Stadt. Nächst dem Ulmer Münster ist dieses Gotteshaus das schönste und großartigste Denkmal gotischer Baukunst in Schwaben. Keine Kunstgeschichte geht ohne Bewunderung und eingehende Würdigung an diesem herrlichen Heiligtum vorüber. Als Erbauer des Schiffes (1333—1350) gilt Heinrich Parler; als Schöpfer des Chores (1351—1410) ist wohl dessen Sohn Johannes, der Münsterbaumeister von Freiburg und Basel, anzusehen; die Einwölbung des Chores erfolgte erst 1491 bis 1521 nach Entwürfen des würtemberg. Baumeisters Überlin. Die beiden Türme, die von einer romanischen Basilika aus dem 12. Jahrhundert beibehalten worden waren, stürzten 1497 in der Karfreitagsnacht ein. 1848 bis 1860 wurde die Kirche restauriert, 1919 wurde mit einer neuen Restauration begonnen.

Das herrliche Südportal des Chores gehört zu den schönsten Werken der schwäbischen Bildnerkunst. Die Bildwerke innerhalb der Torhalle stellen die drei größten Dramen der Welt dar: Schöpfung, Erlösung, Weltgericht. Beherrschender Mittelpunkt dieser gewaltigen Trilogie ist Christus als Weltenrichter. Die Schöpfungsgeschichte samt Sündenfall wird in 12 vortrefflichen Reliefs vorgeführt. In zwei Hohlkehlen des Portalbogens sind Bilder der Erlösung: zehn Propheten, auf Christus hinweisend, und acht Engel, welche die Leidenswerkzeuge des Herrn als Siegeszeichen tragen. Einzelne dieser Engelsgestalten sind Gebilde von zartester Empfindung und edelstem Ausdruck. Auf die Erlösung beziehen sich auch die Figuren des Moses und Isaia. (Diese beiden Figuren — sowie die der klugen und törichten Jungfrauen und der Mariä Verkündigung der Nordportale — befinden sich jetzt an der Innenwand der

Kirche.) Das Weltgericht, großartig behandelt, ist dargestellt in 3 Abteilungen des Bogenfelds.

Außerhalb des Portals ist zur Linken eine prächtige Schutzmantelmadonna, das edle Vorbild der Schutzmantelmadonna am Augsburger Dom.

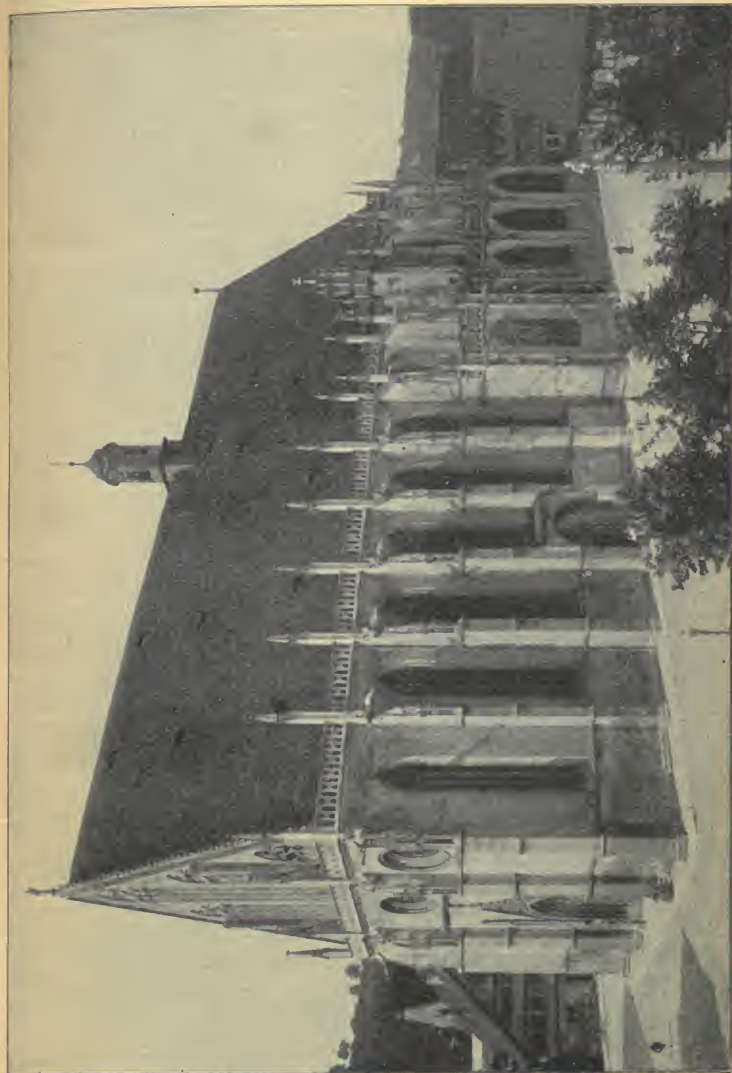
Das Nordportal des Chores, an Kunstwert hinter dem Südportal zurückstehend, ist dem Leiden Christi geweiht, zu dem in Einzelfiguren und Gruppenbildchen die Martyrien der Apostel und anderer Heiligen in Beziehung gebracht sind. Die fünf klugen Jungfrauen versinnbildeln die Annahme, die fünf törichten die Ablehnung der Nachfolge Christi.

Das Nordportal des Schiffes enthält eines der ältesten, aber auch hervorragendsten Kunstwerke der Kirche: eine Mariä Verkündigung mit zwei lebensgroßen Statuen des Erzengels Gabriel (ohne Flügel) und der seligsten Jungfrau.

Am Südportal des Schiffes ist im Bogenfeld der Tod und darüber die Krönung Mariens dargestellt. In wenigen Figuren werden die Ereignisse hehr und lebendig vorgeführt.

Am Westportal befindet sich eine herrliche, hochgotische Madonna. Die weiteren Statuen stellen dar den hl. Ulrich, den Patron der Diözese Augsburg, zu der Smünd bis 1812 kirchlich gehörte, und den hl. Martinus, den jetzigen Diözesanpatron.

An den hohen Strebepfeilern des Schiffes standen unter dreisäuligen Baldachinen Propheten- und Apostelfiguren (wurden 1824 entfernt), in den Nischen der Chorpfeiler sind Heiligenfiguren. Ueber den Spitzbogen der oberen Chorfenster wölben sich rundbogige Entlastungsbogen, die mit prächtigem Laubwerk geschmückt sind. Diese verschiedenen Bogenformen, die schönen Maßwerk-Galerien, die schlanken, hübschen Fialen, die abenteuerlichen Wasserspeier, die reizenden Treppentürmchen und über all dem das ungeheure Dach gestalten das Außenbild des Domes überaus eigenartig und malerisch.



Heiligkreuzsteche.

Von erhebender und wehevoller Wirkung ist auch das Innere der Kirche. In wunderbarer Schönheit der Verhältnisse ziehen sich die drei gleich hohen Hallen der Schiffe gegen den höher gelegenen, von den Seitenschiffen rings umzogenen Chor hin, der mit seinem Kranz von 10 Kapellen einen prachtvollen Abschluß bietet. Das herrliche Gewölbe wird von hohen, schlanken Rundsäulen gestützt.

Der Figureschmuck des Hochaltars (1861, Wörmann, München) stellt St. Helena, St. Bernhard und Vorbilder der hl. Sakramente dar. Die Rückseite, als Flügelaltar gestaltet, führt dem Better in prächtigen Reliefs die Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes vor Augen. Der Bilderschmuck des ganzen Altars kennzeichnet ihn als Kreuzaltar.

Das Chorgestühl (1550; 1718 von dem zugewanderten Franzosen Peter Albrecht erneuert) zeigt eine vornehm wirkende korinthische Pilasterordnung mit reizenden Kapitellen und 24 Standbilder von Propheten und Aposteln mit prächtigen Doppelgesichtern.

Den Hochaltar umwindet ein herrlicher Kapellentranz. 1. Kapelle (Südseite): Spätgotische Pieta von hohem Kunstwert, ein ergreifendes Bild. 2. Kapelle: Sebaldus-Altar von 1508, ein Werk von hohem kunstgeschichtlichem Wert. Die Flügel und die Predella wurden nämlich in der Werkstatt Albrecht Dürers bemalt. Der Altar stand zuerst in der jetzigen Taufkapelle, die von Sebald Schreyer, dem bekannten Kirchenmeister von St. Sebald zu Nürnberg, gestiftet wurde, als er wegen der Pest aus seiner Vaterstadt nach Smünd geflohen war. Er hatte ursprünglich vier Flügel, von denen sich einer im Besitz des ehemaligen bayrischen Königshauses befindet. Das schöne Schnitzwerk des oberen Aufsatzes (hl. Apollonia) stammt von einem andern Altar.

An der Wand die Büsten des Peter und Heinrich Parler (des jüngern), nach Originalen gefertigt, und eine Ublastafel von 1505 mit dem Bild der Kirche nach dem Einsturz der beiden Türme.

3. Kapelle: Ein bedeutendes gotisches Holzbild, eine Anna selbdritt. Das gestaltenreiche Kleinbildwerk aus der Leidensgeschichte Jesu erinnert an niederländische Art.

4. Kapelle: Großes, schönes Kreuzifix mit Christusfigur aus dem 16. Jahrhundert.

5. Kapelle: Antoniusstatue von Wörmann, alte Holzfiguren: St. Johannes, St. Nikolaus, St. Barbara. Prächtiger Totenschild von 1622.

6. Kapelle: Ein hl. Grab mit Steinfiguren (14. Jahrhundert) von großartiger Auffassung und herrlicher Ausführung. Schöne Wandmalereien.

7. Kapelle: Neugotischer Altar. Statuen der hl. Theresia und des hl. Augustinus.

8. Kapelle: Die Bilder der Altarflügel aus dem 16. Jahrhundert. In die Wand wurde eine der Kanonentugeln eingemauert, die im Schmalkaldischen Krieg (1546) in die Stadt geschossen worden waren.

9. Kapelle: „Fegfeuer“ von Wörmann, rotmarmornes Grabdenkmal von 1607.

10. Kapelle: Joseph-Altar aus neuerer Zeit. Schöne gotische Pieta. Prächtiges Grabdenkmal aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts für Hans von Hausen zu Wagenhofen und dessen Ehefrau, ein Werk von Kaspar Vogt.

11. Kapelle: Taufkapelle, die ehemalige Sebalduskapelle. Stammbaum-Christi-Altar mit herrlichen Schnitzereien aus der Frührenaissance, bis 1667 der Hochaltar, ursprünglich mit Flügeln versehen. Aus dem Herzen des schlummernden Stammvaters Jesse erwächst der Stammbaum Christi mit Brustbildern alttestamentlicher Könige und Propheten. Eine prächtige Gruppe bilden die vier Frauen mit den Kindern der Verheißung: Sara mit Isaak, Bethsabe mit Salomon, Anna und Maria mit dem Jesuskind. Beachtung verdienen in der Kapelle auch vier Glasgemälde aus Nürnberg mit dem Schreyerschen Wappen (1505) und die Grabplatte des Berthold Klebzagel, des ersten Smünder Bürgermeisters, † 1284.

An der Nordwand des Chorseitenschiffs befindet sich eine Ritterrüstung aus dem 15. Jahrhundert.

Die Kanzel (Renaissance, 1551) ist hübsch eingelegt und zeigt an den Feldern der Brüstung perspektivische Architekturen. Träger und Schalldeckel stammen aus späterer Zeit.



Glockenturm und Renaissancebrunnen.

tätig waren, die aus dem goldenen Born der Kunst spielend schöpften.

Der Kirchenplatz der Heiligkreuzkirche ist der reichste des Landes.

(Eine ausführliche Beschreibung der Heiligkreuzkirche enthält der I. Band.)

Großartige, prächtig wirkende Werke sind die Orgel-emporen. Die untere Empore, aus Stein erstellt, in Frührenaissance gehalten, hat eine schöne Balustrade, die obere, aus Eichenholz im Barockstil, von gewaltigen, in kühnem Zuge herrlich geschnitzten Atlanten getragen, zeigt, auch an der Brüstung, an den Kranzgewinden und dem Schmuck des Orgelhäuses, daß hier Meisterhände

Der altertümliche, urgemütliche Glockenturm neben der Kirche stammt wohl von dem festen Haus einer adeligen Familie, einem Wehrturm her und geht in seinem Unterbau wahrscheinlich bis ins 12. oder 11. Jahrhundert zurück.

Der Röhrenbrunnen vor dem Chor der Kirche, der Renaissance angehörend (1604), zeigt an der steinernen Balustersäule reichen sirenenartigen Schmuck und ein schönes korinthisches Kapitell. Darauf der hohenstaufische Löwe, mit den Pranken das Reichswappen und das Stadtwappen haltend.

Brunnen, Turm und Kirche bilden eine überaus stimmungsvolle Gruppe, die schon viele Künstler im Bilde festgehalten haben.

Die schöne Mariensäule auf dem Kirchplatz (1693), eine Nachbildung der Regensburger Schönen Maria, ist ein Werk von Benedikt Boshenrieder.

Nr. 7 des Kirchplatzes. Unsprichendes Rokokohaus, 1764 von J. M. Keller erbaut. Am Portal eine Kartusche mit Muttergottesrelief und ein Chronogramm.

Nr. 19. Die Innenräume mit Fresken von Wannemacher geschmückt.

Nr. 27. Oberamts- und Finanzamtsgebäude, das ehemalige Augustinerkloster. Dieses Kloster, 1251 erstmals urkundlich genannt, soll das erste Kloster der Stadt gewesen und 1140 von dem Stauferkönig Konrad gegründet worden sein. 1732 bis etwa 1747 wurde das Klostergebäude neu erstellt und von 1755—58 die Kirche umgebaut. Reiches Rokokoportal mit den Figuren des hl. Augustinus und eines Engels mit einer Schale, welche Darstellung an eine bekannte Legende erinnert. In einem Zimmer des Erdgeschosses ein spätgotisches Kreuzifix mit Maria und Johannes, im Refektorium ein Votivrelief von 1508. Im Gebäude auch noch ein altes Katharinenbild und auf der südlichen Außenseite ein Sonnenuhrbild. Kaiser Karl V. nahm 1535 im Augustinerkloster Herberge.

Nr. 29. Evangelische Stadtkirche, die einstige Augustinerkirche. Ursprünglich gotisch, um die Mitte des 18. Jahrhunderts umgebaut im Rokokogeschmack. Der

weite, hohe Innenraum von erhebender Wirkung. Schöne Stuckaturen, herrliche Fresken von Johann Anwander aus Lauingen (1757), die sich auf das Leben des hl. Augustinus beziehen. Ein Ölgemälde am säulenreichen Hochaltar, ein Werk des Würzburger Hofmalers Osw. Onghers, stellt dar, wie der Heilige durch seine Weisheit drei Irrlehrer (Donatus, Pelagius und Arius) niederstmettert. Schön geschnitzte Kirchenbänke, eine prächtige Kanzeldecke.



Marktplatz.

Der wohlabgeschlossene, zentral gelegene Platz wird durch einen laufenden Röhrenbrunnen mit einer altertümlichen Madonnenfigur gegliedert und belebt und auf den Schmalseiten von dem schönen Rathaus und dem Spital mit seinem mächtigen Fachwerkhaus, auf den Langseiten von dem reizenden architektonischen Bild der Johannis-kirche und eigenartigen reichsstädtischen Bauten begrenzt, hinter ihm erhebt sich gegen Norden der waldbekrönte Lindenfirst, gegen Südosten reckt sich die wuchtige Gestalt des Königturms empor.

Nr. 1. Rathaus. Prächtiges Rokokohaus, in der Dekoration schon starke Anklänge an den Stil Ludwig

XVI. aufweisend, 1783/85 von M. Keller durch Umbau eines Hauses erstellt, 1905/06 vergrößert. Am Balkon das Reichsstadtwappen, das Einhorn. Napoleon I. übernachtete im Rathaus vom 5. auf den 6. Oktober 1805, König Friedrich von Württemberg nahm darin öfter Quartier.

Nr. 7. Grät. Gotisches Gebäude, zu den ältesten Bauten der Stadt gehörend. Die Grundmauern, aus Buckelquadern erstellt, gehen in die romanische Zeit zurück und zeigen nicht erklärte Steinzeichen.

Baurat Dr. Schumacher (rühmlich bekannt als Leiter von Ausgrabungen in Palästina) hat 1919 die Mauern neben dem Buhlgäßchen bis zu ihren Fundamenten freigelegt, was zu hochinteressanten Ergebnissen führte. Unter der Buckelquadermauer kam eine Ausgleichsschicht aus Buckelquadern mit Randschlag, darunter ein 60–70 cm hohes Fundament aus Bruchsteinen, die, ein Beweis hohen Alters, nur durch Erde und Lehm unter sich verbunden sind. Zwischen dem Erdmörtel fanden sich schwarze, meist handgeplättete Scherben aus schlecht geschlemmtem Ton. Unter dem Fundament kam eine 15 cm hohe Brandschicht aus Holz, Kohlen, Asche, Lehm, angebrannten Tierknochen, besonders Schafknochen, und Scherben vorgenannter Art, von denen 6 Stück als einzige Verzierung Finger- und Nägeleindrücke, sowie Stichelkeramik nebst Schnurlinien zeigten, welche Keramik aus Funden der vorchristlichen Zeit bekannt ist. Die Brandschicht enthielt auch Bruchstücke römischer Gefäße, ein reizend irisierendes Schnäuzchen einer römischen Glaslampe und die Hälfte einer eisernen Nähnadel. Zweifellos stammen die entdeckten baulichen Ueberreste aus keltisch-römischer Zeit. Vermutlich handelt es sich um eine Opferstätte, worauf die angebrannten Tierknochen hinweisen.

Nr. 9. Mit dem Brustbild des Turnvaters Buhl, des schwäbischen Jahn, † 1882.

Nr. 11. Reichverziertes Rokokohaus mit schönem Portal. 1758 von Keller erbaut.

Nr. 12. Teilweise noch aus gotischer Zeit stammend. In diesem Hause, bei seinem Onkel Hauptmann v. Storr, wohnte Generalfeldmarschall Graf v. Sneysenau, als er in seiner Jugendzeit (etwa 1772—1776 und wieder 1778 oder 1779) in Smünd weilte.

Nr. 16. Ein hübscher Bau von J. M. Keller, etwa 1785, Verzierung im Stil Ludwigs XVI.

Nr. 20. Gebäude für Postamt Nr. 2. Prächtiges Barockhaus mit geschmackvoller Fassade. 1753 von Keller erbaut.

Nr. 31. Hotel Drei Mohren. Von 1620—1805 im Besitz des Deutschen Ordens. Zwischen Hotel und Bierwirtschaft ein hübsches Renaissancetor mit dem Ordenswappen. Ueber dem Eingang zum Hotel steht noch die alte Inschrift: „Sub praesidio caelesti manebo secura,“ „Unter dem Schutz des Himmels werde ich sicher sein.“ Die Buchstaben, die zugleich römische Zahlzeichen sind (die weißen Buchstaben), geben bei der Zusammenzählung das Jahr an, an dem die Inschrift, wohl in Verbindung mit einer Restaurierung des Hauses, angebracht wurde, nämlich das Jahr 1763. Gebäude 1920 von der Stadt erworben und zu Wohnungen eingerichtet.

Hinter diesem Gebäude Mauerreste mit Spitzbogenfensterlein und Rundbogennische aus der Zeit um 1190, vielleicht von dem einstigen Klosterlein der Cistercienser stammend.

Nr. 32. Ein uraltes Steinhaus, das in neuerer Zeit baulich verändert wurde. Gehört wie das nachfolgende Haus zu den ältesten Gebäuden der Stadt.

Nr. 34. Besitzt burgartige, 1,5 Meter starke Außenmauern und hatte bis um 1900 ein gewölbtes steinernes Erdgeschoss. Im 2. Geschoss noch ein frühgotisches Zimmer mit gewölbtem Baldachin. Das Gebäude war mit Nr. 32 einst der Gasthof zum Goldenen Waldhorn und nach der Volksage ursprünglich ein hohenstaufisches Jagdhaus.

Nr. 37. Spital zum Hl. Geist. Größtenteils ein Neubau von 1840. Die Gründung erfolgte wohl zwischen 1204 und 1216, doch bestand schon zuvor das Spital „St. Mariä und St. Johannis.“ König Rudolf von Habs-

burg stellte 1281 dem Spital einen Schutzbrief aus. In der Eingangshalle zwei prächtige Gemälde von Köbbecke (1903 und 1906) und zwei Engelsfiguren, sowie ein Bronzerelief von Professor Widemann.

Das Auge des Fremden wird gefesselt durch das mächtige altertümliche Amtshaus des Spitals, einen stolzen Kiegelbau mit steinernem Unterstoß. An letzterem die Jahreszahl 1497. Der nördlich anstoßende Renaissancebau enthält eine reizende vertäfelte Uhrstube. Die Spittalkapelle besitzt alte Holzfiguren und eine steinerne Pieta. Neben der Spitalmühle befinden sich noch stattliche Reste der inneren Stadtmauer.

Das an das Spital anstoßende Waisenhaus, das jetzt die Gewerbeschule enthält, weist ein reichverziertes Rotoportal auf.



Waisenhaus.

Umgebung des Marktplazes.

Kornhausstraße, beim Marktplatz beginnend.

Nr. 1. Frühere Gastwirtschaft zum Ritter. Ein Bild der Julius Erhardschen Altertumsammlung stellt dar, wie 1765 der sechsjährige Knabe Schiller vor diesem Gasthaus „Märbel“ spielt, während sein Vater, der als Werbeoffizier hier 1764/65 weilte, auf der Hausstaffel steht.

Nr. 8. Reizendes Rokokohaus, 1773 von Keller erbaut.
 Nr. 17. Rokoko. Schmuck wirkungsvoll auf das Erdgeschoss vereinigt.

Nr. 14. Kornhaus, die ehemalige Schranne. Stattliches Fachwerkhaus mit eichenen Säulen und kunstvollem Kiegelwerk (1507). 1919 zu Wohnungen eingebaut.

Nr. 25. Vornehmes Rokokohaus mit Portal, Oberlichtgitter, Fenstertürben, Gassenspiegel und geschnitztem Treppengeländer. 1761, von Keller.

Nr. 29. Gastwirtschaft zum Grünen Baum. Rokoko-Portal mit Oberlichtgitter und Wappen Storr-Herzer. 1763.

Nr. 18. Renaissance-Portal.

Judenhof.

Der Platz dieses Stadtteils wurde 1258 von den Juden erworben und ummauert. Die Mauer umschloß mehrere Wohnhäuser, eine Synagoge und eine Schule. 1384 und um 1468 wurden die Juden aus der Stadt vertrieben.

Nr. 9. Nach der Volksüberlieferung die ehemalige Synagoge. Die älteren (östlichen) Teile des Hauses haben 1,20 Meter dicke Mauern aus Sandsteinquadern. Der schön gewölbte Keller ist der größte Keller der Stadt.

Nr. 13. Barockhaus von 1774.

Nr. 12. Judenmühle. Diese Mühle bestand schon vor 1491.

Imhoffstraße.

Diese Straße ist nach der Ritterfamilie Imhof benannt, deren befestigtes Haus hinter dem „Pfauen“ stand.

Nr. 2. Prächtiges Barockhaus. Schönes Oberlichtgitter mit Anna selbdritt.

Nr. 4. Schönes Rokoko-Portal.

Kinderbacher Gasse.

Diese Straße führte einst durch das Kinderbacher Tor in den Weg, der zur Burg und zum Dorfe Kinderbach ging. Die Familie von Kinderbach gehörte zu den ältesten, vornehmsten und reichsten Geschlechtern der Reichsstadt.

Die Gasse hat noch manches von ihrer altertümlichen Eigenart bewahrt, so die zickzackförmige Bauflucht der Häuserfronten mit den gemüthlichen Licht- und Luft-, Spiel- und Plauderwinkeln. Mit schmucklosen Häusern wechseln ansprechende Gebäude mit Rokoko-, Zopf- und Empire-Formen ab (Nr. 10, 12, 42, 46, 50, 52). Der alte Wehrturm, der noch die Spuren der Beschädigung im Schmalkaldischen Krieg (1546) zeigt, und die rebenumrankten

Stadtmauerreste schließen das Straßenbild malerisch ab.

Nr. 12. Erbaut 1781, Zopfstil. Geburtshaus von Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler.

Am Nebengebäude Reste der inneren Stadtmauer.

Franziskanergasse.

Beachtung verdienen in dieser Straße, der ehemaligen Barfüßergasse, besonders die Wohnhäuser Nr. 16, 15, 14, 6 und 8 (1590, Portal im Zopfstil), 2 (Haustüre), die benachbarte Schmalzgrube und die Franziskanerkirche.

Schmalzgrube (Radgäßchen 8). Eine verblichene Renaissance-Schönheit, 1589—1591 neu erbaut von Vogt, nachdem ein Brand fast das ganze Gebäude in Asche gelegt hatte. Ueber dem mittleren Portal das Staufer-



Wasser- und Kinderbacherturm.

das Reichs- und das Reichsstadtwappen, sowie eine Inschrifttafel. Im obern Stock ein großer Saal mit 5 prächtigen Eichenholzsäulen. Die Gewölbe des Erdgeschosses, in Rüstika erstellt, stammen wohl noch vom alten Bau, in dem nach einer Smünder Chronik Barbarossa einen Reichstag abgehalten haben soll. An den Wänden der untern Gewölbe sind allerhand Inschriften und Krizeleien von Gefangenen. In dem Gebäude waren früher die Markthalle für Fettwaren und der Bürger- und Schwörtsaal, später das städtische Theater und bis 1918 die Synagoge. Seit 1922 befindet sich darin die Handelsschule.

Franziskanerkirche.

Die Kirche, an das ehemalige Franziskaner- oder Barfüßer-Kloster angebaut, ist eines der allerersten Gotteshäuser des Franziskanerordens auf deutschem Boden. Sie zeigt spätromanische Anfänge (Westtor), die wahrscheinlich von Cisterciensern herrühren, das weitere (frühgotisch) aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Von 1718 an in Spätbarock umgebaut und 1752 mit schönen Fresken von J. Mannenmacher geschmückt. Ausstattung in Rokoko. 1911 restauriert.

Am Westportal das Bild des Nebenpatrons der Kirche, des hl. Ludwig von Toulouse, sowie das Reichsbergische und das Franziskanerwappen. Der gewaltige, prächtige Hochaltar mit einem Säulenbaldachin stammt aus dem Jahre 1751. Die Nebenaltäre, dem hl. Franziskus und der hl. Anna geweiht, haben Gelbilder von Strobel. Hübsches Chorgestühl. Die Deckenfresken des Schiffes beziehen sich auf den hl. Franziskus, die Maleereien des Chores verherrlichen die Unbefleckte Empfängnis und das Leben Mariens. In der Antoniuskapelle ein Kriegergedächtnisaltar und schöne Grabmäler. In der Nordwand eine Grabplatte mit zwei eisernen Ringen und einer Umschrift, die auf deutsch besagt: „Unter diesem Stein ruhen die Gebeine des Bruders David, der vom hl. Franziskus mit sieben Brüdern hieher geschickt worden

ist im Jahre des Herrn 1208“. Bruder David, der wohl erst 1218 hierher kam, war von Geburt ein Schwabe. Er starb im Rufe der Heiligkeit.

Das Franziskanerkloster wurde 1809 aufgehoben. 1825 wurde darin das neugegründete erste kath. Lehrerseminar untergebracht. An der nördlichen Außenwand des Gebäudes befindet sich das Denkmal für den Afrika-reisenden Karl Mauch, den Entdecker der Ruinen von Simbabwe. Mauch war von 1854—1856 Zögling des hiesigen Lehrerseminars, † 1875.

(Näheres über Kirche und Kloster in dem I. Band.)

Marktgräßchen.

Das schmale Gäßchen mit den zusammengebauten Häusern mahnt so recht an die alte Zeit. Einige Wohnhäuser, wie Nr. 6, von hohem Alter. Nr. 5 und 9 besitzen beachtenswerte Rokokoportale.

Rosenstraße.

Nr. 1. 1615, Renaissanceportal.

Nr. 3. Rokokoportal von 1767 mit Zunftwappen. Dieses Gebäude ist wahrscheinlich das Geburtshaus des berühmten Historienmalers Leuke, dessen Fresken das Kapitol zu Washington schmücken, † 1868.

Ueber den Kalten Markt

wandernd (Nr. 10 und 22 Rokokoportale, Nr. 46 Zweigiebelhaus von 1753) gelangt man in die

Kappelgasse,

in der die 1807 abgebrochene Nikolauskapelle stand.

Nr. 8. Trägt die Jahreszahl 1381.

Nr. 14. Wird von der einstigen innern Stadtmauer als starke Zwischenmauer durchzogen.

Nr. 13. Altes Wirtschaftsschild. Hinter diesem Gasthof

Der Faul- oder Hahnenturm

und ein Mauerstück mit Wehrgang, Reste der äußern Stadtbefestigung.

- Nr. 7 und 3. Sehenswerte Portale.
 Nr. 2. Portal im Biedermeierstil.

Sedergasse.

Einst die Straße der Gerber.

Nr. 19. Renaissanceportal.

Nr. 27. Gewerbank. An der Westseite ein Hochwasserstandszeichen von 1827.

Unweit der Gewerbank, schon Promenadestraße 1, die Reichsbanknebenstelle, ein moderner Bau von 1907.

Neben der Brücke über den Josephsbach eine malerisch schöne Arkade, von wilden Reben um- und überrannt.

Nr. 36, 32, 28. Kokotoportale.

Zwischen Nr. 34 und 36 beginnt das winkelpfadige Herengäßle.

Nr. 20. Nettes Häuschen, Kokototüre.

Nr. 16. Kokotoportal.

Nr. 14. An der Ostseite eine gotische Figur von St. Sebastian.

Nr. 8. Roter Ochsen. Barockportal mit Wappen. 1800 übernachtete in diesem Gasthof der französ. General Ney.

Fischergäßchen.

Das altertümliche Winkelgäßchen mit den puzigen Häuschen, dem Spital zu von einem Rest der inneren Stadtmauer begrenzt, bietet ein trauliches, gemütliches Bild. Einst wohnten hier die Fischer, worauf noch ein Hauszeichen an Nr. 10 (von 1704) hinweist.

Waisenhausgasse.

Die Gasse zieht der inneren Ringmauer entlang, von der noch ansehnliche Teile vorhanden sind. An manchen Häusern sind Heiligenfiguren.

Nr. 12. Gefälliges Gebäude mit Kokotoportal, 1780.

Türlesteg.

Nr. 15 und 17. Kokotoportale.

Pfeifergäßchen.

Ein urgemütlich Stück aus Altgmünd tritt dem Besucher hier vor Augen. Gar vorwiegend schiebt sich immer ein Häuschen vor das andere, und an der vorspringenden Ecke befindet sich das „Guckerte“, dahinter einst das Lieblingsplätzchen der nähernden oder spinnenden Evastöchter war.

Nr. 13. Fensterkörbe.

Nr. 14. Biedermeierstil-Portal von 1844.

Freudental.

Nr. 24 und 26. Kathol. Vereinshaus.

Nr. 16. Marienheim: Kleinkinder-Bewahranstalt, Schülerhort und Mädchenheim.

Nr. 5. Schönes altes Wirtshauschild.

Hoffstatt.

Nr. 2. Empire-Portal. Nr. 6. Kokoto-Portal.

Kirchgasse.

Nr. 3. Gotisches Portal.

Nr. 2. Amtsgerichtsgefängnis, die „Fuggerei“ genannt. Einst im Besitz der Fuggerschen Linie Kirchberg-Weißenhorn. Ein Teil der Fuggerei wurde abgebrochen. König Ferdinand I. nahm 1531, König Ferdinand III. 1636 in der Fuggerei Absteigequartier.

Wildbeck.

Nr. 2. St. Loreto. Institut der Barmh. Schwestern. Erbaut 1861/63 an Stelle des einstigen Kapuzinerklosters, dessen Gründung und Erbauung 1652/53 erfolgte.

Kapuzinergasse.

Nr. 3. Gehörte einst der Adelsfamilie Nüttel v. Treppach.

Alösterlesstraße.

Nr. 2. Badanstalt. Erbaut 1902 durch Stadtbaumeister Herkommer. Bäder aller Art. Großes prächtiges Schwimmbassin.

Nr. 4. „Klösterle“, ein ehemaliges Franziskanerinnenkloster, ursprünglich das Heim der Seelschwestern, die fromme Dienste an Sterbenden und Toten versahen. Gestiftet 1445. 1764/65 wurde das Klostergebäude durch Keller umgebaut. Hübsches Rokokoportal. An der Westseite des Gebäudes ein Denkmal für Oberlehrer Zephyrin



Städtische Bädanstalt.

Steidle, der sich als pädagogischer Schriftsteller und als vieljähriger Vorstand des Kath. Lehrervereins namhafte Verdienste um Schule und Lehrerstand erworben hat. † 1901. Im Gebäude sind jetzt Volksschulklassen und die Landwirtschaftliche Winterschule untergebracht.

Schulstraße.

Nr. 1. Kath. Volksschulgebäude. Erbaut 1877.

Nr. 4. Blindenasyl. 1823 wurde in der Stadt eine Blindenschule, 1832 ein Blindenasyl gegründet, 1880/81 wurde das jetzige Gebäude erstellt.

Äußere Stadtteile.

Kemsstraße.

Diese Straße folgt dem Zug des aufgefüllten äußern Stadtgrabens. Daneben ein schattiger Gehweg. Am östlichen Ende der Straße das städtische Gaswerk und in dessen Nähe das Elektrizitätswerk. Dem Gaswerk gegenüber, auf der östlichen Kemsseite, das Schlachthaus.

Honiggasse.

Ein altertümliches Gäßchen. Am östlichen Teil zieht auf 70 Meter Länge ein Rest der äußeren Stadtmauer vorbei.

Hintere Schmiedgasse.

In den beiden Schmiedgassen wohnten ehemals die Sensenschmiede, deren Erzeugnisse nach allen Ländern wanderten.

Nr. 16. Empire-Portal.

Nr. 59. Rokoko-Portal.

Nr. 45. Barocktüre.

Nr. 14. Rückseite mit malerischen alten Lauben.

Nr. 17. Kragstein mit Jahreszahl 1584.

Vordere Schmiedgasse.

Nr. 15. Rokoko-Portal.

Nr. 23. Empire-Portal.

Nr. 22. Rokoko-Portal.

Nr. 37. Prächtiges Rokokohaus von 1761. Portal mit Wappen Mayer und Oberlichtgitter, schöne Fensterkörbe in eleganter Zopfstilform.

Nr. 41. Gastwirtschaft zum Stern. Rokoko-Portal (Westseite) mit Wappen und Madonna-Relief.

Nr. 47. Am Haus die Jahreszahl 1575.

Schmiedtorturm. Ueber einem Fenster die Jahreszahl 1498, doch ist der untere Turmteil viel älter. Das spitzbogige Turmtor, durch das die Straße einst ging, wurde eingebaut.

Kemsbrücke (beim Friedhof). Erweitert 1917. Standbild des hl. Nepomuk mit Chronogramm am Sockel.

Staatsstraße nach Valen.

St. Leonhardskirche. Im 14. Jahrhundert erbaut (gotisch), 1471 erneuert, im 18. Jahrhundert in Rotoko umgebaut. 1905/07 ließ Kaplan Rudolf Weser die Kirche erneuern, wofür er in Kunstmaler Gallus Roth, München, eine gediegene Kraft gewonnen hatte. Schönes Quaderwerk, prunkvolle Barockaltäre, flotte Stuckaturen, prächtige Fresken von J. Wannenmacher, der auch das Leonhardsbild des Hochaltars malte. An der Westwand das jüngste Gericht, an der Chordede die Auferstehung Christi, an der Decke des Schiffes in der Mitte die allerheiligste Dreifaltigkeit, westlich davon die Auferweckung des Lazarus und St. Florian als Löcher der Flammen, östlich die Himmelfahrt Mariens und St. Leonhard als Patron der Gefangenen, der armen Seelen und der Haustiere, an den Chorwänden der Weg des Lebens und das Fegfeuer. Besondere Beachtung verdienen auch die Kanzel, die große gotische Madonna auf dem Hochaltar, die Apostelfigürchen in Marmor und die Grabdenkmäler an der äußeren Nordwand.

Der Friedhof, 1542 angelegt, enthält schöne alte und neue Grabdenkmäler, auch das Kriegerdenkmal für die 1870/71 gefallenen Smünder (4 Soldaten und eine Barmh. Schwester) und das Franzosenkreuz, errichtet zur Erinnerung an die während genannten Krieges hier gestorbenen französischen Verwundeten und Kriegsgefangenen, 45 an der Zahl. Im Kriegerhain, neben dem Leichenhaus, ruhen 132 deutsche Helden aus dem Weltkrieg, die teils in den hiesigen Lazaretten gestorben, teils aus dem Feld überführt worden sind. Manche der Überführten wurden in Familiengräbern beigelegt. In die Totenlisten der Kriegsteilnehmer hat die Stadtgemeinde 554 Namen eingetragen, wozu noch eine Anzahl Vermisster kommt. Hinter der Kirche fanden 74 feindliche Krieger, nämlich 60 Franzosen, 7 Russen, 5 Italiener, 1 Belgier und 1 Serbe, ihre letzte Ruhestätte.

Herrgottsruhkappelle. 1622 von A. Vogt erbaut. Eine treffliche Verbindung von Gotik und Renaissance.

Gestaltenreiches Altarbild von Friedel, zwei spätgotische Chorstatuen: eine Pieta und eine Anna selbdritt. In einer Chornische eine schöne Figur des ruhenden Heilands. Hübsche Chorfenster. An der südlichen Außenwand ein gutes Relief von der hl. Veronika und dem Antlitz Christi und drei Wasserstandszeichen. An der Westseite wurde 1923 eine sinnige figürliche Darstellung zu „Der Geiger von Smünd“ angebracht, ein Werk des Bildhauers Deibele.

Gotteszell. Strafanstalt für weibliche Gefangene (Zuchthaus, Gefängnis, Arbeitshaus und Strafteilung für Jugendliche). Gefangenenstand gewöhnlich 150–200. Die Gebäude stammen von einem Dominikanerinnenkloster, das schon vor 1227 gegründet und 1802 aufgehoben wurde. Die Nonnen gehörten hauptsächlich den Familien der Smünder Patrizier und des umwohnenden Adels an, weshalb das Kloster reich begütert war. Gotische Kirche mit gefälligem Rotoko-Altar, schönem Chorgestühl in Rotoko, prächtig geschnitzter Eingangs- und Sakristeitüre und trefflicher eichener Holzdecke. Das schöne Altarbild vom hl. Sebastian ist ein Werk des Würzburger Hofmalers Oswald Onghers. Städtliches Prioratsgebäude in Rotoko mit einem spätgotischen Kreuzgang. Ein Nebengebäude besitzt einen reizenden Holzgiebel (um 1500).

Buchstraße.

Bismarckkaserne. Erbaut 1910/13.

Baldungstraße.

Diese Straße führt den Namen von Hans Baldung, einem der größten Künstler des 16. Jahrhunderts, gleich hervorragend als Maler wie als Kupferstecher und Formschneider. Er ist höchst wahrscheinlich ein Sohn des kaiserlichen Notars Johannes Baldung zu Smünd.

Durchaus neue Bauten.

Turmstraße (und Turmgäßchen).

Wasserturm. Gehörte wie der benachbarte Rinderbacher Turm der äußeren Stadtbefestigung an. Wird von einem Kestkanal, genannt Höferlesbach, durchflossen.

Nr. 2. Kokoko-Portal.

Nr. 10. Um Haus ein altes Muttergottes-Relief.

Nr. 19, 21, 23. An die Ringmauer angebaut.

Königsturmstraße.

Schöne neue Straße mit meist ansehnlichen, vornehmen Häusern.

Königsturm. Benannt nach dem einstigen Königsbronner Hof. Ueber 30 Meter hoch, der höchste und stärkste Turm der äußeren Befestigung. Halbbrund, auf der Rückseite ein hübscher Holzeinbau. Der Turm enthielt die schwersten reichsstädtischen Gefängnisse.

Wilhelmstraße.

Evang. Gemeindehaus. Erbaut 1914/16 von M. Elsässer.

Oberbettringer Straße.

Nr. 19. Neues evang. Stadtpfarrhaus.

Untere Zeiselbergstraße.

Führt am Fuße des Zeiselbergs vorbei, der eine prächtige Aussicht bietet. Nach der Sage stand auf diesem vorspringenden Hügel einst eine Burg. Am Fuße sollen um 1870 Reste einer römischen Wasserleitung aufgefunden worden sein.

Arlerstraße.

Diese schöne, gartenreiche Straße ist nach der berühmten Künstlerfamilie der Parler benannt worden. Heinrich Parler (der ältere) erbaute das Schiff, sein Sohn Johannes wahrscheinlich den Chor der Heiligkreuzkirche. Letzterer war auch tätig als Münsterbaumeister in Freiburg und Basel. Auch die weiteren Söhne Heinrichs, nämlich Heinrich (der jüngere), Peter und Michael waren große, weit berühmte Meister. Heinrich wirkte mit beim Dombau in Mailand, Peter wurde von Kaiser Karl IV. 1356 als Dombaumeister nach Prag berufen, wo er wie in andern böhmischen Städten hervorragende Bauwerke schuf. Michael war ebenfalls in Prag tätig. Sehr wahrscheinlich waren auch die drei ersten Baumeister am Ulmer Münster

(Heinrich I., Michel und Heinrich II.) niemand anders als Heinrich Parler und zwei seiner vorgenannten Söhne.

Sebaldsstraße.

An dieser Straße stand die 1834 abgebrochene Sebalduskapelle.

Nr. 28. Werthaus. Ein Fachwerthaus von hübscher Zeichnung. Enthielt bis 1874 die Ställe für die Artilleriepferde. 1921 für die Feuerwehrzentrale umgebaut.

Nr. 25. Unheimelndes Barockhaus, 1759, v. Keller.

Paradiesstraße.

Nr. 20. Paradies. Enthielt früher die Blindenanstalt. An der Siebelseite war in einem alten Bild das Paradies dargestellt.

Nr. 9. Empire-Portal.

Nr. 12. Rems-Zeitungs-Gebäude. Die Rems-Zeitung besteht seit 1803.

Waldstettergasse.

Nr. 18. Torhäuschen. Um 1780 erbaut. Ein gefälliges Häuschen.

Nr. 11. Schönes Oberlichtgitter. Das Haus war früher der Gasthof zum „Röfle“.

Nr. 2 und 4. Kokoko-Portale.

Ziegelgasse.

Dieses Gäßchen erinnert wieder recht an vergangene Zeiten.

Nr. 1a. Ein eigenartiges, urgemütliches Häuschen mit absonderlichem Siebel.

Weissensteiner Straße.

Nr. 38. Metallwarenfabrik von Erhard & Söhne, einer der größten Fabrikbetriebe der Stadt.

Nr. 33. Margaritenheim. Wöchnerinnen- und Säuglingsheim. Eröffnet 1921. Eigentum der Kongregation von Untermarchtal.

Heugenstraße.

Nr. 5. Kanisiushaus: Bisch. Kommunikantenanstalt für Diaspora-Kinder und Zentralsitz des Diözesan-Paramentenvereins.

Rechbergstraße.

Nr. 48. Fachschule und Kunstgewerbemuseum. Erbaut 1907/9 durch M. Elsäfer.



Fachschule und Gewerbemuseum.

Das schöne, der Landschaft gelungen angepasste Gebäude enthält die Fachschule für Edelmetallindustrie, die Probier- und Forschungsanstalt mit ihren Laboratorien, die städt. Sammlungen einschließlich der Julius Erhard'schen Altertümersammlung, das Kunstgewerbemuseum, die Sammlungen des Vereins für Naturkunde und in zwei Sälen eine Filialgalerie der Stuttgarter Gemäldesammlung. Ein Besuch der verschiedenen Sammlungen, insbesondere der vielseitigen und reichhaltigen, sehr lehrreichen Altertümersammlung wird jedermann hoch befriedigen.

Josephstraße.

Josephtapelle. Erbaut 1677. Renaissance, eine Nachbildung der Herrgottsruhtapelle. 1905 restauriert.

Altarauffatz in Kokoko. Schönes Steinbildwerk von 1518, den Tod Mariens darstellend. Das Gegenstück, der Tod des hl. Joseph, ist eine Holzschnitzerei von 1709.

Karlstraße.

Nr. 58. Realgymnasium. Erbaut 1903/4 von Stadtbaumeister Herkommer.



Kath. Lehrerseminar.

Leffingstraße.

Nr. 7. Kath. Lehrerseminar. Erbaut 1902/5 von Oberbaurat Beger. 92,2 Meter lang, bedeckt eine Grundfläche von 18 Ar. Der Bau kam auf 740000 Mark zu stehen. Der mächtige Sockel und das Erdgeschoss in Rustika. Auf einem Gurtgesims stehen am Mittelbau und den Flügelbauten Eck- und Zwischenpilaster, die das Hauptgesims getragen und eine vortreffliche Teilung der Fassade hervorrufen. Die Tür und Fensteröffnungen schmiegen sich in wohlbedachten Verhältnissen in die Architektur ein. Zu dem dunkleren Blaugrün der Haussteinflächen ist der helle, graugelbe Ton der Fassadenflächen wohl gestimmt.

Uferstraße.

Eine gartenreiche neue Straße.
Nr. 16. St. Ludwig. Höhere Töchterschule und Institut. Erbaut 1892/93.

Katharinenstraße.

Nr. 2. Oberamtsparatasse.
Nr. 9. Am Gebäude Wasserpeier, Rinnkästen, Gassen-
spiegel.
Nr. 16. St. Joseph. Enthält die Privattaubstummen-
anstalt und ein Pensionat. Im Garten ein prächtiger
Barock-Bildstock von 1691.
Nr. 41. Bürgergarten. Jugendherberge des Schwäb.
Albvereins (seit 1920).

St. Katharina. Einst das Siechenhaus für Sieche
und für „ussezele“ (Ausfäzige); schon 1326 urkundlich ge-
nannt. Hinter dem Gebäude war einst die „Köpffstätte“.
Der Hohlweg, der am Hause vorbeiführt, ist römischen
Ursprungs.

Katharinenkapelle. Aus dem Anfang des 14.
Jahrhunderts. 1749 und 1922 erneuert. Hübsche Ein-
gangspforte, schöner Barockaltar mit reizenden Putten und
Engeln, flott gemalte Fresken von Wannemacher (1753),
spätgotisches Sakramentshäuschen, geschnitztes Stuhlwerk.
Bei der Kapelle war einst ein Friedhof.

Allestraße.

Ein reizendes Villensträßchen mit stimmungsvollem
Abschluss. Benannt nach dem Taubstummenlehrer Alle.



2. Ein Gang auf den St. Salvator.

Heiligkreuzkirche, Salvator, Rechberg — drei Namen,
die dem Gmünder tief ins Herz geschrieben sind, drei Stätten,
ohne die er sich seine Heimat kaum denken kann. Einer
derselben, dem lieblichen Wallfahrtsort St. Salvator, soll
unser heutiger Gang gelten.

Vom Bahnhof aus sind wir in einigen Minuten am
Fuße des Kreuzwegs angelangt. Dieser windet sich an
einem sonnigen Hügel hinauf, um den Gärten und Wälder
ihre Kränze winden. Der Hügel heißt Nepperberg, ur-
sprünglich Neberberg, das ist Bohrerberg, welcher Name
auf die dortigen Felsenhöhlen anspielt. Neben dem Weg
stehen Tempelchen mit lebensgroßen, spätbarocken Holz-
figuren (18. Jahrhundert), dazwischen 6 steinerne Bild-
stöcke, von denen 5 aus der Zeit von 1621 bis etwa 1630
stammen. Die Bildwerke dieser Heiligtümer sollen den
Pilger zur frommen Betrachtung des Leidens des Er-
lösers anregen. Sind auch einige Schergenfiguren der
Wegkapellen etwas roh und abschreckend gehalten, so
wirken doch die Bildwerke im allgemeinen in der eigen-
artigen, lebensvollen und tiefersten Darstellung der Pas-
sionszenen ergreifend auf das gläubige Gemüt. Manche
Figuren sind wirklich von edlem, erbauendem Ausdruck,
so die des Heilandes und seiner Mutter und die ganze
Gruppe im oberen Raum der Eccehomo-Kapelle (5. Kap.).
Im untern Raum der letztern erquickt das Herz-Jesu-
Brünnelein, das sich in eine schöngeformte Steinschale ergießt,
den Pilger mit seinem vorzüglichen, viel begehrten Wasser.
Nach dieser Kapelle folgt ein reich verzierter Bildstock
mit hübschem Säulenschaft (1621). Von den Figuren

der Kapelle mit der Darstellung der Kreuzannagelung hat der Scherge, der unten am Kreuze bohrt, im Volksmund seit alters eine gewisse Rolle gespielt. Er wird der „Näberle“, d. h. der Bohrer, genannt (naben im Mittelhochdeutschen = bohren). Früher hat jedes vorbeigehende Kind den Näberle angespuckt. Hat jemand Ueberfluß an Schönheitsmängeln, so wird er von den Gmündern gern mit dem Salvatornäberle in Beziehung gebracht. An dem Felsen mit den drei Kreuzen befindet sich ein wertvolles Relief von A. Vogt, eine Kreuzerhöhung. Darüber sind im Felsen ovale Höhlungen, vom Volksmund scherzhaft „Salvatorbrille“ genannt. Wer etwas nicht sehen will, „dem muß man die Salvatorbrille aufsetzen.“

Recht stimmungsvoll wirkt die Muschelkapelle. Im Hintergrund sehen wir am Fuße des Kreuzes eine Pieta, ein Bild mit seelen- und hoheitsvollem Ausdruck. Die Gebetszettel am Gitter bekunden, wie hier so manches bedrückte Herz sein Leid der Mutter der Schmerzen klagt und um deren Fürbitte fleht. Zur Rechten der Pieta steht der Bußprediger Johannes der Täufer, zur Linken Petrus mit dem Hahn, seine Verleugnung beweinend. In den Nebenräumen sind weitere Bußgestalten: Magdalena, in einer Felsenhöhle vor dem Kreuze betend; Hieronymus, der große Kirchenlehrer, der als Büßer in der Wüste lebend, sich mit einem Stein die Brust zerschlägt und in der Furcht vor dem Weltgericht in die Worte ausbricht, die das offene Buch, das vor ihm liegt, verkündet; Eustachius, berühmt als Feldherr, noch ruhmreicher als Martyrer, dem nach der Legende auf der Jagd zwischen dem Geweih eines Hirsches ein Kreuzifix erschien, was ihn zur Annahme des Christentums bewog; Alerius, der um Christi willen Eltern, Braut und Reichthum verließ, lange als Einsiedler in der Wüste lebte und dann als Bettler unerkannt unter der Stiege seines elterlichen Hauses wohnte, wo er, einen Brief an die Eltern zwischen den erstarrten Fingern haltend, eines Tages tot aufgefunden wurde. So ist die ganze Kapelle auf den Geist

der Buße gestimmt. Sie wirkt wie eine Illustration zu Dantes ergreifender Mahnung:

O blindes Menschenkind, betörte Seele,
Die du nach Eitelkeiten drehst die Stirne
Und fliehst die ewig schöne, lichte Sonne,
In der allein dein Herz in Frieden ruhet!

[Divina Commedia.]

Beachtung verdienen auch die kunstvoll geschmiedeten Abschlußgitter mehrerer Kapellen (aus der Zeit von 1789 bis etwa 1793), Werke der rühmlich bekannten Schlosserfamilie Storr.



Salvatorkirche.

Wir stehen auf dem höchsten Punkt des Stationenwegs, auf der Felterrasse mit den drei Kreuzen. Hehre Würde und himmlische Milde und Sanftmut sprechen aus dem Antlitz des schönen Christusbildes. Von dieser Höhe aus hat man einen herrlichen Rundblick. Der Talgrund zeigt das volle Bild der Stadt, umgeben von einer blühenden Landschaft, die von dem blauen Bergwall der Alb und den dunklen Kuppen des Schwabenwaldes umrahmt wird.

An dem hübschen Kaplaneihaus vorbeigehend (1770 von J. M. Keller aus Mitteln der Stiftungen der Familie Debler erbaut), gelangen wir zur Wallfahrtskirche, einem Kirchlein so merkwürdig und eigenartig, daß seinesgleichen wohl in ganz Deutschland nicht mehr gefunden wird. Die beiden übereinanderliegenden Kapellen, aus denen

es besteht, sind samt vielem Bildwerk und einem Teil des Turms aus den Sandsteinfelsen des Keupers gehauen worden. Nur die Vorhalle der obern Kapelle und der größte Teil des Turms wurden aus Stein erbaut. An der malerischen, von Bäumen beschatteten Fassade erblickt man mannigfaltige Fensteröffnungen, Pforten, eine Außenkanzel, einen Wandbrunnen und eigenartige bildliche Darstellungen. Alles so altertümlich und fremdartig, fast märchenhaft und doch so anmutend und traulich! Es ist uns, als träten wir in die Katafomben des Urchristentums, wenn wir in die untere Kapelle den Fuß setzen. Diese weihvolle Stille in dem halbdunkeln grottenartigen Raum, dessen Wände von allerlei Nischen malerisch zerklüftet sind! An der östlichen Wand sieht man ein aus dem Felsen gemeißeltes Kalvarienbild, das als Gnadenbild verehrt wird. Von diesem Bilde hat der Wallfahrtsort den Namen Salvator, d. h. Erlöser erhalten. Am Querbalken des Kreuzes steht in goldenen Lettern:

„Dis bild bedeutet gott den Herrn
den soll man in seinen heiligen Ehren
nit das das bild gott selber sei
sondern das man gotts gedent dabei.“

Ueber dem Bild befindet sich eine lateinische Inschrift und daneben die deutsche Uebersetzung, die also lautet: „Dies kreuz wurde ausgehauen etlich Jahr, ehe Smünd mit einer Mauer umgeben war“. Demnach wäre das Bild über 800 Jahre alt; allein diese Inschrift stammt aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und hat deshalb keine geschichtliche Beweiskraft. Das Inventar der Kunst- und Altertumsdenkmale von Württemberg nennt das Werk überarbeitet und weist es mit einem Fragezeichen dem 13. Jahrhundert zu, während Stadtpfarrer R. Wefer in Ulm-Söflingen, dessen gründliche, sachkundige Forschungen schon manches dunkle Blatt der Smünder Ortsgeschichte erhellte haben, der Ansicht ist, daß diese Kreuzigungsgruppe 1617 von Vogt erstellt wurde. Der Altar stellt die Verklärung auf Tabor dar. Moses und Elias stehen anbetend zu beiden Seiten des Herrn. Petrus ist auf

die Knie gesunken, Johannes ergeht sich in beschaulicher Seligkeit, und Jakobus verhüllt das Auge vor dem Strahlenglanz des Verklärten. Vom Pfeiler gegenüber schaut, von Engeln umgeben, Gott Vater herab und im Deckenrelief schwebt als Taube der Heilige Geist. Als man 1920 den Altar erneuerte, kam der jehige Altar, der in den vorherigen eingemauert war, zum Vorschein. Die ungewöhnlich tiefe und dicke Mensa und das Retabulum sind aus einem einzigen Stubensandsteinblock gehauen und



felsenkapelle auf dem Salvator.

zeigen außer einem aufgemalten Herzen mit drei Nägeln keine Verzierung. Das Retabulum, in der Mitte giebel-förmig, ist unsymmetrisch. Der Unterbau des Altars ist aus Backsteinen erstellt und von einer etwa 15 cm dicken und 70 cm langen und ebenso breiten Lias-sandsteinplatte durchzogen. Inschriften der Kapelle besagen, daß solche im 6. Jahr der Regierung des Kaisers Matthias (1612 bis 1619) renoviert und 1618 durch den Generalvikar des Bischofs von Augsburg eingeweiht wurde. An der nördlichen Wand sind viele Votivgeschenke aus Wachs, auch Stöcke und Krücken aufgehängt, welche von denen gegeben

wurden, die in ihren Nöten in diesem Kirchlein Erhörung ihrer Bitten gefunden haben.

Eine Inschrift in der Kapelle erinnert uns daran, daß das Hauptverdienst um die Erstellung des Salvatorkirchleins einem Heinrich Pfennigmann gebührt, der Vikar in Sulzfeld am Main war, wo er in der Pfarrkirche begraben liegt. In seinem Testament (1616) vermachte er „seinem Vaterland Schwäbisch Gmünd“ außer andern auch 200 Gulden „für Reparierung des Eppersteins“, weshalb er in einer Inschrift über dem Portal der Kapelle „huius criptae reparator“ genannt wird.

Neben der unteren Kapelle steht der Turm, der in schlichter Renaissance gehalten ist. Die Relieftafel über dem Eingang zeigt uns drei Männer mit Rosenkränzen in der Hand, kniend vor einem Kreuze. Sie waren eifrige Mithelfer bei der Erstellung der Felskirche. Ihre Namen verkündet die darunter befindliche Inschrift: „Als anno 1617 diser Stain oder Kapel renoviert worden, sein Herren Stettmeister in der Regierung gewesen Jakob Spindler, Balthas Pfeningmann und Martini Grieb“. Stättmeister Balthasar Pfennigmann war ein Bruder des genannten Geistlichen Heinrich Pfennigmann.

In der Vorhalle der oberen Kapelle steht ein sogenanntes Palmeselbild, das noch aus gotischer Zeit stammt. Ein Berliner Kunstfreund bot hiefür vor einigen Jahren 10 000 Mark, blizte aber ab. Bei der Prozession am Palmsonntag geleiteten früher die Metzger diese Figur, und deren Kinder saßen dabei auf dem Postament des Palmesels. Diesen Vorzug hat sich nach der Deblerschen Chronik die Metzgerzunft dadurch erworben, daß sie 1546 dem abziehenden Kriegsvolk des Schmalkaldischen Bundes den geraubten Palmesel wieder abjagte. Eine an der Ostwand der Vorhalle aufgehängte Holztafel gibt wichtige Aufschlüsse zur Baugeschichte des Salvators. Sie enthält in drei Reihen neun Bilder über dessen früheres Aussehen. Darunter ist unter anderem zu lesen: „Anno 1622 ist mir Christoph Friedel, Maler, von einem ehrsamem Rat anbefohlen worden, diese Wallfahrt oder Neperstein abzu-

reißen (zu zeichnen, zu malen), wie allhie zu sehen, und dann wieder neu an Tag gebracht worden (restauriert worden), geschehen 18. Januar 1662“. Von der Vorhalle aus gelangen wir in die obere Kapelle, eine Stätte friedvoll und feierlich, so recht zur Andacht stimmend. Den Altar ziert ein wertvolles Mariä-Schmerzensbild (1536), das aus der ehemaligen Weitzkapelle oder aus der Herrgottsruhtkapelle stammt. Den einen Seitenraum der Kapelle nimmt ein Oelberg ein, der noch gotischen Charakter zeigt bis auf die Soldaten, die sich als echte Renaissancegestalten darstellen. Der Meister, der ihn aus dem Felsen schuf, hat — das zeigen die ganze Anlage, die würdigen Figuren und Figürchen — mit Herz und Hand an diesem hübschen Werke gearbeitet. Der Meister ist Kaspar Vogt, der bedeutendste Baumeister und Bildhauer Gmünds im 17. Jahrhundert. Beide Kapellen und auch fast alle Bildstöcke des Kreuzwegs hat er, vom Magistrat der Stadt beauftragt, erstellt, die untere Kapelle 1617, die obere 1620. Die Einweihung der Kapellen erfolgte durch Weihbischof Petrus Wahl von Augsburg (1618 bezw. 1623). Von dieser Zeit an wurde die Felskirche von den Bewohnern der Stadt und vom benachbarten Landvolf zahlreich besucht. Es darf aber als sicher angenommen werden, daß dem Orte, wo das Salvatorheiligtum steht, schon lange vorher eine religiöse Bedeutung irgend welcher Art zukam. Das geht nicht nur aus verschiedenen Inschriften aus der Erstellungszeit der Kapelle hervor, sondern auch aus der „Beschreibung des Eppersteins oder Salvatoris“ von dem „hochbereumbten und fürnemen Herren Leonardo Frizen, beider Rechte Doctore, der Röm. Kayß. Reichstatt Schwäbischen Gemunde bestellten Syndico und Advolaten anno 1620“. Da diese Schrift, die in drei Abschriften noch vorhanden ist, den 1646 erfolgten Tod von Kaspar Vogt berichtet, kann sie nicht im Titeljahr entstanden sein; jedenfalls wurde sie aber vor 1652 verfaßt, da bei ihrer Aufzählung der Gmünder Klöster das in letztgenanntem Jahr erbaute Kapuzinerkloster noch nicht genannt wird. Es mußte Fritz bekannt sein, wie

die Salvatorhöhle vor Erstellung der untern Kapelle ausgesehen hat, da er nachweisbar schon vor 1614 in Smünd gelebt hat. Weiß auch Frik über den Ursprung des Salvators keinen geschichtlichen Beleg beizubringen — seine Angabe, die Höhle hätte ums Jahr 600 den Christen der Gegend bei Verfolgungen als Zufluchtsort gedient, bezeichnet er selbst als eine unerwiesene „Meinung“ und „fürneme Mutmaßung“ — so ist aus seinem Büchlein doch immerhin ersichtlich, daß in der untern Salvatorgrotte schon vor der Einbauung einer Kapelle, also vor 1617, ein Altar, ein Kreuzigungsbild, ein weiteres Bild Christi und einige Heiligenbilder vorhanden waren. All das scheint aber zerfallen und verwahrlost gewesen zu sein, denn Frik bemerkt, daß der „heilige Ort“ dem Aussehen nach etwa 900 Jahre „liederlich verlassen und wüst gelegen“ und „wenige Jahre vor der Reparierung“ ein Aufenthalt für Diebe gewesen sei. Die halbverwitterten religiösen Gegenstände, deren Herkunft dunkel war, müssen der Gruft etwas Sagenhaftes und Geheimnisvolles verliehen haben, womit wohl auch die Stiftung Pfennigmanns in Verbindung zu bringen ist.

Unmittelbar neben dem Turm ist eine Lourdesgrotte und etwas weiter oben eine Felsenhöhle. Wie die Nischen in den Wänden und Reste eines Steinherdes erkennen lassen, war letztere einst bewohnt. Sie diente nach der Erstellung der Kapellen einem sogenannten „Bruder“, der die Stelle eines Mesners versah und die Aufsicht beim Heiligtum führte, zur Behausung. Wenige Schritte vom Turm entfernt, im Kaplaneigarten, befindet sich eine weitere Höhle, die jetzt durch Schutt teilweise ausgefüllt ist. Noch vor etwa 80 Jahren wohnte in ihr eine Klausnerin. Es lebt noch ein alter Mann, der ihr als Knabe oft eine Suppe hinauftrug. Die Fortsetzung dieser Höhle bildet ein Felsengang, in den man noch einige Meter weit eindringen kann. Eine Verschüttung hindert ein weiteres Vordringen. Nach einer sagenhaften Ueberlieferung, die schon um 1650 erwähnt wird, soll dieser unterirdische Gang bis zum Kloster Lorch gehen: Was gab wohl den

Anlaß zu dieser Sage? Wahrscheinlich der Umstand, daß die römische Grenzmauer, die sogenannte Teufelsmauer, vom Salvatorberg nach Lorch führte. Das Volk war nämlich, worauf schon 1821 Professor A. Buchner in einem Werke über den Eimes aufmerksam macht, vielfach der Ansicht, daß die Römerwälle unterirdische Gänge enthalten hätten. Die genannten Höhlen sind, wie sich aus der Natur der Keuperformation ergibt, zweifellos künstlich gemacht. Für ihr hohes Alter zeugt eine Beschreibung Palästinas aus dem Jahre 1483, in der vom Verfasser, dem berühmten Dominikaner Felix Faber († 1502 zu Ulm) darauf verwiesen wird, daß die Jakobshöhle bei Jerusalem den Höhlen bei Smünd auffallend ähnlich sei.

Den Archäologen hat es der Salvator besonders angefallen. Einer derselben weist die Gule in einer Außenwandnische der Kirche der jüngern Steinzeit zu. Ein anderer vermutet in den Höhlen, aus denen die Kirche hervorging, uralte Kultstätten aus heidnischer Zeit. Archäologie-Professor und Dichter Ernst Edler v. d. Planitz versuchte nachzuweisen (Beil. 3. Germania, Nr. 7 und 8 1922), daß zur Zeit der Römerherrschaft die Höhlen dem Mithrakult der Soldaten gedient hätten und hierauf von den ersten Christen der Gegend für ihren Gottesdienst benützt worden seien, so daß in dem Salvator die älteste christliche Kultstätte Deutschlands zu erblicken sei. Die Beweisführung hierfür war aber unzulänglich. Es ist recht unwahrscheinlich, daß die Salvatorhöhlen die Mysterien des Mithra, des persischen Lichtgottes, geschaut haben. Weder mithrische Bildwerke noch Knochenfunde geopferter Tiere weisen darauf hin, wie denn überhaupt in Rhätien, dem unsere Gegend zugehörte, Funde des Mithrakultes sehr spärlich sind. Der Name Salvator und die „Sage“, die Höhlen hätten den ersten Christen als Zufluchtsort gedient — zwei Stützpunkte in der v. d. Planitzschen Beweisführung — gehen nicht über das 17. Jahrhundert zurück.

Hunderttausende von Wallfahrern sind im Laufe dreier Jahrhunderte den Stationenweg hinaufgepilgert, Leute aus allen Ständen, darunter auch manche Bischöfe und

selbst ein König, nämlich König Ferdinand von Ungarn und Böhmen, der nachmalige Kaiser Ferdinand III., der 1636 diesen Wallfahrtsort besichtigte und die merkwürdigen Kapellen bewunderte.

Im Weltkriege hat der Salvator, an der Heerstraße nach dem Westen gelegen, manchen Zug von Kriegern begrüßt, vielen Bitten und heiligen Gelöbnissen gelauscht und oft stille Tränen beim Abschiednehmen geschaut. Vom 9.—16. September 1917 wurde das 300jährige Jubiläum des Heiligtums unter riesigem Andrang von Stadt- und Landbevölkerung begangen.

Die untere Kapelle der Kirche wurde 1920 renoviert; im folgenden Jahr wurde mit der Erneuerung der Wegkapellen begonnen.

Wieviele Kreuze sind den Kreuzweg des Salvators schon hinaufgetragen und zu dem Fuß des Kreuzes des Erlösers niedergelegt worden! Wie viele Seelen fanden hier Hilfe, Trost und Frieden!

Mühsam schreiten die Beter hinauf den steilen Hügel,
Bis sie erklimmen den Fels, da drei Kreuze ragen empor.
Da rastet der Fuß des Pilgers, wird ruhig das pochende Herz,
Und verklärt von sonnigem Lichte erblickt man Täler und Höhen.

○ Kreuz, du hohe Warte, die Sinn und Herz erhellst,
○ Kreuz, du Ruhestätte für eine ganze Welt,
○ Kreuz, du Friedenszeichen für Herzen wirr und bang,
○ Kreuz, du Siegesbanner auf hartem Pilgergang!

Mögen noch in fernster Zukunft von diesem Gnadenort Segensbrunnlein herniedersfließen in das Tal, stärkend und belebend die Treue und Liebe zu jenem Salvator, dessen Siegeszeichen die hohen Felsenzinnen tragen!

(Eine eingehende Salvatorbeschreibung bietet das Salvatorbüchlein von Stadtpfarrer Weser, herausgegeben von Kaplan Zimmer).



3. Ins Taubental.

„Blauer Himmel, sonnige Tage
Ziehn in goldner Pracht vorbei:
Ja, noch ist es keine Sage,
Was der Dichter singt vom Mai.“

Mai ist's. Der Odem des Lebens zieht durch die laue Luft. Mit goldnen Feenhänden webt die Sonne am Wunderkleide der Natur. Der Flieder duftet, das Maiglöckchen nickt, der Buchfink schlägt. Fort aus dem engen Zimmer, hinaus in die wonnige Welt! Grillen und Sorgen, die laß ich zu Haus, „oder ich geb sie dem Frühlingswind, der trägt sie über die Berge geschwind“.

Doch, wohin soll der Weg führen? Dahin, wo jeder Gmünder in freien Stunden so gerne weilt: ins schöne Taubental.

Wir lassen den Bahnhof zur Einken und gehen durch die Bahnunterführung. Was soll hier der rote Strich an der Mauer? So hoch stieg das Wasser beim Wolkenbruch vom 7. Juli 1912. Etwas zur Rechten, vor der Seifenfabrik von Nittinger, steht ein schönes steinernes Kreuzifix aus dem Jahr 1776, renoviert 1896. Seine Inschrift ist eine sogenannte Chronoschrift, da in ihr auch eine Zeitangabe enthalten ist. Die großen Buchstaben, zugleich römische Ziffern, ergeben nämlich bei der Addition das Jahr der Erstellung des Kreuzes, also die Zahl 1776. Am Fuße des Salvators rieselt das Faberbrunnlein, ein niedliches Denkmal für den 1911 gestorbenen Kommerzienrat Albert Faber.

Noch einige Schritte und wir sind am Eingang des Taubentals. Obsthaine, in den Schnee- und Rosenschimmer der Blüten gehüllt, bedecken die welligen Talgehänge. Das trauliche Salvatorkirchlein, schmucke Villen und Wirtschaftsgebäude schauen zwischen dem hellgrünen Gezweig hervor, und im Hintergrund der Talschlucht erhebt sich auf waldigem Hügelkamm burgartig das Erholungsheim Schönblick. Der Frühlingswind kräuselt mit Silberwellen den blauen Weiher. Oben windet der Wald, vom Maien-

himmel überblaut, seinen grünen Gürtel um die Pforte des Tals. Bald darauf aber steigt er herab in die Talsohle und in all die Schluchten und Klüfte, die der Bach und die Bächlein in dem weichen Stubensandstein ausgehöhlt haben. Mit scharfgeschnittener Steine bekrönt der Ungulaten sandstein die Keuperböschung, die am Liasrande mit einem rotbraunen Letten, dem wanderlustigen Knollenmergel, bedeckt ist, der da und dort fast bis zur Talsohle herabgerückt ist.

Nun hinein in den Tannicht! Durch alle seine Luten flutet blaugoldnes Frühlingslicht, das mit hellgrünen Trieben die düstern Kronen schmückt. Auf dem Forsthaufe schwelgt in Maienlust Bruder Lustig, der Star; auf einer Zaunstange macht ein Rotschwänzchen höflich seine Bücklinge; aus dem Gebüsch erklingt das silberklare, feine Stimmchen des Rotkehlchens; drüben im Schlehenbusch sitzen goldgelbe Ammern aufgepludert in der Sonne und wehen ihr langweiliges Lied; aus der Tiefe des Waldes ertönen die süßen Flötentöne der Amsel.

Zwischen drei Wegen haben wir nun zu wählen. Am linken Hang windet sich in sanfter Steigung der Erhardsweg hinauf. Der um Gmünd so verdiente Kommerzienrat Julius Erhard ließ diesen hübschen Waldpfad 1870 durch beschäftigungslose Arbeiter erstellen. Dem rechtsliegenden Hang zu führt der Goldschmiedsweg. Er wurde im Kriegsjahre 1866, wo die Edelmetallindustrie ihren Betrieb nahezu einstellen mußte, von arbeitslosen Gold- und Silberschmieden auf Kosten der Stadtgemeinde angelegt. Am Beginn dieses Wegs liegt ein KinderSpielplatz, der 1914 vom Eingang des Tales hieher verlegt wurde. Die dabei erforderlichen Erdarbeiten wurden durch kriegsgefangene Franzosen ausgeführt.

Wir folgen dem mittleren Weg und kommen vorbei am Römerbrunnen. Der Name wird wohl damit zusammenhängen, daß durch das Taubental einst die befestigte römische Grenzlinie, die rätische Grenzmauer, führte. Für ein Römerwerk wurde früher von vielen auch eine Brücke im Tal gehalten, nämlich die „Catten-

brücke“, im Volksmund „Kaxenbrücke“ genannt. (J. A. Buchner 1821). Der Name Cattenbrücke geht wohl darauf zurück, daß man früher annahm, das Gebiet nördlich des Limes, das zur Römerzeit zum freien Germanien gehörte, sei von Catten bewohnt gewesen.

Die unweit des Römerbrunnens gestandene Schillereiche, so benannt 1905, wurde 1911 ein Opfer der Schlange, „die bricht wie dünne Halme den stärksten Baum entzwei“. Zu ihrer Nachfolgerin wurde ein Baum im Gewand Nepperberg erkoren.

Unsere weitere Wanderung geht dem oberen Erhardsweg und dem Amselbrunnenweg und dann dem „Rundweg zum Lindensirf“ nach. Nahezu eine Stunde lang Wald und nichts als Wald. Der Sand- und Lettenboden ist so recht das Herrschaftsgebiet der Nadelbäume. Siehe da und dort die mächtigen, etwa 150 Jahre alten Weißtannen, die an üppigem Wuchs mit den Edeltannen des Schwarzwalds wetteifern!

Schlanken Riesentindern gleich stehn sie da im Bunde,
Jedes erbt ein kleines Reich auf dem grünen Grunde.

Schmach und Gram umfängt sie nie, nimmer Lebensweue;
Schnell und mutig wachsen sie in des Himmels Bläue.

Wenn ein Stamm im Sturme bricht, halten ihn die Brüder,
Und er sinkt zur Erde nicht, schwebend hängt er nieder.

Sieg ich so im Farrentraut, schwindet jede Grille,
Und es wird das Herz mir laut in der Tannenstille.

Gottfr. Keller.

Den Weißtannen gesellen sich an manchen Stellen Fichten, Lärchen und Kiefern, auch Schwarzforchen, ja selbst ansehnliche Bestände von erotischen Bäumen, von Nordmanns-, Douglas-, Blau-, Balsam- und australischen Harztannen, von Weymouthskiefern und Thuja bei. Die Blautanne fällt auf durch ihre bläulichen, dünnen, stechenden Nadeln. Die Nordmannstanne, erkennbar an den blaugrünen, unten silberweißen und mit hellen Doppellinien gezierten Nadeln, hat ihre Heimat im Kaukasus und auf der Halbinsel Krim, die Douglasstanne mit ihren flachen, schmalen, einseitwendigen Nadeln in den Gebirgen

Nordamerikas. Letztere erreicht eine Höhe von 100 und eine Dicke von 3 Metern. Ihr festes, elastisches Holz wird besonders zu Masten benützt. Aus Nordamerika stammt auch die Weymouthskiefer, die mit ihrer glänzenden Rinde und ihren langen, fünfstrahligen Nadelbüscheln so ein blankes, frisches Bild bietet. Schade, daß viele dieser Kiefern tränkeln. Ein Schmarozerpilz setzt ihnen übel zu. Die Thuja gibt dem deutschen Wald einen fremdartigen, unnatürlichen Zug und mahnt zu sehr an Kirchofsduft und Gräberluft.

Das gesamte Waldgebiet des Tales und der angrenzenden Höhen ist, abgesehen von dem etwa 3,5 ha betragenden Waldbesitz des Erholungsheims Schönblick, Eigentum der Stadtgemeinde, die im ganzen 700 ha Wald besitzt, wozu noch 514 ha Spitalwald kommen. Die wohlgepflegten Wege und die vielen Ruhebänkchen bekunden, wie sehr die Stadtverwaltung und auch der Verschönerungsverein es sich angelegen sein lassen, dieses reizende Waldtal zu einem recht anziehenden und angenehmen Erholungsort für die Stadtbevölkerung zu gestalten. Dieser Aufgabe hat sich mit ganz besonderer Liebe und opferfreudigem Eifer Oberförster Huß († 1888), seinerzeit Vorstand des Verschönerungsvereins, unterzogen. Als Denkmal für ihn ist der am Wege liegende Umselbrunnen erstellt worden.

Wir durchwandern die Hallen des Hochwaldes. Waldesluft, Waldesduft, Waldesruhe, Waldespoesie! Dem Deutschen ist „der Wald sein liebster Aufenthalt“. Die Liebe zum deutschen Wald ist ein Stück vom deutschen Wesen. Inmitten der wonnigsten Gefilde fremder Länder regt sich in der deutschen Brust die Sehnsucht nach des heimischen Waldes Luft.

Ich komme von Italien her, ich will euch alles berichten,
Vom Berg Vesuv, von Romas Stern die alten Wundergeschichten.

Da singt eine Fey auf blauem Meer,
Die Myrten trunken lauschen.

Mir aber gefällt doch nichts so sehr

Als das deutsche Waldesrauschen.

F. v. Eichendorff.

Plötzlich dringen eigenartige Laute aus dem Dunkel des Forstes. U-huh-tu-kuh, a-huh-tu-kuh, tönt es schaurig. Es ist der Lockruf der Ringeltaube. Hu-a-u, hu-a-u, antwortet es vom düstern Hau. Das ist die Hohltaube, welche samt der Ringeltaube diesem Tale bei der Namensgebung Pate gestanden hat. Beide Taubenarten sind aber nicht die Stammeltern unserer Haustaube. Um diese kennen zu lernen, müßten wir in die Länder Südeuropas oder auch an die Felsküsten Englands und Norwegens reisen, wo die Felsentaube, die Stammform unserer zahmen Taube, zu Hause ist.

Der Waldesboden ist bald kahl, bald mit Efeu, Heidelbeerstauden, Farnen und Moosen überzogen. Bei den letztern, den Liliputanern der Waldstadt, ist jetzt Erntezeit. Schau, welch zierliche reife Kapseln die derben braunen Stiele tragen! Efeu windet da und dort jungfrische Girlanden um die kahlen Stämme der alten Tannen, und wo im Dunkel eine Lichtung ist, haben Anemonen, Waldmeister und Waldveilchen sich angesiedelt.

Der hübsche Waldweg überschreitet den Taubentalbach, der weiter unten sein Rinnsal in die Keuperfelsen tief eingegraben und es dabei zu einem kleinen Wasserfall gebracht hat.

Auf dem Bänkchen beim „Schönblick“ wollen wir etwas rasten. Ein Waldmeer umwogt uns. Wie von einer Riesenschere beschritten, zieht sich in schnurgeraden Linien der dunkle Hochwald auf beiden Seiten dem Talgrund zu. Dazwischen frischgrüner Jungwuchs und vor der offenen Spitze des Zwickels das Bild der türmereichen, vom Kranz der Gärten umwundenen und durchrankten Stadt, dahinter die kühnen Silhouetten der Albberge, vorab des Reckbergs mit seiner malerischen Ruine und dem ehrwürdigen Kirchlein, darüber des Frühlingshimmels lichtiges, golddurchflirtetes Blau. Ein hübscheres Landschaftsbild ist nicht leicht zu finden, auch was die zarten, fein abgetönten Farbenakkorde des Gemäldes anbelangt.

Im Hintergrund krönt den Waldhang das Christliche Erholungsheim

Schönblick,

450 m hoch gelegen, erbaut in den Kriegsjahren 1914/15, eröffnet am 2. Juli 1916. Es ist herausgewachsen aus der kirchlichen württembergischen Gemeinschaftsbewegung, deren Gliedern es einen angenehmen Erholungsplatz bietet, wobei durch Bibelkurse und andere Veranstaltungen auch den religiösen Bestrebungen dieser Vereinigung Rechnung getragen wird. Das vornehm gehaltene und doch so heimelige Gebäude, zu dem die Firma Klatte & Weigle in Stuttgart den Bauplan lieferte, fügt sich reizend in das herrliche, reich bewegte Landschaftsbild ein. Bei der Erbauung wurden außer deutschen Arbeitern auch gefangene Franzosen aus dem Smünder Gefangenenlager, sowie italienische Arbeiter unter einem italienischen Unternehmer beschäftigt. In den Grundstein wurde eine mit Urkunden gefüllte Granatenhülse aus dem Felde eingemauert. Das Hauptgebäude enthält 86 Fremdenzimmer für 100 Gäste, einen großen Speisesaal und einen geräumigen Betsaal. 24 Morgen eigener Grund und Boden, zur Hälfte Wald, umrahmen den schönen, stimmungsvollen Bau. Ueber die Verpflegung hört man nur Lobenswertes. 1918 beherbergte das Haus 1800 Gäste. Im gleichen Jahre erwarb es auch einen der oberen Vogelhöfe und 1919 die Wirtschaft zum Lindensirf, in der 1921 ein Kindererholungsheim errichtet wurde.

Der Weg führt nun durch die Herenklinge. Warum die Schlucht so genannt wird, ist unbekannt. Vielleicht haben die einstige Wildnis und die nahe Teufelsmauer (vor 100 Jahren noch sichtbar) die Phantasie des Volkes veranlaßt, diese Klinge zu einem Stelldichein der Unholdinnen zu machen. Uebrigens machte man auch in Smünd einst Jagd auf Heren und Herlein und überlieferte insgesamt 52 dieser Unglücklichen dem Henkerschwert oder dem Scheiterhaufen. Doch braucht darob niemand die Smünder krumm anzusehen; denn in ganz Deutschland, ja in ganz Europa, Italien allein ausgenommen, waren einst alle Volkstheile ohne Unterschied des Standes und der Religion vom Herenwahn, der im 16. und 17.

Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte, angesteckt. Uebrigens dachte man sich ursprünglich die Heren oder Hagedisfein, wie unsere Vorfahren sie bezeichneten, als holde, schlankgliedrige Gestalten, die im grünen Hage hausen. Erst später schuf sie der Volksglaube in besenreitende, bössartige Wesen um.

Wie wir weiter wandern, fährt auf einmal aus dem Unterholz Freund Lampe mit einem gewaltigen Satz hervor, um gleich darauf im nahen Dickicht zu verschwinden. Auch Meister Keinecke und Rehe kamen uns hier schon zu Gesicht. Von 1913 bis 1919 bildeten diese Wälder eine Freistätte für jegliches Wild, einen Naturschutzpark. In letztgenanntem Jahr wurde die Jagd darin wieder verpachtet, da in dieser Hungerzeit die Magenlogik über Gefühlsgründe gesiegt hatte.

Der Pfad führt nun dem Lindensirf zu. Weitgesprengte Laubgewölbe tun sich auf. Auf dem Hindenburgweg, vom Verschönerungsverein 1915 angelegt, wandern wir, vorbeikommend an der 1918 erkürten Hindenburgreihe und andern stattlichen Eichen, talabwärts, um nach wenigen Minuten wieder am Ausgangspunkt unserer Wanderung anzukommen.

4. Auf dem Lindensirf.

Ein Sommerabend. Er soll auf dem Lindensirf zugebracht werden. Vorbei an der einstigen Wirtschaft und jetzigen Villa „Ritterburg“, hinein in den Wald, an dessen Südrand sich prächtige Eichen emporrecken. Auf dem Hindenburgweg zur Höhe und dann ostwärts. Eichengrün, Tannendunkel, Buchendämmer; zuletzt eine Kuppe mit Linden und dazwischen eine Schutzhütte.

Einst zog sich der Wald bis zur Straße nach Mutlangen hinab. 1849 wurde aber der östliche Hügelhang abgeholzt und in Acker- und Gartenland umgewandelt. Arbeitslose Goldschmiede besorgten die Rodung. Abends

marschierten sie im Zug unter den Klängen der Stadtkapelle auf den Marktplatz, wobei gewöhnlich der Volkstribun, der Landtagsabgeordnete Forster, auf einem Schimmel vorausritt. Vor dem Rathaus kam eine Ansprache, dann löschte man den großen Durst, und hernach träumte man von besseren Zeiten. So verstanden es die gemüthlichen alten Gmünder, der Noth der Zeit erträgliche Seiten abzugewinnen.

Auf einer der Ruhebänke lassen wir uns nieder. Die Abendsonne spinnt ihre Goldfäden ums Gezweig und spielt in gleitenden Ringen auf den grauen Lindenstämmen. Von hohen Laubkronen herüber erklingt die silberhelle Weise einer Drossel, in die sich das frische Trillerliedchen einer Grasmücke mischt. Freudig lauscht das Ohr, das Auge aber ist trunken vom Anblick des wunderbaren Landschaftsbildes.

„Trinkt o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldenen Ueberfluß der Welt!“

Da unten ein weitgespanntes, tiefes, blühendes Thal, dessen Hänge in anmutigen, weichen Formen bald vorrücken bald zurücktreten und mit ihren villenreichen Gärten einen frischen Kranz um die Stadt winden, der seine Girlanden da und dort tief zwischen die Häuserreihen schiebt. Schon das Auge eines Goethe ruhte mit Wohlgefallen auf diesen Gartenhainen. Massig erhebt sich die Heiligkreuzkirche über das niedere Häuservolk, eine segnende Mutter inmitten ihrer Kinder. Die alten Thürme der Stadt blicken fragend auf die neuen Bauten, die an den Hügeln emporrücken, und auf die Menschen, die an ihnen vorüberwandeln. Wohl führt der Bergfried der wehrhaften Reichsstadt noch heute den Königtitel, aber seine Herrschermacht liegt begraben im Schutt der Vergangenheit.

Ueber gesegnete Fluren schweift der Blick hin bis zum düstern Fichtenrahmen des Welzheimer Waldes und dem blauen Riesenwall der Alb, deren weiße Felsen im letzten Kuß der Sonne erglühen. Dort erhebt sich, vom Silberflor des Abenddunktes umhüllt, ein Fürst unter den Bergen: der Hohenstaufen. Lichtumflossen schaut des Rechbergs

ehrwürdig Kirchlein, das Wahrzeichen der Gmünder Gegend, ins weite Land hinaus, und die Ruine tauscht träumerische Blicke mit der Felsensphinx und dem alten Burggemäuer des Rosensteins.

Lange betrachteten wir die herrliche Gegend. Da wird es, als ob die Berge, die Steine, die Ruinen und Thürme redeten. Die Albberge, die gewaltigen Wächter vor dem Juragebirge, erzählen von einer Zeit, da hier die Meeresswogen wild durch diese Landschaft brandeten, da winzige Korallentierchen die mächtigen Dolomittfelsen des Rosensteins erbauten und ungezählte Milliarden von toten Wassertieren mit dem Meeresschlamm sich zu dem Mörtel verbanden, aus dem im Lauf der Jahrtausende sich die Juraschichten formten. Ist doch die ganze Alb fast nichts anderes als ein Riesenleichnam, eine Grabstätte untergegangenen Lebens, auf deren Grabeshügel nun neues Leben sproßt!

Die Wogen der Zeit rauschen vorüber am versonnenen Geiste. Schon zeigt sich ein Dämmerchein der Geschichte. Rentierjäger durchstreifen die Gegend, erschlagen mit der Keule den Wolf und den Bären, deren Felle ihnen Kleider liefern, und erlegen mit Pfeil und Schleuder Rentier und Wildpferd, Elch und Reh, ihrer Höhlenfrau saftigen Braten in die Küche zu liefern. Eine spätere Zeit, ein anderes Bild. Mächtige Ringwälle umgürten den Rosenstein, den Hochberg und das Kalte Feld. Kriegsfeuer lohen auf den Höhen. Von allen Seiten strömt das Volk der Gegend zu den gewaltigen Völkerburgen auf den Bergen zum Schutz und Trutz gegen die anrückenden Feinde.

Die geschichtliche Zeit entrollt ihre Blätter. Der Schleier der Vergangenheit hebt sich, und Gestalten wandeln durch das Gelände und Ereignisse ziehen vorüber, die einst die Bewohner der Gegend oder gar die Welt in Atem hielten. Von diesem Hügel aus, in dessen Nähe die römische Grenzmauer vorüberging, spähten einst die römischen Soldaten ins Land der „Barbaren“. Von der Schirenhofstuppe dort blickte truzig hernieder ein starkes Kohortentastell, und ihm gegenüber, an der Grenze zweier

Provinzen, lag ein massiges Numeruskastell, roh erbaut aus unbehauenen Steinen, wohl zur Zeit der Not in Eile erstellt. Wieviele von jenen, die freiwillig oder gezwungen den römischen Adlern bis in diese Gegend folgten — Römer, Gallier, Briten, Perser, Arabier, Syrier und Söhne anderer Völker des eisernen Weltreichs — mögen hier fern der Heimat ihr Grab gefunden haben? Und wieviel Germanenblut mag an diesen Wällen und Festen der Grenzen geflossen sein? Unstillbarer Römerhaß tochte ja in unsern Stammesvorfahren, den Sueven, seit dem Tage, da sie, in gewaltigem Aufstiege unter dem kühnen Arriovist siegreich in Gallien eingedrungen, von Cäsars Legionen bei Vesontio besiegt wurden und damit die Blüte ihres Volkes und ihre Hoffnungen auf ein großes Reich vernichtet sahen. Aber sie verstanden es, ihre Zeit abzuwarten. Und sie kam. Am 260 n. Chr., wo den Römern von andern Feinden hart zugesetzt wurde, durchbrachen Sueven und Alemannen mit ungestümmter Kraft die Kette des Limes. Da widerhallten die Wälder von Kampftruf und Schlachtgeschrei, die römischen Bollwerke sanken in Schutt und Asche, und in furchtbaren, bis in das Herz Italiens sich ergießenden Wogen suchte die alemannische Flut das Römerreich heim.

In die Zeit der Römerherrschaft fällt wohl auch der Ursprung Gmünds. Die günstige Lage der Stadt, das Zusammentreffen mehrerer Römerstraßen, die Entdeckung einer römischen Wasserleitung (am Fuße des Zeiselbergs), Funde von römischen Münzen, römische Leberreste, die 1919 bei der Gräbt entdeckt wurden, und so manches andere weisen darauf hin.

Und die alte Römerstraße drunten im Tale, die jetzige Staatsstraße, wieviel könnte sie erzählen! Wie oft schon sind Kriegsheere gezogen durch dieses breite, fast geradlinige Tal, das vom Herzen des Schwabenlandes bis nahe an die Grenze Bayerns führt! Lassen wir einen Teil der wechselnden Bilder, welche dieses Tal geschaut, an uns vorüberziehen. — Die Straße erdröhnt von wuchtigen Schritten. Römische Kohorten marschieren von Klarenna

(Cannstatt) nach Aquilea (Aalen). — Es nahen blauäugige, blondlockige Alemannen und blondschopfige, riesige Sueven, voraus der Alemannenherzog in silberdurchwirktem Mantel, das Haupt von flammroter Tuchbinde umschlungen. Es ist eine germanische Kriegerschar, die auszieht, in fremdem Land Sieg und Beute zu suchen. — Eine Woge des Hunnenvolkes durchflutet das Tal. Die Alemannen, die Verbündeten Attilas, schließen sich dem Kriegszug an. Gallien, wo reiche Beute winkt, ist das Ziel der wilden Scharen. — Daß Karl der Große bei seinen Kriegszügen gegen die Böhmen und die Avaren auch durch das Remstal zog, gehört in das Gebiet der Wahrscheinlichkeit. Sicher waren schon unter Pippin dem Kleinen die fränkischen Heere im Remstal vorgeedrungen. Unweit des Ausgangs dieses Tals, bei Cannstatt, wurde i. J. 746 das Blutgericht abgehalten, wo Karlmann den Alemannenherzog Teutbald mit vielen Edeln des Alemannenvolkes hinrichten ließ. — Furchtbar mag sich die verheerende Kriegsflut durch das Remstal gewälzt haben in dem entsetzlichen Bürgerkrieg zwischen König Heinrich IV. und Herzog Rudolf von Schwaben. Friedrich der Staufer war ja im Schwabenland der treueste und eifrigste Anhänger seines Schwiegervaters, des Königs Heinrich. Damals kämpfte der Sohn wider den Vater, der Bruder gegen den Bruder, der Mönch wider den Abt, der Vasall gegen den Lehensherr. Mit Feuer und Schwert wurde gewüthet; Städte und Dörfer wurden zerstört, und wo noch eine Bauernhütte übrig war, da war doch keine Klaue, viel weniger ein Stück Vieh zu finden. Viele glaubten, die Zeit sei gekommen, da die Erde von Feuerflammen verzehrt und das Weltgebäude vergehen werde. Zweifellos sind schon damals manche der vielen Burgen unserer Gegend in Schutt und Asche gesunken, und so mag es vielleicht zu erklären sein, daß man von dieser und jener Burg nicht einmal mehr den Namen weiß. 1287 führte Rudolf von Habsburg, als er gen Herwartstein anrückte, um den übermüthigen Helfenstein zu züchtigen, seine Kriegsscharen durchs Remstal. Als Ludwig

der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich um des Reiches Krone stritten, fand wiederum der Kriegsbrand einen Widerschein auch in unsrer Gegend. In jene Zeit mahnt auch das Bischofsgrab in der Heiligkreuzkirche, in dem Heinrich von Schöneck ruht, vormaliger Bischof von Augsburg und zuvor Propst in Smünd († 1368), ein treuer Anhänger des gebannten Kaisers Ludwig. 1362 zog Karl IV. mit einem Heer durch das Remstal, um den Troß des Grafen von Württemberg zu brechen. 1393 zog eine Fehde des Grafen Eberhard des Mildens von Württemberg mit Smünd wohl die ganze Gegend in Mitleidenschaft. 1421 kamen in der Geroldsecker Fehde Streifzüge bis in die Nähe Smünds. 1462 sammelte sich das württemberg. Heer bei Smünd zur Belagerung des Hellensteins. 1525 wanderten die Kotten der aufrührerischen Bauern an der Stadt vorbei, und die Feuerflammen der Burgen Hohenstaufen und Waldau und der Klöster Adelberg und Lorch verkündeten ihr Zerstörungswert. 1546 bestürmten und eroberten Sachsen und Hessen die Stadt. Die Narben am Rinderbacher Turm und eine Geschützkuugel in der Heiligkreuzkirche sind noch Andenken an jenes Ereignis. 1552 marschierten Truppen des Herzogs Christoph durchs Remstal gen Ellwangen und 1554 gen Hohenrechberg. Der 30jährige Krieg trug auch in dieses Tal alle seine Schrecken. Mit ihm kam ein entsetzliches Gespenst, der Schwarze Tod. Noch vor einigen Jahrzehnten war auf dem Friedhof ein alter Grabstein vorhanden mit der Inschrift: „War das nicht eine harte Plag', 77 in einem Grab.“

In den folgenden Jahrzehnten zogen da unten wiederholt befreundete Kriegstruppen vorbei, so 1664 Franzosen und 1669 lüneburgische Völker. Sie eilten dem Kaiser zu Hilfe im Kampfe wider die Türken. Der Spanische Erbfolgekrieg brachte französische, bayrische, sächsische, württembergische, pfälzische und fränkische Truppen in das Remstal. Auch während des Oesterreichischen Erbfolgekriegs, besonders 1743, und im Siebenjährigen Krieg, namentlich 1763, durchzogen Kriegstruppen die Stadt und das Tal.

1805 sollen 200 000 Franzosen und Verbündete derselben durch Smünd marschiert sein. Napoleon traf zweimal hier ein, 1805 und 1809. Im ersteren Jahre nahm er mit seinem Mamelucken Wohnung im Rathaus. 1809 machte er Raft bei der Rinderbacher Mühle und ließ sich von der Müllerin ein Glas Wasser reichen, wofür er ihr 60 Franken Trinkgeld schenkte. Wieviele von den Hunderttausenden von Kriegern, die im Laufe der Zeiten, dieses Tal durchziehend, zu den Bergen unserer Heimat emporblickten, mögen ihre eigene Heimat nie mehr geschaut haben! Im Krieg von 1866 bildete die Rems die Demarkationslinie während des Waffenstillstands.

Auch den Boten des Friedens, die den Samen des Christentums in die Herzen unserer heidnischen Vorfahren senkten, mag dieses Tal den Weg in unsere Gegend gewiesen haben. Wann mag es wohl gewesen sein, da in unsrer Heimatgend erstmals sich ein Knie vor Christus beugte, sich eine Stirne mit dem Zeichen der Erlösung bezeichnete? Auch der gelehrteste Forscher müßte eine bestimmte Antwort darauf schuldig bleiben, aber wohl sicher war es weit früher, als man gewöhnlich annimmt. Wie zahlreich schon im 2. Jahrhundert die Christen im Römerreich waren, wissen wir aus den Schriften des hl. Justinus. Zweifellos gab es schon in den ersten Jahrhunderten auch in unsrer Gegend unter den römischen Soldaten, Beamten, Kaufleuten und der heimischen Bevölkerung Christen, wenn auch wohl in kleiner Zahl. Schon Arnobius (ums Jahr 300) berichtet, daß sich unter den Alemannen Christen befänden, und der trokige Alemannenkönig Hildbold erwies dem hl. Lupus († 479) ungeheuchelte Verehrung. Augsburg stellt aus dem Jahre 304 schon mehrere Blutzengen fürs Christentum, darunter die hl. Ufra. 580 bestand schon das Bistum Konstanz, dessen Sprengel später bis Waldstetten reichte. Ein alemannisches Gesetz aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts stellt den Bischof auf eine Stufe mit dem Herzog, sichert den Hörigen die Glaubensfreiheit und setzt hohe Strafen auf die Sonntagsentheiligung, was dafür zeugt, daß die Macht Wodans und Donars über die ungebärdigen Alemannenherzen gebrochen war.

Der neue Glaube wurde vertieft und belebt durch Lehre und vorbildliches Leben der irischen und angelsächsischen Glaubensboten (Kolumban, Gallus, Pirmin). Ums Jahr 700 wird so die Christianisierung des heutigen Württembergs und damit unserer Heimat vollendet gewesen sein, wofür auch spricht, daß der hl. Bonifatius wohl in den benachbarten Ländern Bayern, Franken und Hessen wirkte, unser Heimatland aber nicht betrat. Smünd selbst besaß schon vor dem Jahr 777 ein Klosterlein, eine Stiftung des berühmten Abtes Fulrad vom Kloster St. Denis bei Paris. In den Bezirksorten Mulfingen und Zimmern erhielt das von Kaiser Karl d. Gr. hochbegünstigte Kloster Lorsch (Hessen) schon 783 und 804 Schenkungen an Gütern, wozu eine Stiftung aus Iggingen vom Jahre 847 kommt. Für Zimmern ist 839 ein Gütertausch durch Kloster Fulda verurkundet.

Nun zieht es den Blick vom Talgrund wieder empor zu den Bergen, und neue Erinnerungen werden geweckt. Die Phantasie läßt wieder erstehen die Burgen, die einst stolz und trüzig von den Felsenhöhen niederschauten. Harfentlang und Minnesang, Jagdruf und Schwerterklang ertönen. In den Burghöfen hallen die Schritte tapferer Ritter, und aus den Kemnaten blicken schöne Augen in sittsamer Neugierde dem fröhlichen Treiben der Edelknaben und Falkoniere und dem kühnen Waffenspiel der Knappen zu. Die Tore der Burg Hohenstaufen öffnen sich und ein Jagdzug, voran Held Friedrich der Staufer und die schöne Kaiserstochter Agnes, sprengt dem Tale zu und macht Raft in Samundia, wo die herrliche neue Kirche, eine Stiftung Friedrichs, zum Gebet und ein stattliches Jägerhaus zu einem Imbiß einladen. Die Zeiten ziehen vorüber, und groß und mächtig schreitet nun über die Weltbühne dahin Kaiser Rothbart. Unter den Gestalten, die ihm nachfolgen, sehen wir eine weinende Frau, geschmückt von Tugend und Schönheit, gebeugt von Gram und Herzeleid: Irene, die Rose ohne Dornen. Wie sie beklaget ihren edlen Gemahl, den die Rache meuchlerisch gemordet? Den Schluß bildet ein lockiger Jüngling, und vor ihm stehen eine sorgenvolle Mutter und ein warnender väterlicher Freund, beide ihn

mahnend, nicht zu ziehen ins welsche Land, wo jeder Staufer nur Leid und Unglück gefunden. Der Jüngling entwindet und erscheint wieder, aber auf einem Blutgerüst kniend, die schneeweißen Arme zum Himmel emporstreckend, den Todesstreich erwartend. Auf der Burg Staufen steht am gleichen Tage die Sanduhr still, und bange Ahnungen martern der Mutter Herz. Nach einigen Wochen kommt aus welschem Land ein reisiger Bote in die Burg. Jammerrufe der unglücklichen Mutter antworten seiner Kunde.

„O hätte ich vernommen, mein Kind, dein bittres Los,
Ich hätte dich genommen auf meinen Mutter Schoß;
Ich wäre nicht gewichen, bis ich das Ziel erreicht,
Bis ich mit blut'gen Tränen des Tigers Herz erweicht.
Nun ward die Lebenshoffnung zu lauter Todesschmerz,
Vereinsamt, arm und blutig steht mein zerrißnes Herz.
Die Fürstin ist entkrönet, verödet Welt und Zeit,
Doch bleibet noch die Mutter und Lieb' und Ewigkeit.“

H. Knapp.

Verschwunden ist das stolze Kaiserschloß, und auch die benachbarte Stammburg der allezeit getreuen Marschälle der Hohenstaufen, der Grafen Rechberg, ist nur noch als Ruine vorhanden. Doch das Geschlecht des roten Löwen, der manchen blutigen Strauß mit dem Einhorn ausgefochten, blüht noch heute. Die feste Burg mit ihren 13 Türmen mag einst eine herrliche Zierde des Berges gewesen sein. Aber auch die düstere Ruine und vor allem die liebliche, weit hinausschauende Kirche schaffen mit den Felsenhäuptern wunderbare Stimmungsbilder.

Der blauen Reihe folgend weilt der Blick nun auf dem Stuißen, dem Kalten Feld und dem Hornberg, gut bürgerlich gebliebenen Bergen, die auf sich keine Burgen erstehen, aber auch keine fallen sahen. Wer weiß, ob sie nicht in der Zukunft noch zu Bedeutung gelangen, dann, wenn die Berggeister ihre Schaktammern öffnen, wenn Schwächte und Stollen in den Fuß dieser Berge dringen, um die Eisenerze auszubeuten und mit den billigen Steinkohlen, die der Rhein-Donaukanal bringen wird, zu schmelzen.

Es folgt der Bernhardusberg, dessen waldiger Rücken einst eine prächtige Kirche trug. Eine kleine Kapelle ver-

kündet nun dort oben des Schöpfers Lob und erinnert an St. Bernhard, den größten Heiligen seiner Zeit.

In einförmigen Flächen zieht der Riesenwall der Alb weiter, doch plötzlich, ehe er Abschied von unserer Heimatgegend nimmt, treten schroff und kühn die Felsmassen zusammen und vereinigen im Rosenstein nochmals alles, was auf weiter Alb zerstreut Schönes und Eigenartiges zu finden ist: schroffe Felsen, merkwürdige Höhlen, rauschende Bäche, seltene Tiere und Pflanzen, Denkmale aus der Steinzeit, uralte Ringwälle, eine sagenumwobene Ruine, eine herrliche Fernsicht.

Im fernen Duft verblauend sieht man noch die Albberge um Aalen, wo Eisenerze Berg- und Hüttenwerke hervorgerufen haben.

Einen reizenden Schmuck der Landschaft mögen ehemals die Burgen gebildet haben, die vom Hohenstaufen, Rechberg, Rosenstein und Granegg, von den Höhen bei Bargau und Waldstetten, vom Oberbettringer Sturz und bei der Rinderbacher Mühle herniederschauten ins Tal. Wohl 50 Burgen konnte man damals im Umkreis von einigen Stunden zählen, mehr zur Augenweide als zur Herzensfreude: denn die Schuhherren des Landmanns wurden nur zu oft zu seinen Zwingherren. So mancher Edelmann fand es ganz in der Ordnung, daß der Bauer und Bürger schwiße, damit der Edelherr in Samt und Seide, Silber und Gold, Hermelin und Zobel auf prachtvollen Pferden mit großem Dienertroß einherstolzieren konnte. Daß aber die Herren dieser und jener Burg unserer Gegend einst Raubritter gewesen wären, wie das Volk ebenso sicher wie beweislos behauptet, davon weiß die Geschichte nichts. Auch Hans Diemer von Lindach, der den Gmündern so übel mitspielte, würde sich bedanken, wenn man ihn dem adeligen Raubgesindel zuzählen wollte.

Nun sind die festen Schlösser bis auf wenige Ruinen verschwunden. Wind und Wetter, eigennützige Menschen, welche die alten Mauern als bequeme Steinbrüche ansahen, Schatzgräber und mutwillige Leute haben fast alles zerstört, was von alten Zeiten noch erhalten war. So ist

alles vergänglich, und nur der Ewige bleibet, der gerüstet ist mit Macht und die Berge gesetzt hat in seiner Kraft.

Die Sonne hat nun Abschied genommen. Das Zwielicht schleicht in des Waldes Gründe, und das Abendgold glüht durch die dunkeln Wipfel. Leise verklingt der Vöglein Lied. Ringsum hallen Abendglocken. Mit leiser Hand streift der Abendwind über die nickenden Zweige, und ein geheimnisvolles Raunen zieht durch die düstern Kronen. Es „gehet leise nach seiner Weise der liebe Herrgott durch den Wald“.

Immer dunkler wird's. Durch die Luten des Waldes kommt mit schwarzen Augen die Nacht gekrochen, die ihren sterngeschmückten Bogen über die träumende Erde ausspannt. Der Glühwurm schimmert durch den Strauch. Im Tal drunten blitzt auf Licht um Licht, und bald lassen nur mehr blinkende Lichterguppen und Lichterstreifen die Züge des Stadtbildes erkennen.

„Breit nun aus, du sternenschöne,
Atemstille Nacht,
Deine Schleier und verjöhne,
Wo ein Leiden wacht!“

5. Ins Schießtal.

Das Schießtal wird von den Gmündern weniger besucht als das Taubental, obwohl es diesem an Schönheit und Eigenart wenig nachsteht. Es wird durchflossen vom Sulzbach, für gewöhnlich ein harmloses Gewässer, bei Regengüssen aber ein wilder, ungestümer Geselle, der schon oft das Tal greulich verwüstete. So umbrandete er bei dem Wolkenbruch vom 7. Juli 1912 als reißender Fluß die Umfassungsmauern von Gotteszell, riß solche auf weite Strecke nieder und drang verheerend in die Gärten und Gebäude ein. Das Wasserstandszeichen von damals ist an der Südostecke der Mauer zu sehen. Kurze Zeit nachher, wo er sich wieder ungelassen gebärdete, fielen der Sohn und der Knecht des Klostermüllers beim nächtlichen

Heimgang in seine Fluten, wobei ersterer, ein braver Bursche, ertrank. So weist sich der Bach hin und wieder durch Gewaltstreiche als der Herr des Tales aus, über das er dem Namen nach längst die Herrschaft verloren hat; denn aus dem Sulzbachtal wurde schon im 13. Jahrhundert, als es in den Besitz des Dominikanerinnenklosters Gotteszell kam, ein Klostertal und dann 1821, als die württembergische Artillerie erstmals ihre Geschütze hier erdröhnen ließ, ein Schießtal.

Am Eingang des Tales stehen das Garnisonlazarett und die Strafanstalt Gotteszell. Wir lassen letztere zur Linken und kommen vorbei an dem Barackenlager, das 1868/69 erstellt wurde. Die ursprünglichen Baracken, leichtgebaute Häuslein mit Bretterverschalung, über die eine parkähnliche Anlage aus Laub- und Nadelbäumen ihr grünes Dach spannte, wurden im Januar 1916 abgebrochen und im Laufe des gleichen Jahres durch die jetzigen Baracken, die allen gesundheitlichen Anforderungen Rechnung tragen und wohnlich und zweckmäßig eingerichtet sind, ersetzt. Bei dieser Umgestaltung des Lagers fiel ein großer Teil der schönen Bäume der Art zum Opfer. Verschont blieb neben andern die rechts vom Eingang stehende Siegeslinde, gepflanzt 1871. Ein Gedenkstein neben der Straße, zwischen zwei Linden, erinnert an ein jung Soldatenblut, einen Dragoner, der unweit dieser Stelle bei einem Sturz seines Pferdes sein Leben lassen mußte (1903).

Als 1866 beim Waffenstillstand die Rems als Demarkationslinie bestimmt wurde, da fuhr das Gmünder Kommando in rasender Eile nach dem Schießtal, um die dort noch stehenden Geschütze, Wagen und Pferde von dem okkupierten Gebiet auf das jenseitige Ufer zu bringen, damit sie nicht in die Hände der Preußen gerieten.

1870/71 waren in diesen Baracken etwa 1000 gefangene Franzosen untergebracht, darunter viele mit schweren, manche mit gräßlichen Verwundungen. Für die Schwerverwundeten waren Zelte errichtet worden. Was nur möglich war, geschah, um ihnen Hilfe und Rettung zu bringen. Der berühmte Chirurg Professor

Dr. Bruns von Tübingen war da im Barackenlager ein oft gesehener Mann. Auch Königin Olga fand sich zum Besuch der Verletzten und Typhuskranken ein. Für jeden hatte die edle, unvergeßliche Fürstin ein teilnehmendes und tröstendes Wort. 45 der Gefangenen erlagen ihren Wunden und fanden hier ihr Grab. Das Franzosentkreuz auf dem Friedhof bezeichnet die Stätte, wo die fremden Krieger ruhen. Die unverletzten Gefangenen waren froher Laune. Manche trieben zum Gaudium der freigelegten Zuschauer, die oft zu Hunderten das Lager umstanden, allerlei Possenspiel. Das Gefangenenlager war die reinste Musterkarte der französischen Wehrmacht. Runterbunt liefen da durcheinander Franzosen aller Waffengattungen, Turkos und Spahis in Fes und Turban, Araber in weißem Burnus, Neger mit glattrasiertem Schädel. Mehreren war an der Schläfe das Galeerenzeichen eingegraben. Täglich führte man die Gefangenen durch die Stadt und Umgebung spazieren, was aufhörte, als eines Tags ein Komplott entdeckt wurde. Die Gefangenen von Ulm, Ingolstadt und Gmünd hatten es nämlich fertiggebracht, sich gegenseitig zu verständigen. An einem bestimmten Tag wollten sie ausbrechen, um den Ihrigen zu Hilfe zu eilen; aber rechtzeitig wurde die Verschwörung entdeckt, und nun wurden strenge Maßnahmen getroffen. Statt der Spaziergänge gab es jetzt schwere Arbeiten, und jede Fühlungnahme mit französischsprechenden Einwohnern wurde unterbunden.

Die Söhne Afrikas konnten natürlich weder lesen noch schreiben, und so wäre es ihnen, auch den Schwerverwundeten, nicht möglich gewesen, ihren Angehörigen in der ferneren Heimat ein Lebenszeichen zu geben, vielleicht ein letztes Lebenswohl zu sagen. Deshalb ward ihnen Professor D. Vetter, damals noch Student, der des Arabischen mächtig war, als Sekretär beigegeben, und so wanderte mancher Brief von Gmünd nach Algerien.

Auch für die religiösen Bedürfnisse der Gefangenen, soweit solche Franzosen waren, wurde gesorgt. In der Leonhardskirche wurden für sie an den Sonntagen be-

sondere Gottesdienste abgehalten, wobei Stadtpfarrer Pfister in französischer Sprache predigte.

Den Gefangenen gefiel es so wohl hier, daß manchen der Abschied von Smünd schwer gefallen ist. Einige Afrikaner, die unbedingt hier bleiben wollten, mußten mit Gewalt abgeschoben werden.

Beim Ausbruch des Weltkriegs war die 5. Kompagnie des Infanterie-Regiments Nr. 180 im Barackenlager untergebracht. Sie mußte zu ihrem Leid und Aerger nicht sofort ins Feld rücken. Da, nach etwa einer Woche, traf der sehnlichst erwartete Befehl ein: Morgen ins Feld! Was gab es da für einen Jubel im Barackenlager! Die Soldaten sangen, jauchzten, schlugen vor Freude Purzelbäume. Etwa sechs Tage später waren von den 276 Mann der Kompagnie 231 schon gefallen oder verwundet.

Während des Kriegs wurde das Barackenlager wiederum als Gefangenenlager benützt. Zu diesem Zweck wurde eine hohe Bretterwand um solches erstellt.

Am 20. August 1914, gegen Mitternacht, trafen die ersten Kriegsgefangenen, 213 Franzosen, hier ein. Die halbe Stadt war auf den Beinen und betrachtete neugierig, aber mit Ernst und würdiger Zurückhaltung die Ankömmlinge. Manche Träne floß beim Gedanken an die eigenen Krieger und an das große Leid des Krieges. In den nächsten Wochen trafen wiederholt weitere Gefangene ein. Dazu kamen geheilte französische Verwundete aus den hiesigen Lazaretten. Am 31. August 1915 befanden sich in Smünd 800 kriegsgefangene und 400 verwundete Franzosen. Ende September 1915 betrug der Gefangenenstand 930. Die herkömmliche Meinung, die französischen Soldaten wären schwächliche und entnervte Leute in schlechter Ausrüstung, erfuhr beim Anblick der Gefangenen eine wesentliche Berichtigung; denn die Rothosen standen an Größe und Körperbau und damit auch an körperlicher Leistungsfähigkeit den deutschen Kriegern nur wenig nach. Auch waren sie durchaus gut ausgerüstet. Aus der ganzen Gegend strömten Neugierige zum Barackenlager, um die Fremdlinge und deren Leben

und Treiben zu betrachten. Diese selbst waren guter Dinge. Sie schienen froh zu sein, dem höllischen Schlachtenfeuer für immer entronnen zu sein. Manche machten kein Hehl aus dieser Gesinnung. Von mehreren hatten sich 1870/71 die Väter als Kriegsgefangene hier befunden, und so hatten sie längst, und zwar in rühmlicher Weise, von Smünd und seinem Barackenlager erzählen hören. Zu arbeiten hatten die Gefangenen anfangs herzlich wenig, später wurden sie zur Erstellung der Landeswasserleitung, zu landwirtschaftlichen und verschiedenen andern Arbeiten herangezogen. Bei Gängen durch die Stadt oder durch die Landorte wurde ihnen niemals mit Ungebühr begegnet. Nie wurden sie durch Worte oder Gebärden behelligt oder getränkt, ja es wurden ihnen in der ersten Zeit auf der Straße von Zivilpersonen, besonders von Knaben, häufig Schwaren und Genußmittel zugesteckt, was dann von der Militärbehörde streng verboten wurde. Die Verpflegung der Gefangenen war gut und demgemäß ihr Aussehen stets ein gesundes, vielfach blühendes. Die Kost war einfach aber kräftig, später, als der Nahrungsmittelmangel sich stark fühlbar machte, notgedrungen etwas knapp, doch kamen ihnen dabei von Weihnachten 1914 an reichliche Lebensmittel- und Geldsendungen aus der Heimat sehr zu statten. Täglich fuhr ein hochgetürmter Wagen mit Postsendungen vom Postamt zum Barackenlager. Die Sendungen mußten stets genau untersucht werden, da es an Versuchen zu einem geheimen Schriftverkehr, z. B. durch Briefchen in Welschnüssen, nicht gefehlt hat. In der Verpflegung wurde streng auf Reinlichkeit gedrungen. Von Februar 1915 an durften die Gefangenen die städtische Badanstalt benutzen. Auch für die religiösen Bedürfnisse der gefangenen Franzosen wurde bestens gesorgt. Jeden Sonntag wurde durch Kaplan Zimmer, anfangs in einer Baracke, später in der Leonhardskirche, ein für sie bestimmter Gottesdienst mit hl. Messe und französischer Predigt abgehalten. Ueber die Hälfte der Gefangenen meldete sich zum Kirchenbesuch. Hin und wieder empfing auch ein Teil die hl. Sakramente. An die deutschen Siege

in Rußland und Frankreich wollten die Franzmänner nie glauben. „Wir glaub, unsre Blätter lügen, deutsche Blätter lügen auch,“ war ihre ständige Antwort bei Siegesnachrichten, und auf die Kunde von dem deutschen Vormarsch machten manche die spöttische Bemerkung: „Paris noch nicht kaput, Paris noch nicht eingenommen.“ Die Mitteilung, daß ein Transportdampfer mit 2000 Engländern durch ein deutsches Unterseeboot versenkt worden sei, rief bei ihnen ein jubelndes „Urrah! Urrah!“ hervor. Sie seien von den Engländern schnöde im Stich gelassen worden, war, wenigstens im ersten Kriegsjahr, oft ihre vorwurfsvolle Klage.

Im Oktober, November und Dezember 1915 wurden von den Gefangenen 300 nach Ulm, 200 nach Münsingen und 500 nach Eglosheim bei Ludwigsburg überführt, welcher Ortswechsel ihnen recht unerwünscht kam. 240 blieben vorerst noch hier, von denen im Dezember 1916 150 ebenfalls nach Eglosheim wandern mußten. Die übrigen wurden dann im Arenhaus untergebracht und zu landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeiten in Stadt und Umgegend verwendet. 1917 wurden die neuen Baracken mit deutschem Militär belegt. 1921 wurden darin vorübergehend 120 Mann der staatlichen Ordnungspolizei untergebracht.

Das Barackenlager liegt hinter uns, und wir übersehen jetzt das Tal auf eine Länge von 2400 Schritten. Es ist von hohen, dichtbewaldeten Hängen umgeben und erinnert nach Ansicht des berühmten Geologen Quenstedt in seiner Abgeschlossenheit an das Uracher Tal. Die Talgehänge bestehen aus Stubensandstein, der häufig mit kalk- und sandhaltigem Ton, einer fruchtbaren Bodenschicht, bedeckt ist. In den höheren Lagen treten die Knollenmergel auf, die den Uebergang bilden zum Eiasandstein oder zum Arietentalk. An den steilen Eiasrändern und im Gebiet der roten Mergel zeigen sich oft Felsenstürze und Erdrutschungen. Den Talgrund schmückten ehemals, da noch der Klang der Klosterglocken hier widerhallte, drei Weiher, die den Tisch der Nonnen mit Fischen versorgten. Schon

manch spintifizierender Kopf hat sich ausgemalt, wie schön es wäre, wenn in dem frischen, waldumsäumten Tal ein Stausee nach Art des Ebisees angelegt würde. Und welcher Gewinn wäre das für unser triebkräftiges Vereins- und Sportswesen! Ruderverein, Regatta, Schwimmverein, Taucherklub, Seemöven, Seeigel, Wasserratten, Libelle und andere hübsche Namen würden bald im Vereinsregister der Stadt prangen.

Wir folgen dem Weg zur Rechten, der an zwei Magazingebäuden und dem Pulverhäuschen vorbeiführt, bei welchem der Wald an ihn herantritt. Der bewaldete Hang führt den Namen Orthalde, d. h. Grenzhalde; er wird wohl einst den Grundbesitz des Klosters nach dieser Seite hin abgeschlossen haben. Die Brücke beim Pulverhäuschen ist eingefaßt von 4 Eichen, die um 1841 zur Erinnerung an das 25jährige Regierungsjubiläum König Wilhelms I. gepflanzt wurden. Die Orthalde enthält zwischen Fichten und Weißtannen große Bestände von Weymouthskiefern. Bald darauf folgt ein prächtiger Hochwald aus Weißtannen. Regellos sind die mächtigen Säulen des Walddomes gruppiert; üppiges, weit herabgehendes Geäst schafft malerische Bilder; buntgemischtes Unterholz füllt die Lichtungen aus: ein echter Naturwald, kein Holzacker mit langweiligen geometrischen Linien und Figuren. In der Nähe des Kantinehäuschens sprudelt am Fuß des Hanges ein Brunnlein hervor. Gegen Nordosten schließt der Hochberg, einen natürlichen Kugelfang bildend, das Tal. Hochberg, ein eigentümlicher Name für einen so bescheidenen Hügel, vollends in einer so bergreichen Gegend. Wie nennt ihn denn das Volk? Hauberg, d. h. Waldberg (vergl. Vogelshau). Zweifellos ist bei der Anlegung der Flurkarte durch falsche Deutung des Wortes aus dem Hauberg ein Hochberg geworden.

Wir begeben uns nun auf die andere Seite des Tales. Das Bänkchen unter den großen Eichen, hart am Bache, ladet zum Rasten ein. Der Tag hat sich geneigt. Die Abendsonne spinnt ihre Goldfäden um die dämmernden Laubkronen und die dunkeln Nadelpyramiden. Erlenbüsch:

ziehen gespenstische Schatten über die murmelnden Wellen, durch die noch Eriken und Forellen huschen. Drosseln und Kottehlchen mischen ihre hellen Lieder in das düstere Raunen des Waldes. Würzige Luft, heiliger Friede. Ein Plätzchen zum Tragen und Weinen, zum Dichten und Träumen.

Den Mühlkanal entlang, neben dem prächtige, urwüchsige Bäume stehen, führt ein Weg zur Stadt zurück. Ueberschreitet man aber auf dem nächsten Steg den Kanal, so kommt man wenige Schritte darauf zum Belvedere (Schönblick). Dieser Platz diente einst zur Beobachtung des Schießens. König Wilhelm I., der auf seine Artillerie, die nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland im besten Ruf stand, nicht wenig stolz war, befand sich oft an dieser Stelle. An ihn erinnert die Jubiläumseiche, gepflanzt 1841, am Boden jetzt schon nahezu 1 Meter dick. Etwas nördlich vom Belvedere zieht vorüber die Teufelsmauer, die rätische Grenzmauer. Sie berührt den Sulzbach etwa 100 Meter vor der Einmündung des Pfaffenbachs, durchquert dann das Tal und führt hierauf Herlikofen zu, doch wird nur der Kundige ihre Spuren finden. Die Waldstrecke vom Klosterhof bis zum Pfaffenbach, einem rechtsmündenden Nebenbach des Sulzbachs, heißt Schauppenwald. Zwei Witwen namens Schaupp vermachten ihn im Jahre 1240 mit anderm Grundeigentum dem Kloster Gotteszell. Es gibt in ihm reizende Spazierwege, in reicher Abwechslung durch Hoch-, Mittel- und Niederwald führend. Besonders hübsch ist der Braunbierweg, der wohl Braunbeerweg heißen sollte. Es gibt da so manches idyllische Plätzchen.

„Wo auf uns wirkt geheimnisvolles Dämmern,
Der Amsel Lied, des Spechts eintönig Hämmern,
Des Habichts Ruf, des Finken süßer Schlag,
Und zu des Häbers Lärm der Taube Loden,
Fernab des Mühlbachs Fall und helle Kirchenglocken“.

Auch Rehe, Hasen und Fasanen bekommt man nicht selten zu Gesicht. An einer freien Stelle genießt man einen prächtigen Ausblick auf das frische, schluchtenreiche Waldtal und die angrenzenden Höhen, wo aus Obsthainen und Waldbändern Schloß und Dorf Lindach und

das Pfarrdorf Herlikofen hervorlugen. Auf dem Hügel unterhalb letzterem Ort, Burgstall genannt, stand einst die Burg Herlikofen, auf der staufische Dienstmänner saßen. Ein Rudegerus von „Herlentofen“ erscheint 1225 im Gefolge König Heinrichs zu Hall. Die älteren Leute Herlikofens haben in ihrer Jugend noch Mauerreste und unterirdische Gewölbe der Burg gesehen. Jetzt ist nichts mehr vorhanden als ein starker Wall mit vorgelegtem breitem Graben, durch den die Burg gegen die östliche Hochfläche gesichert war. Gegen die anderen Seiten boten steile Hänge, teilweise künstlich abgeteufelt und durch Wälle verstärkt, den nötigen Schutz.

Am westlichen Ende des Schauppenwalds, über der Klosterhalde, befand sich neben dem Wege eine biertellerähnliche Sandsteingrotte, die 1919 bei der Sandgewinnung durchbrochen wurde. Von dieser Stelle aus führt ein unterirdischer Gang südwärts, nach dem Volksmund dem Pfauenkeller und dem Kloster Gotteszell zu. Verfasser dieses Buches ist in dem Gang beim Schein der Laterne 14 m weit vorgedrungen. Dann kam eine ausgedehnte völlige Verschüttung. Mit vieler Mühe wurde solche auf etwa 1 m Länge entfernt und so ermittelt, daß der Gang sich noch weiter fortsetzt. Gleich nach dem Eintritt in den Gang bemerkt man einen zweiten Ausgang, welcher der Straße zu führte, aber verschüttet ist. An der Eingangsöffnung ist ein Totenkopfbild in den Felsen gemeißelt, über dem wohl einst eine Inschrift war. Hat man den Gang 2 m weit passiert, so kommt eine Quermauer aus Backsteinen mit einer etwa 60 cm hohen Öffnung, die wohl einst mit einer Türe verschlossen war. Von da ist der Gang gewölbt, und sowohl die Decke als ein Teil der Seitenwände sind mit Backsteinen solid ausgemauert. Die Höhe beträgt etwa 1,30 m, die Weite des Gangs ungefähr 1,20 m. Geht man einige Schritte weiter, so kommt wiederum eine Quermauer mit Öffnung und nach weiteren 8 m die genannte Verschüttung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich um einen Notausgang des Klosters Gotteszell handelt.

Der Botaniker wird in diesem Tale so manche Pflanzen finden, die sonst in der Gegend ziemlich selten vorkommen: Rippenfarn, Engelsfuß, Waldschwaden, Kleinblütiges Knabenkraut, Wohlriechende Höswurz, Prachtnelke, Rote Schuppenmiere, Gegenblättriges Milzkraut, Hoher Steinklee, Schildfrüchtiger Ehrenpreis, Schönes Hartheu, Tollfirsche, Flaschensegge, Deutsche Weißtrüffel u. a.

Als die Geschütze eine größere Schußweite bekamen, erwies sich das Schießtal als unzureichend. Man stellte dann Scheiben auf dem äußeren Hochberg auf; man schoß auch vom Zeiselberg aus über Gotteszell auf 3000 Schritte Entfernung hinweg. Da die Tragweite der Geschosse sich aber immer mehr steigerte, mußte schließlich, nämlich 1874, das Schießtal für die Schießübungen der württ. Artillerie aufgegeben werden. Für diesen Zweck wurden in der Folgezeit das Lager von Griesheim bei Darmstadt (1875 bis 1897) und der Truppenübungsplatz bei Münsingen (seit 1897) benützt. Das Tal wurde nun zu Schießübungen der Infanterie verwendet. Solche mußten aber bald eine Einschränkung erfahren, da das Hintergelände stark gefährdet wurde. Es kam nämlich öfters vor, daß Kugeln in Häuser des Dorfes Herlikofen einschlugen. Erwähnt sei auch ein erschütternder Unglücksfall, der sich kurze Zeit vor Abzug der Artillerie ereignete. Eine Granate flog in ein Zeigerhaus und zerriß den anwesenden Offizier. Der verhängnisvolle Schuß war vom eigenen Bruder des Getöteten abgefeuert worden. Noch schlimmer war ein Anfall vom Jahre 1848, wo eine Zwölfpfünder-Kanone aus der Gießerei in Lüttich zersprang, wodurch drei Soldaten getötet und zwei verletzt wurden.

Die Chronik dieses Tales enthält noch manch weiteres interessante Blatt. Wollte man sie illustrieren, so gäbe das einen hübschen Zyklus von Bildern — etwa als Wandschmuck für das künftige Seehotel: römische Soldaten stehen spähend an der Grenzmauer; fromme Witwen schenken das Tal dem Kloster; Nonnen in weißen Kleidern, schwarz verschleiert, wandeln durch die Klostergärten; Fischer an silbernen Seen im waldigen Grunde; plündernde Bauern-

horden um das brennende Kloster (1525); weinende Klosterfrauen, das aufgehobene Kloster verlassend (1808); ein Talgrund mit Artillerie, mit Batterien, Kanonen, Haubitzen und Mörsern. Mögen sich diesen Bildern aus der Vergangenheit recht freundliche aus der Zukunft anreihen!

6. Durchs Buchhölzchen zur Burgstätte am Klostersturz.

„Es kommt ein wunderbarer Knab' jetzt durch die Welt gegangen,
Und wo er geht, bergauf, bergab, hebt sich ein Glanz und Prangen.“

Im Vorfrühling und Frühling bietet kein Wald in der Umgebung der Stadt so viel Reize wie das Buchhölzchen und seine Fortsetzung, der Scheckeler. Nirgends so viel Licht, Blumenduft und Vogelsang wie in diesen Laubwäldern.

Von der neuen Kaserne aus ist das Buchhölzchen in wenigen Minuten erreicht. Wir folgen dem Höhenweg. Gleich schlanken Säulen erheben sich die glatten, silbergrauen Stämme der Buchen. Auf mächtigen Spitzbogen tragen sie das grünflimmernde Laubgewölbe des Waldomes. Das stark gedämpfte Licht unter den dichtbelaubten Kronen dieser Schattenbäume verbreitet eine weiche, träumerische Stimmung. Ganz wunderliche und absonderliche Gebilde zeigen die Hainbuchen am Rande des Schießplatzes mit ihren seilartig gedrehten Stämmen und dem phantastischen Gezweig- und Blätterpuß. Weiter wandelnd umflutet uns plötzlich grüngoldiges Sonnenlicht, das mit den herbgelben jungen Blättern der Eichen kost und spielt. So ein Eichenwald trägt so recht urdeutsches Gepräge. Alles so markig, knorrig, derb und runzelich, so recht an deutsche Recken, an deutsche Köpfe und deutsches Empfinden mahnend. Wie bei den Römern dem Jupiter, so war die Eiche bei den alten Germanen dem Donar geweiht. Unter Mahleichen tagten sie, mit ihren Zweigen schmückten sie sich, und ein Eichenlaubkranz war die Ruhmeszierde für die Tapfern und Treuen. Zwischen den Eichen erheben über-

schlanke Eschen ihre eiförmigen, luftigen Kronen. Eschenbach und Eschelbach, Eschenhof, Eschenburg, Eschach, Eschweiler und Hunderte von andern Eigennamen bekunden, in wie naher Beziehung dieser Baum zum Leben unserer Vorfahren stand. Da und dort sind auch Birken, die Vertreterinnen der eleganten Welt, eingesprengt, und weiter unten am Bach stehen ernste, melancholische Gestalten, die düstern Erlen. Waldveilchen, Waldmeister, Dotterblume, Sauerklee, Goldnessel, Günsel, Schaumkraut, Lerchensporn, Zungenkraut, weißes und gelbes Windröschen, Frühlingsplatterbse, wolliger Hahnenfuß, Feigwurz, Einbeere, Zweiblatt, Steinbrech, Maiglöckchen, schopfige Kreuzblume, Frauenmantel und eine Menge anderer Blumenarten schmücken zahllos den Waldesgrund. Der Aronstab, ein Vetter der prächtigen Zimmerpflanze Calla, hält seine tütenförmige, hellgrüne Blütenstiel, das Wintergrün seine zierlichen Knöpfchen noch verschlossen. An schattigen Stellen haben sich verschiedene Seggen, an lichten Plätzen mehrere Simsenarten, darunter die ziemlich seltene vielblütige Hainfimsse, angesiedelt. Auf Wurzeln der Erlen- und Haselsträucher schmarokt die bleiche Schuppenwurz, deren rachenförmige Blüten purpurn aus dürrer Laub hervorlugen. Daneben hält die giftige Haselwurz ihre braunroten Glöckchen unter dem modernden Laube versteckt. Vom Weißdornbusch her sendet das zierliche Bisamkraut seinen Moschusduft. Noch viele andere Blumentinder, von allerhand Insekten umgaukelt, mischen sich in den holden Blütenflor. Wohin ein Strahl des Sonnenlichtes fällt, da spricht's und blüht's. Mensch, laß strahlen den Sonnenfunken in deiner Brust: die Liebe! Ihr öffnen sich die Augen, die Herzen und der Himmel. In der finsternen Seele regen sich noch edle Triebe, wenn der milde Schein der Liebe auf sie fällt.

Beim Waldhotel zum Scheckelerbrunnen halten wir auf dem Ruhebänkchen kurze Rast. Tausende von Spaziergängern und Wald- und Feldarbeitern laben sich jährlich an diesem frischen Quell, der auch in den trockensten Jahren noch reichlich fließt. Die Samariterin von

Sichar gedachte rühmend Jakobs, der der Stadt einen Brunnen gegeben hatte. Ehre und Dank auch jedem, der für seine Mitmenschen ein Brunnlein am Weg erstellt und so fortlaufend ein Werk der leiblichen Barmherzigkeit übt! Wenn die Abstinente und Mäßigkeitsvereine, auch die Verschönerungsvereine an vielbegangenen Wegen laufende Brunnen anbringen ließen, so würde ein solch gemeinnütziges, erspriessliches Tun gewiß den Dank weiter Kreise finden.

Die mächtigen Eichen am Hang um den Brunnen sind nun bereits vollzählig verschwunden. Ein Ungeheuer, der Stadtsäckel, hat fast alle verschlungen. Es waren Bäume darunter, an deren gewaltigem Stamm wohl drei Jahrhunderte gebaut hatten, für eine Eiche freilich kaum ein Backfischalter; denn die Mathusalas ihres Geschlechts zählen 2000 und mehr Frühlinge. In England stehen noch einige Eichen, die wegen ihrer Größe schon von den Normannen angestaunt wurden, als sie sich 1066 die Insel unterwarfen, und in den Ardennen wurde 1824 eine urgewaltige Eiche gefällt, in deren hohlem Stamm ein Krug und Münzen aus vorchristlicher Zeit gefunden wurden.

Der Gesang der Vögel ertönt in diesem Wald, nachdem es lichter geworden ist, noch reicher und mannigfaltiger als früher. Ringsum schlagen die Buchfinken. Es klingt fast wie eine absteigende chromatische Tonleiter mit einer kurzen Kadenz am Schluß. Zizibä, zizibä ertönt's neckisch aus dem Niederwald. Das ist die Kohlmeise, eine schlechte Sängerin, aber ein schmuckes und sehr nützlich Vögelein. Aus der Ferne bimmelt der helle, hohe Triller des Blauweissleins herüber. Auf dem Gipfel einer Esche leiert der Weidenlaubfänger unermüdlich sein eintöniges: „Zilp zalp zalp zelp zelp zilp“. Sein Vetter, der Waldlaubfänger, ist der gleiche Langweiler. „Zizizizi zstrrr“ lauten alle Strophen seines endlosen Liedes. Der dritte im Bunde ist der Emmerling mit seinem faden „Zizizizizizizäh“. Lieblich wie ein Silberglöckchen erklingt dagegen das trillernde Liedchen des Rotkehlchens, und gleich einem flotten Burschen jubiliert in frischen, klaren Tönen der

Schwarzkopf. Alle aber übertönt das markige und seelenvolle Lied der Singdrossel. Kuckucksrufe und das dumpfe Uhufluh der Ringeltaube mischen neue Töne in die vieltimmigen Harmonien. Schweigsam und fragend beschaut von einer einsamen Tanne aus ein alter Rabe die wonnige Welt, spähend wie die beiden Wodansrabn, die dem einäugigen Germanengott alle Geschehnisse auf der Erde ins Ohr flüsterten.

Im Kriegsjahr 1918 wurde das Buchhölzchen hart mitgenommen, nicht von Franzosen und Russen, sondern von den eigenen Landeskindern: von den Divisionen der Volksschüler und der Realgymnasiasten und den Brigaden des Lehrerseminars, der kath. Töchterchule und der Mädchenrealschule, die samt und sonders auf das Wäldchen losstürmten und es soweit als möglich seines Blätterkleids beraubten. Bei fleißiger Arbeit brachte ein Schüler in der Stunde etwa 1 Kg. Laub zusammen. Für den Zentner Grünlaub wurden vom Schwabendienst 3 Mark bezahlt. Das Laub wurde in der Engelbrauerei gedörrt und dann an anderen Orten gemahlen und mit Melasse zu Futterfuchsen für die Heerespferde verwendet, die erbarmungswürdig unter Futtermangel litten.

Der Weg zieht sich weiter durch den lichten Hag, verschwindet dann im dunklen, schweigsamen Tann und überschreitet hierauf ein Tälchen, einst Wolfstal genannt. Die Gmünder Schützengilde hat dort, im Gewand Unterm Buch, 1915 ein Schützenhaus mit einer Schießanlage erstellt. In dessen Nähe, am Weg zum Scheckeler, steht die Bismarckeiche, die am 1. April 1915, bei der Hundertjahrfeier des Geburtstags des großen Kanzlers, als Zeugin eines Jahrhunderts deutscher Geschichte vom Verschönerungsverein feierlich zum Träger ihres jetzigen Namens erkürt wurde.

Durchs Benzholz (= Binswald) kommt man in den Waldteil Sturz, auch Klostersturz genannt. Da findet man auf der Höhe, unweit des Waldrands, etwa 250 Schritte links vom Fußweg nach Oberbettringen, noch Spuren einer alten Burg. Kein Stein ist mehr von ihr

erhalten. Tannen wurzeln auf ihrem Grunde. Nur Wall und Burggraben zeugen noch von der alten Feste. Der Burggraben muß gegen Osten und Norden eine mächtige Tiefe gehabt haben, denn noch heute ist er hier stellenweise über 3 Meter tief. Gegen Süden und Westen fiel die Lkastuppe, auf der die Burg stand, steil ab. Künstliche Abteufung erhöhte den natürlichen Geländeschutz. Von den Zinnen dieser Waldburg aus schweifte der Blick vom Remstal, wo auf der anderen Talseite sich die Burg Kinderbach erhob, bis zu den trutzigen Festen der Albberge hin. Der anstoßende Oberbettringer Flurteil führt den Namen Burschelacker. Die Burg war zuerst im Besitz der Herren von Rechberg und ging dann an die Herren von Urbach (Urbach) über, von welchen sie Wilh. von Rechberg 1381 wieder erwarb. Dessen Söhne verkauften den „Burgstall“ samt Zubehör 1385 an Bernold von Urbach. In der Dominikanerkirche (alte Kaserne) liegt ein Ritter von lehtgenanntem Geschlecht begraben, der „edel und veste Burthard von Urbach,“ † 1482. Nach den Chronisten Is und Grimm wäre auf der Burgstelle ursprünglich die Burg Wolfstal gestanden, die 1284 von den Bürgern Gmünds, als diese dem Adel das Stadtre Regiment entrissen, zerstört worden sei. Das sind aber höchst fragwürdige Behauptungen. Gewichtige Umstände sprechen dafür, daß eine Burg Wolfstal überhaupt nie bestanden hat. Dagegen war die benachbarte, dem Wolfstal gegenüberliegende Kinderbacher Mühle bis 1362 Eigentum der Familie Wolf von Wolfstal.

Wer ungestört den Waldeszauber und die Waldesruhe genießen will, komme zu diesem stimmungsvollen, lauschigen Burgplatz. So wohligh ruht es sich auf dieser stillen Waldeshöhe. Alte Zeiten ziehen am Geiste vorüber. Träume, lang geträumt, leben wieder auf. Wer diesen Ort besucht, wird wieder kommen.

Den Heimweg nehmen wir durch den Talgrund. In einer starken Viertelstunde hat man die Stadt wieder erreicht.

7. Auf Römerspuren.

1. Zum Kastell bei der Freimühle.

Dieses Kastell, das freigelegt ist, kann vom Bahnhof aus in 25 Minuten erreicht werden. Man folgt am besten dem Weg, der am Güterbahnhof vorbeiführt, und zwar bis zur Stelle, wo der Wald an solchen hart herantritt. Von da aus gelangt man auf einem hübschen Waldpfad nach 6 Minuten in einen von Norden nach Süden ziehenden Weg. Geht man von diesem Ort aus 55 Schritte südwärts, so erblickt man zu beiden Seiten des Wegs die Fundamente von zwei römischen Bauten, einem Wohn- und einem Badgebäude; läuft man 20 Schritte nordwärts und dann 5 Schritte links, so steht man vor den Ueberresten des Kastells.

Bis 1902 hatte niemand eine Ahnung von diesem Kastell. Kein Flurname, keine Volksüberlieferung, keine Mitteilung in den Schriften der alten Smünder Chronisten ließen hier römische Ueberreste vermuten. Jahrhunderte hindurch hat der Wald (Vogelhau) sein Geheimnis gewahrt. Da entwurzelte 1902 ein gewaltiger Sturm viele Bäume, und nun traten Mauerreste zutage, die von Forstwart Schirle und Forstamtman Hopp bemerkt wurden. Oberbürgermeister Möhler ließ nun Grabungen vornehmen, bei welchen man bald auf Grundmauerreste eines römischen Gebäudes stieß. Der Streckenkommissär der Reichslimeskommission, Major Steimle, entdeckte dann das Kastell, dessen Mauern teilweise noch bis zu 80 cm Höhe erhalten sind. Solches, ein Numeruskastell, für etwa 120 Mann bestimmt, ist 500 Meter von der rätischen Grenzmauer (Teufelsmauer) entfernt. Es diente, wie alle Limeskastelle, dem Grenz- und Zollschutz und war zugleich ein Sperrort für die wichtige Remstalstraße und das nahe Rötensbachtal. Gewöhnlich waren die kleinen Grenzkastelle dieser Art mit römischen Hilfstruppen besetzt, die bei unterjochten Völkern angeworben oder gewaltsam ausgehoben wurden, während die römischen Legionäre in den größeren Kastellen lagerten.

Das Kastell, erbaut aus Lias sandstein, worunter einzelne Keupersandsteine, ist 55 m lang, ebenso breit und hat 1,22 m starke Mauern. Neben der Stärke der Mauern, die von keinem andern Kastell Württembergs erreicht wird, ist auffallend die rohe kunstlose Art des Baues. Vielleicht ist diese Grenzfestung zur Zeit der Not in höchster Eile erstellt worden. An den abgerundeten Ecken war das Kastell mit Türmen versehen. Bei 2 Toren (auf der Ost- und Westseite) sind noch die Fundamente vorhanden. Die Mauern des östlichen Tores sind auf älteren Mauern fundamementiert, was auf Zerstörung und Wiederaufbau hinweist. Innerhalb der Mauern wurden Fundamente einer Baracke und eines Magazingebäudes entdeckt, wobei man, wie auch bei den Mauerresten des westlichen Tores, auf Brandschutt stieß, was beweist, daß das Kastell durch Feuer vernichtet wurde. Der 4,5 m breite und 1,6 m tiefe Graben, der das Kastell umgab, war mit Schutt und Steinen aufgefüllt. Wahrscheinlich war noch ein zweiter Schutzgraben vorhanden. Gegen Norden wurde in geringer Entfernung von der Umfassungsmauer eine zweite, 1 m dicke Mauer aufgefunden, die zu ersterer nicht parallel läuft, auch jüngeren Datums ist, da sie teilweise auf dem Schutt- und Steingemenge des Schutzgrabens steht. Major Steimle, dessen persönlichen Mitteilungen der Verfasser seine Angaben über dieses Kastell hauptsächlich verdankt, war der Ansicht, daß diese Mauer keine Beziehung zum Kastell habe, sondern erst in späterer Zeit erbaut worden sei.

Etwas südlich von dem Badgebäude stieß man ebenfalls auf Mauerreste. Es scheint die ganze Hügelkuppe überbaut gewesen zu sein.

Die Ausbeute an Einzelfundstücken war auffallend gering. Einige hübsch ornamentierte Sigillatascherben, einer mit dem Stempel Cobnertus, mehrere Ziegelplatten und ein Häfchen aus Bein, das war so ziemlich alles. Später sollen junge Leute, die auf eigene Faust da und dort weiter nachgruben, einige römische Münzen, einen römischen Siegelring und Bruchstücke einer Inschrifttafel gefunden haben.

Wann ist das Kastell erbaut worden? Kein Fund gibt darüber genaue Auskunft. Es darf aber als sicher angenommen werden, daß unter Kaiser Trajan (98—117) die Römer ihre politische Grenze bis ins Remstal vorrückten und unter Hadrian (117—138) der rätische Limes erstellt und die Kastelle des Ablimes in die Remstallinie vorgelegt wurden, so Donnstetten nach Schirenhof, Urspring nach Unterböbingen, Heidenheim nach Alen. Für diese Vorrückung der Kastelle spricht auch die Wegverbindung zwischen den alten und neuen Kastellorten, wie die vom Schirenhof über Straßdorf, Donzdorf, Singen nach Donnstetten. Unter Antoninus Pius (138—161) wurden die Kastelle der Neckarlinie nach Osten vorgeschoben (Köngen nach Lorch, Cannstatt nach Welzheim) und der obergermanische Limes erbaut. Die Zerstörung der Kastelle erfolgte ums Jahr 260, wo die Alemannen siegreich ins Römergebiet eindrangten und alles Römische wegfügten. Einen gewissen Anhaltspunkt für die Dauer der Römerherrschaft bieten die Münzschachfunde. Die 600 römischen Gold- und Silbermünzen, die 1911 in Welzheim gefunden wurden, stammen aus der Zeit von 98—225.

2. Zur Teufelsmauer.

Vom Kastell hat man, einem nordwärts führenden Waldweg folgend, in 12 Minuten den Hang erstiegen und das freie Feld erreicht, das den Flurnamen „Pflahlacker“ führt. Der Wald bildet hier einen rechten Winkel, dessen einer Schenkel dem Vogelhof, dessen anderer, nordwestwärts gerichteter, Mustenriet zu führt. Letzterm folgend, den Waldrand entlang gehend, gelangt man in einigen Minuten an eine Waldecke, wo zwei Marksteine stehen. Hier stand nach Buchner ein Turm. Etwas weiter nördlich, neben dem in den Wald führenden Hohlweg, zieht der Limes vorbei. Unweit des obern Anfangs des Hohlwegs wurde ein Turm nachgewiesen. (Nr. 22). Nach Osten führt der Limes, zunächst nicht mehr sichtbar, über das Feld oberhalb der Vogelhöfe, wo fast unmittelbar am Hang ein Wachturm lag, und hierauf durch den Nepper-

wald dem St. Salvator zu, wo er etwas nördlich der Salvatorkirche oder über deren Stelle sich hinzog. Von hier aus bis zum Schieftal fehlt, von kleinen Resten bei Becherlehen abgesehen, von der Mauer jegliche Spur. Steimle vermutet, daß deren Steine einst zum Bau der Smünder Stadtmauer verwendet wurden. Nach U. Buchner, der 1818 eine Reise auf der Teufelsmauer machte, läuft die Mauer durchs Taubental und über den Breiten Rain, dann den Hang beim Höfle hinab, wo er wie im Breiten Rain damals noch 3 bis 4 Fuß hoch war. Sie läßt die Wirtschaft zum Becherlehen (1818 „Becherle“ genannt) etwas südlich liegen, geht dann den steilen Hang hinauf bis in die Nähe vom Rehnenhof, hierauf durchs Bauernhölzchen, über die Mutlanger Heide und durch den Schuppenwald ins Schieftal. Steimle vermutet dagegen, daß die Mauer am Nordhang des Remstales weitergehe. Im Schieftal, bei Stand „500 Meter“, ist der Limes wieder nachzuweisen, doch bestand er in diesem ehemals versumpften Tale nur aus einer Reihe mannsdicker Pfähle, einer Palisade. Er läuft dann Herlitofen zu, wo die Mauer vom Beginn des Ortes bis zur Christi-Kerkerkapelle und noch weiter hinaus die Unterlage des Wegs bildet.

Genannte Kapelle, auf einem von zwei Linden beschatteten Platz befindlich, der nach allen Seiten einen weiten Ausblick bietet, steht auf den Fundamenten eines römischen Wachturms. Von der Kapelle bis Brackwang ist die Mauer überall nachgewiesen. Rätselhaft ist, daß sie zuerst, bei Zimmern, hinabgeht bis in die Nähe des Remsbettes, um dann gleich wieder, nämlich über dem „Roten Sturz“ bei Unterböbingen, die Höhe zu gewinnen. Von der Fortsetzung ist eine Strecke im Grubenhölzle (bei Brackwang) besonders gut erhalten. Die eisenbekleideten Limesreste schaffen dort im Bunde mit den vielen Grabhügeln aus der Hallstattzeit (etwa 850—500 v. Chr.) ein merkwürdiges Stimmungsbild. Segen Westen läuft die Mauer von genanntem Hohlweg aus über den jähren Hang zum Rötensbachtal hinab, dabei den Grenz-

rain bildend zwischen dem Mustenrieter Gemeindegewald und dem Smünder Spitalwald. Mitunter, so bei Marktstein 180, ist sie noch wenigstens 1 m hoch. Im Talgrund verschwinden ihre Spuren, beiderseits des Rötensbachs sind sie aber noch erkennbar. 15 m westlich vom Bach, am Waldrand, stand ein Turm (Nr. 21). 88 m westlich vom Bach bildet der obergermanische Wall, samt Graben auf kurze Strecke noch sichtbar, die Fortsetzung der Mauer. Im Bach befanden sich noch eichene Stützpfeiler einer Limesbrücke. Begleiter des Limesforschers Steinle meinten, es sei auffallend, daß die Bauern die wertvollen Pfeiler nicht entfernt hätten. Das erlauschte das Bäuerlein, auf dessen Grund der Schatz lag. Schon am nächsten Tag rückte es mit Knecht und Wagen an, hob die mächtigen Pfeiler und führte sie einer Holzwarenfabrik zu. Da dieser aber das Holz zu weich war, wurde es als Brennholz verwendet. Abbildungen der Limesreste des Rötensbachtals besitzt die Erhardtsche Bilderchronik.

Von letzterem Tal an bis Lorch konnten außer genannten keine Wallspuren nachgewiesen werden. Buchner will aber im Spitalwald Hespeler und in den Feldern von Kleindeinbach und Hangendeinbach und ebenso in den Wäldern bei Hangendeinbach noch Reste gesehen haben; im Walde „Brand“ soll noch ein 1–2 Fuß hoher Wall, aus Steinen bestehend, sich gezeigt haben. Die einzigen Limesbeweise dieser Strecke bilden jetzt das Zwischenkastell im Walde von Kleindeinbach, im Volksmund Schlößchen genannt, die Wachturmreste oberhalb Hangendeinbachs und das Versteinerungsgräbchen, jenes eigentümliche Grenzgräbchen, das etwa 6 m außerhalb der befestigten Grenzlinie lief. Bei Lorch, wo innerhalb der Stadt die Reste eines Kastellturms und 20 Minuten vom Bahnhof entfernt die gut erhaltenen Grundmauern eines Wachturms zu sehen sind, biegt der Limes nach Norden um und führt über Pfahlbronn und Haghof nach Welzheim. Das Rötensbachtal bildete die Grenze zwischen den römischen Provinzen Rätien und Obergermanien,

weshalb sich in seiner Nähe nicht weniger als drei Kastelle befinden.

Von der genannten Waldecke aus (bei den zwei Marktsteinen) führte nach Buchner eine Heerstraße oder ein Arm des Walles nach Süden, anfangs als Feldrain (Waldrand), dann durch den Wald und Talgrund dem Schirenhof zu. Da seitdem das Freimühlekastell und Schirenhofkastell entdeckt worden sind, wird kaum noch ein Zweifel darüber bestehen können, daß es sich um einen Römerweg handelte, der die beiden Kastelle mit dem Limes verband.

Der obergermanische Limes ging von Rheinbrohl, etwa 90 Kilometer unterhalb Koblenz gelegen, bis zum Rötensbachtal und bestand aus einem etwa 5 m hohen Erdwall mit vorliegendem Spitzgraben von ungefähr 3 m Tiefe und 4,5 m oberer Breite. Dem Wall entlang führte ein Weg. Die Wachtürme, innerhalb des Walls gelegen, waren 670 bis 740 m von einander entfernt; der Abstand der Kastelle betrug 30–38 Kilometer.

Der rätische Limes ging bis zur Donau unweit Kehlheim und bestand aus einer etwa 4,5 m hohen und 1 m dicken, mit Türmen besetzten Mörtelmauer und einem Weg. Die Türme, 200–300 m von einander entfernt, waren im Untergeschoß aus Stein, im oberen Teil aus Holzfachwerk erbaut und meist mit einem Palisadenwall umgeben. Sie standen gewöhnlich auf Plätzen mit weitem Ausblick. Bilder von solchen Türmen befinden sich an der Trajanssäule in Rom.

Diese Grenzmauer mit ihrer Wallfortsetzung war ein gewaltiges Werk, würdig des weltumspannenden Römischen Reichs.

„Ueber Wald und Feld und Heide geht sie fort in stolzer Ruh,
Wintt mit ihrem Dornenkleide schon von fern dem Wanderer zu.

Und wo langgezogene Wälle, jetzt verdeckt von Stein und Moos,
Waren schirmende Kastelle dran gelagert, ernst und groß.

Furchtbar ist der Kampf gewesen, der um Turm und Tor entbrannt;
Aus dem Schutt noch aufzulesen Schwerterstumpf und Helmesband.“

Im Volksmund wird der Limes bald als Pfahl oder Pfahlgraben, bald als Teufelsmauer oder Teufelsgraben

bezeichnet. Die ältesten Urkunden kennen keinen Pfahl, sondern nur einen „fall, fal, phal“, womit wahrscheinlich die Stammsilbe vall des Namens vallum — so hießen die Römer den Limes — bezeichnet wird. Durch eine Anlautverschärfung, wie sie auch sonst öfters vorkommt (z. B. bei Pfad und Pfand) wird daraus „Pfahl“ entstanden sein. Im Dialekt wurde aus „phal“ das Wort „phol“, welches in manchen Gegenden „Teufel“ bedeutet („Junfer Volland“ in Goethes Faust). Vielleicht geht darauf die Bezeichnung „Teufelsmauer“ zurück. Es mag aber auch sein, daß der Volksmund mit diesem Namen zum Ausdruck bringen wollte, daß diese gewaltigen Grenzwerke aus vorchristlicher, aus heidnischer Zeit stammen.

Gewöhnlich werden aber die Namen Pfahl und Pfahlgraben auf den Pfahlzaun (Palisade) zurückgeführt, der ursprünglich dem Grenzweg (Limes) entlang lief und teilweise noch bestehen blieb, als unter Kaiser Septimius Severus (193—211) hinter ihm der Graben und Wall des obergermanischen und die Mauer des rätischen Limes zum Grenzschutz angelegt wurden.

Was war nun der Zweck des Limes? Anfänglich diente er nur dazu, die Reichsgrenze zur Verhütung von Grenzstreitigkeiten scharf zu bezeichnen, das Zollwesen zu erleichtern und die Waffenausfuhr zu verhindern. Später wurde er zu einem Verteidigungswerk umgebaut, bestimmt, die bürgerlichen Niederlassungen gegen räuberische Einfälle zu schützen und eine militärische Beobachtungslinie zu schaffen.

3. Zum Schirenhof.

Wir gehen vorbei an St. Katharina und folgen dem dortigen Hohlweg. Steimle weist 1895 darauf hin, daß K. Müller diesen Weg für römisch halte, daß jedoch eine eingehende Untersuchung des Weges bisher nicht stattgefunden habe. Es könne sich, wenn es ein Römerweg sei, nur um eine Verbindung Schirenhofkastell-Gmünd handeln. Die Vermutung Müllers fand eine glänzende Bestätigung; denn 1909 wurde bei Kanalisationsarbeiten in einer Tiefe

von etwa 2 m der römische Straßenkörper entdeckt (vor dem Deyhleschen Garten). Das Zusammentreffen von 3 bis 4 Römerstraßen in Gmünd (Remstalstraße, Straßdorf-Gmünd, Schirenhof-Gmünd und vermutlich Gmünd-Salvator-Limes) kann wohl als Beweis dafür angesehen werden, daß hier in jener Zeit schon eine Niederlassung bestand.

Die Fortsetzung des Römerwegs vom Schirenhof-Kastell nach Gmünd folgte wohl dem Zug der Bocksgasse und Rinderbacher Gasse.

In etwa 18 Minuten sind wir am Schirenhof, auf einer vorspringenden Hügelkette gelegen, angelangt. Hier stand einst ein Kohortenkastell, für etwa 500 Mann bestimmt. Man übersah von ihm aus das Kastell Freimühle, den größten Teil des Limes von Kleindeinbach bis Herlitofen und die römische Remstalstraße. Letztere liegt größtenteils unter der gegenwärtigen Staatsstraße. Man stieß auf den römischen Straßenkörper 1896 bei der Kreuzmühle (auf einem infolge einer Regulierung seit 1847 verlassenen Teil der Landstraße), 1910 neben dem Stützchen Sägewerk (3 Lagen von zusammen 1,80 m Stärke) und einige Jahre vorher bei der Bahnunterführung am Eingang zum Rötensbachtal. (Prof. Dr. Hertlein vertritt die Ansicht, daß von der Freimühle bis Mögglingen die römische Talstraße südlich der Rems verlaufen sei. In der entsprechenden Strecke der jetzigen Staatsstraße sieht er einen vorrömischen Weg). An den römischen Heerstraßen standen Meilensteine, auf denen außer der Angabe der Entfernung noch P. P. (Pro patria = fürs Vaterland) stand, eine sinnige Mahnung an die Krieger. Der Römerweg Straßdorf-Schirenhof-Remsufer wird im Volksmund Ramsnestgasse genannt. Auf dem Stück vom Schirenhof zum Remsufer, das teilweise eine tiefeingeschnittene Hohl-gasse bildet, wurde das römische Pflaster noch 1867 vom Streckenkommissär gesehen. Auf der anderen Seite der Rems bildet ein zur Freimühle, dem dortigen Kastell zu führender Weg, der sog. „Straßdorfer Mühlweg“, die Fortsetzung des Ramsnestweges.

Nach der Chronik des Smünder Ratsherrn Fr. Vogt (1664) stand, wie der Chronist in alten Schriften gelesen hat, an der Stelle des Schirenhofs ehemals die Ezelburg, im 16. Jahrhundert „Hekelburg“, nach Crusius „Eizelburg“ genannt. Der östliche Teil des Hügels heißt jetzt noch „Burgstall“; das gegen Osten anschließende Gelände führt den Namen Ramsneft. Da in späterer Zeit (schon um 1800) auf dem Schirenhofshügel bei Feldarbeiten oft römische Ueberreste, wie Münzen, Gefäßscherben und auch Fundamente von Gebäuden, gefunden wurden, nahm man an, daß hier zu römischer Zeit eine größere bürgerliche Niederlassung bestanden habe. Generalmajor von Kallee stellte 1886 fest, daß es sich um ein Römerkastell handle. Streckenkommissär Major Steimle leitete die Ausgrabung (1887 bis 1888 und 1891). Einige Offiziere der Smünder Garnison spielten ihm dabei einen launigen Streich. Wie er eines Tages den Grabarbeiten zuschaute, kam im Schutt plötzlich ein Schwert, scharf und rostig, zum Vorschein. „Ein Schwert, ein römisches Schwert!“ Der Herr Major verschlang es fast mit seinen Blicken. „Was sehe ich? — eine Inschrift — ah — welch ein Fund! Wie die Inschrift wohl lautet? — „I-u-l-i-u-s C-a-e-s-a-r“ — Himmel, vom großen Caesar! — „f-e-i-n-e-m F-r-e-u-n-d M-a-j-o-r Steimle.““ Das Gesicht des Herrn Majors mag sich der geehrte Leser dazu denken und auch die Erklärung dafür, wie das Schwert (jetzt in der hiesigen Altertumsammlung) an betreffenden Ort gekommen war.

Das Kastell war 131 m breit und 157 m lang. Die porta praetoria und die porta principalis sinistra konnten nicht ausgegraben werden, weil an der betreffenden Stelle Bäume im Wege waren. Die porta decumana war noch sehr gut erhalten. Die Ecken des Kastells waren abgerundet und durch trapezförmige Türme verstärkt. Vom Prätorium waren nur noch die Apsis und ein daneben liegender Raum mit Spuren der ehemaligen Heizung einigermaßen erhalten. Als Ueberreste von Hypocaustenfeuern sind verschiedene Steine im Hofplatz anzusehen.

Der Graben, auf der linken Seite des Hügels noch erkennbar, wurde nicht untersucht.

1891 wurden bei den Ausgrabungen der Reichslimeskommission auf der Westseite des Hügels die Grundmauerreste zweier Gebäude, worunter ein Badgebäude, freigelegt.

Das Kastell wurde nachweisbar durch Feuer zerstört und dann wieder aufgebaut (wie auch das Kastell Freimühle). Das Mauerwerk des ursprünglichen Baus (Stubensandstein) war kunstgemäß, das des Nachbaus in roher Form erstellt (Eiasandstein). Von den Brunnen des Kastells wird einer noch heute benützt.

Die Erbauungszeit konnte nicht festgestellt werden. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß manches von dem Kastell ununtersucht blieb.

Bei den Ausgrabungen, teilweise schon früher, wurden gefunden: Münzen von Claudius (41—54), Domitian (81—96), Hadrian (117—138), Faustina minor (?), der mit 13 Kindern gesegneten Gemahlin des Kaisers Marcus Aurelius (161—180), und Julia Domna, der Gemahlin des Septimius Severus (193—211), sodann ein silberner Fingerring, verschiedene Bronzestücke, z. B. Haar- und Schnürnadeln, eine Lanzenspitze, ein Schlüssel, 1 Sichel, Ringe und Nägel, Bruchstücke von 2 Inschriftentafeln aus Stein, eine Grabplatte, eine Brunnenfigur (Quellennympe), ein Teil einer Statue, ein Hausaltar, ein Inschriftenstein, Sigillatafscherben, Tongefäße, Ziegel, Glascherben, Haarnadeln, 1 Kehgeweih u. a. Gefundene vergoldete Bronz Buchstaben stammen wohl vom Kaiseramen Antoninus Pius (138—161). Diese Fundstücke wanderten teils in die J. Erhardsche Altertümersammlung (Fachschulgebäude, Erdgeschoss, Raum 6), teils in die Sammlung des Stuttgarter Altertumsvereins. Nach gefundenen Bruchstücken von Inschriften ist anzunehmen, daß ein Cohors Ratorum die Besatzung bildete.

Auch in erheblicher Entfernung vom Kastell fand man schon wiederholt Gegenstände aus römischer Zeit, so 1921 südwestlich vom Kastell auf einem Acker eine Bronzemünze von der ältern Faustina, der 141 gestorbenen Ge-

mahlin des Kaisers Antoninus Pius. Das läßt vermuten, daß sich neben dem Kastell eine nicht unbedeutende bürgerliche Niederlassung ausdehnte.

Die freigelegten Kastellteile mußten wieder mit Boden bedeckt werden, um die Nutzbarkeit der betreffenden Grundstücke nicht zu beeinträchtigen.

Ehe wir von dem Orte scheiden, überblicken wir nochmals das Gebiet der beiden Kastelle und der anderen Grenzwehrranlagen. 1800 Jahre ziehen am sinnenden Blicke vorüber. Römerreich! Ein Klang von Größe, Macht und Herrlichkeit schwillt aus diesem Worte. „Wir hören den wuchtigen Massenschritt der Legionen, das Wiehern der Streitrosse, den kriegerischen Klang der Tuba, sehen die flatternden Togen, die goldenen Adler, die wehenden Fahnen, die blinkende Waffenpracht, die von unsern Ahnen so oft mit Staunen und Sehnsucht betrachtet wurde. Wir gedenken der Riesenbauten, die noch heute in stolzen Trümmern zu uns reden. Wir bewundern die lange Reihe berühmter Feldherren, ernster Richter, glänzender Redner, gefeierter Dichter.“ Römerreich! So glanzvoll nach außen und doch so arm an inneren Werten, so bar der Gefühle der Menschlichkeit, so hart in seinem Buchstabenrecht, so elend in seiner sinnlichen Ueppigkeit — der eiserne Pflug, dessen Riefenfurchen die Völkerscheiden durchbrachen und die Erde empfänglich machten für die Saat des himmlischen Friedensfürsten.

Die Phantasie überspringt die Jahrhunderte und läßt die alten Römerfesten wieder erstehen und die Krieger wieder lebendig werden, die hier in heißem Kampfe zwischen freiem Germanentum und römischer Zwingherrschaft ihr Blut verspritzt haben.

Mitternacht ist vorüber. Von den Wachttürmen der Grenzmauer spähen die Blicke der Soldaten übers Oedland ins Gebiet der Barbaren, wo nach der Meldung römischer Spione seit einigen Tagen verdächtige Vorgänge zu bemerken sind. Plötzlich löst sich vom Waldrand drüben eine dunkle, sich nähernde Masse ab. Aber schon gelst das Kriegshorn des Turmwächters durch die Nacht hin,

und eine Fackel flammt als Signal auf dem Turme auf. Von Turm zu Turm pflanzen Schall und Licht sich fort; in den beiden Kastellen schmettern die Tuben; ein schauriges Echo antwortet aus den Waldschluchten.

„Am Römergrenzwall hin und her erblicken die Fanale,
Durch Tal und Höhen kreuz und quer erklingen die Signale.
Kriegsfeuer flackern lichterloh, in Blut und Rauch verschwommen
Sind Roß und Mann. Halli, hallo, die Alemannen kommen!“

Entsetzt fliehen die Umwohner der Kastelle hinter die schützenden Mauern. Wildes Geschrei braust von der Grenzmauer her. Ein Heerhaufen von einigen tausend Alemannen ist über solche eingedrungen, stürmt herab in den Talgrund, schließt die beiden Kastelle ein und überflutet raubend, sengend und brennend, dem Römerhaß und der Beutelust frönend, die Umgegend. Aus den Gründen, von den Bühlen und Hüllen: von überall her glostet feurriger Schein durch die Nebelschwaden und Rauchwolken des Tales. Der Morgen graut. Die Wurfmaschinen, die Schleuderer und Bogenschützen der Kastelle bieten den Belagerern, die während der Nacht die Schutzgräben mit Erde aufgefüllt haben, den Morgengruß. Die Versuche, die Kastelle zu erstürmen, werden blutig zurückgewiesen. Am Waldbrand taucht, von Laureacum (Zorch) kommend, eine römische Patrouille von gallischen Reitern auf, der es gelingt, Signale mit dem Schirenhofkastell zu wechseln. Nach einigen Stunden unternimmt die Besatzung dieses Kastells einen Ausfall. Von allen Seiten fliegen Lanzen, Keulen, Steine in die Reihen der Römer. Diese werfen unter großem Geschrei ihre Wurfspieße auf die Feinde und rücken dann hitzig auf solche los, so daß man die Wurfmaschinen nicht mehr gebrauchen kann. Man wirft sie weg und kämpft mit dem Schwert. Ein erbittertes blutiges Ringen. Da naht plötzlich die Kohorte von Zorch und greift die tobenden Alemannen im Rücken an. Rasch schließen diese eine Phalanx und decken sich mit ihren Schilden gegen die Schwerter der Römer. Mit wilden, blickenden Augen stehen sie da, die blondschopfigen, blauäugigen Hünengestalten, und wehren todesmutig die An-

griffe ab. Da springen viele römische Soldaten auf die Phalanx, reißen die Schilde voneinander und verwunden von oben herab die Feinde. (Vergl. „Der gallische Krieg“ von Julius Cäsar.) Die Nachfolgenden dringen in die Phalanx ein, und schrecklich wütet nun das gefürchtete römische Schwert unter den Germanen. Waffenklang, Schildbegeklirr, Kampfesgeschrei, Nechzen, Stöhnen! Endlich ist der Widerstand der Germanen gebrochen, sie wenden die Schilde und suchen zu entkommen. Über die Besatzung des Freimühlkastells, aus wilden Britanniern und riesigen Flamländern bestehend, sucht den Flüchtlingen den Rückweg abzuschneiden, und nur wenigen gelingt es, der Rache der Römer zu entkommen. Wiederum hat der römische Adler gesiegt. Jubelnd kehren die Kohorten in die Kastelle zurück. Eilboten gehen ab nach dem Militärlager von Castra Regina (Regensburg) und nach Augusta Delicium (Mugsburg), dem Sitz des Präses der Provinz Rätien, um den Sieg der römischen Waffen zu melden — vielleicht den letzten Sieg in diesem Tal; denn jenseits der Grenzmauer stehen schon neue Scharen von Alemannen und Sueven zum Einfall ins Römerreich bereit, und weder römische Kriegskunst, noch Wall, Mauer und Kastelle können auf die Dauer die Urkraft des ungestüm vordringenden Germanentums brechen.

8. Nach Mutlangen und Lindach.

(Ortsentfernungen am Schluß des Buches.)

Also diesmal eine Nordlandsfahrt, hinauf zu den lustigen Höhen des Welzheimer Waldes. Die jetzige Straße nach Mutlangen, das verkehrsreichste Straßenstück des Bezirks, wurde um die Mitte des letzten Jahrhunderts erstellt; vorher mußten Fuhrwerke den Weg durch das Schiefstal über die Heide benutzen. Das Gelände links von der Straße war bis vor einigen Jahrzehnten mit Hopfen bepflanzt, dessen verwilderte Kinder heute noch

ihre Socken um Büsche und Hecken schlingen. Der Hopfenbau wurde in Smünd im Anfang des 19. Jahrhunderts durch Oberamtsarzt Dr. Keringer eingeführt. Noch 1851 waren auf der Stadtmartung 300 Morgen mit Hopfen bepflanzt. Gegen das Bauernhölzchen hin bedeckt ein Wald von Obstbäumen das Talgehänge.

Weiter oben folgt der Rehenhof, ein Hofgut, wie es im Buche steht. Mächtige Kastanien bilden das Portal, ein Pfau macht die Honneurs. Die stattlichen Gebäulichkeiten, überragt von Pappeln, Eichen und Linden, die trauliche Kapelle auf der Höhe, die plätschernden Brunnen, der erlenbesäumte Bach, der Ausblick in das anmutige, gartenreiche und waldumkränzte Tal und der Fernblick zu den blauen Albbergen geben dem Ganzen ein überaus frisches, behagliches Aussehen.

Der frühere Besitzer, Kameralverwalter v. Schönlein von Ellwangen, mit dem Namen „Heuranz“ geulkt, ein rundlicher, wunderlicher und absonderlicher, aber wohlmeinender Herr, der ums Jahr 1865 das Zeitliche segnete, verwandelte das Anwesen in ein Fideikommiß. Er soll's getan haben, wie man erzählt, weil er 100 Jahre nach seinem Tode wiederkommen wolle, um das Regiment auf dem Gute wieder selbst zu führen, wieder selbst die vielen Obstbäume zu schütteln, die er pflanzte, und die Trauben zu pflücken in dem Weinberg, den er neben der Straße angelegt hatte, um wieder wie ehemals die Mähder zu riffeln, wenn sie mit dem „sinnlosen Wehen“ die Zeit vertrödeln, und um noch einige weitere Haarwische auszureißen dem ungezogenen Rangen, der ihm einst in seinen schönen Zylinderhut zu seinem fühlbaren Entsetzen ein Wespennest geschmuggelt hatte.

Nun sind wir auf der Mutlanger Höhe angelangt. Die ganze Herrlichkeit der Alblandschaft von der Felsenburg des Rosensteins bis zum reckenhaften Gönninger Kofberg tut sich vor dem staunenden Auge auf. Der Formenreichtum des ganzen Landschaftsbildes ergibt sich aus dem Zusammentreffen der Gebiete des weißen und braunen Juras und des Keupers mit seiner ausgebreiteten

Liasdecke. Daß einst die Alb mit ihren weißen Felsenstirnen weit hinaus über Mutlangen bis in die Gegend von Mittelbronn, Spraitbach, Kaisersbach, gegen Westen und Nordwesten bis über den Schwarzwald und Odenwald hinausreichte, wird manchem Leser ungläublich klingen, aber die Geologen behaupten und beweisen es. Im Laufe der Zeiten sind hier oben die Kalke des weißen und braunen Juras vollständig der Abtragung anheimgefallen, und nur der untere Lias hat sich erhalten. Die Lein konnte den Liasdamm, der über Iggingen, Mutlangen, Alfdorf, Pfahlbronn und Breitenfürst zieht, nicht durchbrechen und so nicht ihren natürlichen Weg zur Rems finden, der sie sich zwischen Unterböbingen und Mulfingen auf $3\frac{1}{2}$ Kilometer nähert, obwohl die Leinwasser (nach Quenstedt) einst heraufgingen bis zur Höhe nördlich von Mutlangen, was die mächtigen Diluviallande dort beweisen. Man darf freilich dabei nicht übersehen, daß die Flußläufe sich erst ganz allmählich bis zu ihrem jetzigen Bett vertieften. Seit alters hat Smünd seinen Baustrand zum großen Teil aus genanntem Sandgebiet bezogen. Eigentümlich ist, daß in diesem 2 Km. langen diluvialen Sandgebilde, obwohl es die höchste Erhebung in weitem Umkreis bildet, mehrere Quellen entspringen, die auch in trockenen Sommern nie versiegen sollen. Durch das Sandgebiet zieht sich ein schmaler, immer nasser Längsstreifen. Alte Leute wollen hier das Rauschen eines unterirdischen Wassers gehört haben, das sie die „unterirdische Lein“ nennen. Wiederholt erfolgten im Sand schon Erdbebrüche. Einmal versank das Pferd eines Bauern, das dann glücklich wieder herausgebracht werden konnte. Ein andermal sank ein zimmergroßes Stück etwa 4 Meter tief hinab. Man soll in solche Einbruchsstellen schon Spreu geworfen haben, die dann in den Quellen bei Schloß Lindach und im Talgehänge der Lein wieder zum Vorschein gekommen sein soll. Der Markungsteil neben dem Sandgebiet führt seit alters den Namen Wasserstall.

Wir sind in

Mutlangen,

einer weitläufig gebauten, von Obstgärten durchsetzten Ortschaft mit 1070 Einwohnern. In dem Ortsnamen steckt wohl der altdeutsche Vorname Muodo (der Mutige), doch ist auch möglich, daß er auf Wodan oder Wuodan, den Hauptgott unserer heidnischen Vorfahren, zurückgeht. Auf achtfüßigem Grauschimmel reitet Wodan durch die Luft, begleitet vom wilden Heer, dem Wuotes- oder Muotesheer. Auch im nahen Spazentann soll nach der Volkssage Wodan umgeistern, nämlich in der Gestalt des Spazentannjägers. Das hübsche neue Schulhaus, am Eingang des Dorfes gelegen, wahrt glücklich den ländlichen Charakter. Eine schnurgerade, neue Straße zieht an ihm vorbei; leider fast lauter gleiche Häuschen, langweilig wie ein Stalenzau. Die Kirche, dem hl. Georg geweiht, 1847/49 an Stelle der Kirche von 1499 erbaut, ist wie ihre Doppelgängerinnen in Iggingen, Spraitbach und Zimmerbach weithin sichtbar und verleiht mit diesen dem Landschaftsbild charakteristische Züge. Sie enthält einige alte Schnitzbilder, St. Georg, eine Pieta und eine schöne spätgotische St. Katharina. Die Pieta stammt aus der 1840 abgebrochenen sehr alten Nikolauskapelle. Mutlangen gehörte einst zur Herrschaft Rechberg, kam aber nach 1581 zu Smünd. Gotteszell und das Predigerkloster in Smünd waren hier begütert. Kirchlich war das Dorf ursprünglich ein Filial von Iggingen. 1659 wurde es zur Pfarrei erhoben. Auch eine Burg stand einst hier, angeblich in „Zellerbauers Garten“. Ein benachbartes Gelände hat heute noch den Flurnamen „Burghalde“. Ein Keller der Burg soll noch vorhanden sein. Nachgrabungen waren aber bisher erfolglos. Im Weltkrieg fielen aus der Gemeinde 37 Krieger, 2 werden vermißt. Tagelöhner Wagenblast hat allein 3 Söhne verloren.

Für des Wandrers Akung sorgen in dem Dorfe einige gute Wirtschaften.

Von Mutlangen erreicht man in einem halben Stündchen das ansehnliche Dorf Lindach. Ein Kilometer nörd-

lich vom Weg, über die Flur beim „Galgen“, geht eine vorgeschichtliche Hochstraße vorbei, die einerseits nach Pfahlbronn und Buoch, anderseits über Schönhardt und Brackwang Mögglingen zu führt und sich genau auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein hält. Dieser uralte Verkehrsweg wurde noch vor einigen Jahrzehnten irrtümlich als ein Teil des rätischen Limes angesehen. Auf genanntem Markungsteil Galgen soll sich ehemals eine Richtigstätte, ein Galgen, befunden haben.

Rechts tritt an den Weg das Pfaffental heran, ein reichgegliedertes, waldiges Keupertal, das Arietentalk und Angulatensandstein auf drei Seiten mit hohem Wall umschließen. Von den düstern Waldgründen hebt sich das Auge freudig empor zu den blauen Wolkenstühlen der Alb, die gegen Süden das reizende Landschaftsbild begrenzen. Malerisch liegt über der Talschlucht

Schloß Lindach,

eine staufische Burg, die freilich mit der Zeit ihre ursprüngliche Gestalt erheblich verändert hat. Die ganze Anlage besteht aus dem alten und dem neuen Schloß nebst verschiedenen Ökonomiegebäuden. Der Unterbau des alten Schlosses, nämlich des alten Turms, aus mächtigen Buckelquadern aufgeführt, mag wohl aus dem 11. Jahrhundert stammen. (Nach Crusius wäre schon im Jahr 15 nach Christi Geburt in Lindach ein Schloß erbaut worden.) Ein Teil des Burggrabens und der Ringmauer, wie auch ein Mauerturm sind noch vorhanden. Gegen Westen schützt die Burg ein 20 m hoher, steiler Hang. Wie bei so vielen alten Burgen weiß der Volksmund auch hier von unterirdischen Gängen zu berichten. Solche sollen in das Dorf und nach Lorch führen. Früher, in der Zeit der Kuntelstubenpoesie, wußte man auch noch, daß es in einem Gelaß des Schlosses gar übel spuke. Der obere Bau hat Spätrenaissanceformen. An der Nordseite befindet sich ein großer, runder Treppenturm (1583), an der Südseite ein Rundtürmchen (1624), an der Nordwestseite ein Erker. Im zweiten Obergeschoß sind Stuckdecken und die sogenannte Wappentube.



Schloß Lindach. Aus den Blättern des Schwäbischen Albvereins.

Die Burg, anfänglich wohl nur ein Turm mit kleinem Anbau für die Kemnaten und den Palas, gilt als Stammsitz der Herren von Weinsberg. (Eine „Flur- und freie Birsch-Karte“ von 1475, in der Erhardschen Bilderchronik befindlich, enthält eine Abbildung des Turms.) Schon im 14. Jahrhundert war die Burg im Besitz der Herren von Rechberg, die damit Gmünder Patrizier belehnten. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts verließ Württemberg, das Lehensrechte beanspruchte, den „Turm“, wie damals die Burg gewöhnlich genannt wurde, den Herren von Diemar. In der Folgezeit wechselte das Rittergut häufig seine Besitzer. 1912 wurde es Eigentum des Obersten Otto von Haldenwang, der 1914 im Weltkrieg fiel. Dessen Witwe hat das Schloßgut noch im Besitz, wohnt aber auf Schloß Stettenfels bei Heilbronn.

Einer der früheren Burgsassen, Hans von Diemar, machte den Gmündern viel zu schaffen. Die verwickelten Rechtsverhältnisse der Burg führten zu langen Streitigkeiten und schließlich zur offenen Fehde zwischen ihm und der Reichsstadt. Am 18. Oktober 1543 schickte der Ritter der Stadt einen Absagebrief, den seine Reissigen in den Schlagbaum am unteren Tor steckten. Auch den städtischen Untertanen in den Landorten stellte er einen Absagebrief zu, worin er dem „Bürgermeister und Rath zu Gmünd gewaltige, freventliche und unpillliche firnemen und Handlungen“ vorwirft. Nach dieser Kriegserklärung plünderte und brandschakte der kühne, gefürchtete Hans wie ein Schnapphahn im gmündischen Gebiet, und das trotz des Ewigen Landfriedens. Auf den Vogelhof, die Gutighofer Mühle, den Schiren- und Sachsenhof setzte er den roten Hahn. Den gmündischen Bauern nahm er Vieh und anderes weg. Einem Gmünder, der in seine Hände fiel, ließ er die Finger abschneiden. Einmal zog er mit seinen Reissigen bis vor das Schmiedtor und sagte den Gmündern so höhnisch und bitter auf, wie es noch an keinem Fasching geschehen. Unweit der Stadt weidete eine der Stadt gehörige Viehherde. Ritter Hans fand, daß durch Wegnahme dieser Viehherde seine durch die

Stadt verlezte Ehre erheblich repariert werden könnte, und ließ nun alle diese Braten in seine Küche laufen. Das ging nun den Gmündern doch über die Hutschnur. Sie zogen racheschnaubend vor die Burg; aber die Zugbrücke war aufgezogen, die Gräben waren tief, die Türme stark und gut besetzt, und so blieb den Gmündern, die doch manche truzige Feste schon gebrochen hatten, schließlich nichts übrig, als unter Schimpf und Hohn wieder abzuziehen. Nun wurde das Reichskammergericht angerufen, das den verwegenen und gewalttätigen Ritter in die Acht und Aberacht erklärte. Er wurde festgenommen und zu Schorndorf eingekerkert. Gmünd, das eine Schadenrechnung von 80000 Gulden präsentieren konnte, setzte sich in den Besitz des Schlosses und der Güter. 1554 brachte Herzog Christof von Württemberg einen Vergleich zwischen Gmünd und seinem Widerpart zustande; und Hans Diemar zog wieder als Herr in seine Burg ein. Erst 1574 wurden die Rechtsstreitigkeiten zwischen der Stadt und den Herren von Diemar durch ein Urteil des Tübinger Hofgerichts endgültig entschieden und zwar zugunsten der Diemar und ihres Lehensherrn Württemberg. Demnach scheint die Stadt doch auch manches auf dem Kerbholz gehabt zu haben.

An dem großen Schloßgarten (40 Morgen Baumgut) vorbeigehend, kommen wir in das Dorf

Eindach,

an dessen Eingang eine Friedenslinde steht, gepflanzt 1871, jetzt schon ein stattlicher Baum. Das gotische Kirchlein bietet ein etwas eigenartiges, aber trauliches Bild. Turm und Chor, der ein hübsches Netzgewölbe aufweist, stammen aus dem Jahr 1470, das romanische Schiff wurde 1903 durch einen Neubau (von Dolmetsch) ersetzt. Die schwächliche Turmfigur will sich, von der Ferne gesehen, in die behäbigen Formen des Schlosses und der Hügelkuppen und Berge der Gegend nicht sonderlich gut einfügen.

Eindach (780 Einwohner) war kirchlich einst ein Filial von Iggingen. Herzog Christoph führte 1560 die Reformation ein. 1634, nach der Nördlinger Schlacht, kehrten

die Ortseinwohner wieder zum alten Glauben zurück, aber 1650 verfuhr Württemberg, näherhin dessen Lehensmann Achaz v. Saymingen, nach dem in jener Zeit üblichen Grundsatz: „Cujus regio, ejus religio, wessen das Land, dessen die Religion.“ Wer nicht protestantisch werden wollte, hatte den Ort zu verlassen.

Woher kommt der Name Lindach? Man kann an Linde und Ach (= Bach) oder Lind (= Schlange) und Ach denken, was die Bedeutung Lindenschlamm oder auch Schlangenschlamm ergäbe. Der mundartliche Ausdruck „Lindach“ läßt aber auch die Deutung „Lindich“ zu, d. h. der Ort, wo viele Linden sind, da die Silbe „ich“ oft einen Sammelbegriff bildet (z. B. Reißich). Die Sage weiß den Ortsnamen viel ansprechender zu erklären. Nach ihr kam in alten Zeiten, wo in Unterböbingen noch ein adeliches Geschlecht seinen Sitz hatte, eine Gräfin von dort, da sie dem Jagdvergnügen huldigte, an den Ort, wo jetzt das Dorf sich befindet. Unter einer mächtigen Linde ausruhend, rief sie beim Anblick der herrlichen Gegend entzückt: „Unter dieser Linde Dach will ich ferner wohnen!“ Wer's mit dieser Sage hält, mag also künftig „Linddach“ schreiben.

Im Weltkrieg hatte das Dorf 24 Gefallene und 6 Vermisste zu verzeichnen. Auf dem Heimgang kann man den Weg durchs Schießtal nehmen, auf dem man in einem Stündchen Smünd erreicht.

9. Ueber Hussenhofen nach Iggingen.

Wir folgen der Staatsstraße nach Alen. Es ist ein schöner Herbsttag.

Außerhalb der Stadt kommen wir zunächst an

Gotteszell

vorbei, der einzigen württemb. Strafanstalt für weibliche Gefangene. Bis 1802 war Gotteszell ein Frauenkloster,

das schon vor 1227 gegründet wurde. Da die meisten Nonnen Smünder Patrizierfamilien und den Adelsbüchern der Gegend entstammten, war das Kloster reich begütert. Unter anderm gehörten ihm das Schießtal, der Schauppenwald, der Klosterhof und die Pfennigmühle. Der ganze große Klosterbesitz, dessen Wert über eine Million Gulden betragen haben soll, wurde bei der Aufhebung des Klosters vom Staat Württemberg eingezogen. Das war natürlich nicht gestohlen, sondern nur säkularisiert. Nirgends aber steht geschrieben: Du sollst nicht säkularisieren! Papa Staat hat da seinen ungeratenen Kindern, die sich in diesem Strafhaus befinden, ein kräftiges Beispiel gegeben, wie man's nicht machen soll. Wenn er dann mit diesem und anderm beschlagnahmten Kirchengut in der Folgezeit die finanziellen Bedürfnisse der Kirchen bestritt, so war das nicht, wie viele meinen, ein Geschenk aus seiner gnädigen Hand, sondern nur eine Pflicht der Wiedererstattung. Die 24 Insassinnen des Klosters bei dessen Aufhebung — nach Crusius waren es einst 100 Klosterfrauen — wurden mit erbärmlichen Pensionen abgespeist, die für alle zusammen nicht ganz 3300 Gulden und damit nicht einmal die reichsgesetzliche Mindestgabe betragen.

Im Weltkrieg waren in der Strafanstalt auch zwölf Französinen untergebracht, die sich gegen das deutsche Kriegsrecht vergangen hatten, darunter eine Mutter mit zwei Töchtern. Was hatten diese denn verbrochen? Mehrere hatten französischen Soldaten, die sich in dem von den Deutschen besetzten Gebiete versteckt hielten, heimlich Nahrung gebracht; eine hatte ihren lieben Ehemann dadurch der Gefangennahme zu entziehen gesucht, daß sie ihn im Backofen einlogierte, wo ihn dann nach einem halben Jahr ein deutscher Krieger doch entdeckte; eine weitere hatte mit ihrer Mutter einen deutschen Krieger, der ein Pferd requirieren sollte, angegriffen. Mit dem Betragen dieser Französinen war man recht zufrieden. Sie waren in der Arbeit fleißig und geschickt und immer bescheiden, höflich und dankbar. Sie wurden aber auch gut behandelt und bald begnadigt.

Mancher, der an Gotteszell vorübergeht, möchte wohl einen Blick hinter die Ringmauer werfen. Da würde er sehen das ehemalige Prioratsgebäude, einen stattlichen Rokokobau mit schönem Portal und Resten eines spätgotischen Kreuzgangs, einige Nebengebäude, von denen eines einen prächtigen Holzgiebel aus der Zeit um 1500 aufweist, eine gotische Kirche (1551) mit gefälligem Rokokoaltar, hübschen Chorstühlen in Rokoko und trefflicher Holzdecke, vor diesen Gebäuden einen großen Ziergarten mit mannigfaltigen Baumgruppen und wohlgepflegten Rasen und Blumenbeeten. Einst wandelten Nonnen in weißem Kleid mit schwarzem Schleier unter den Bäumen dahin, jetzt dürfen da täglich die Gefangenen eine halbe Stunde lang spazieren gehen. Im Gänsemarsch schreiten sie dahin in erdgrauen (Zuchtthaus), graublauen (Gefängnis) oder eigenen Kleidern (Arbeitshaus). Die „Jugendlichen“ tragen zum graublauen Gewand eine weiße Schürze. Alle Stände und alle Vergehen und Verbrechen sind da vertreten. Viele Schuld, viele Bosheit und Hartnäckigkeit haben die Mauern dieses Strafhauses schon gesehen, aber auch viel Reue und Sühne, viele Tränen und Gebete. Brich nicht den Stab über die, so hier weilen, sondern denk: Was wäre aus mir geworden, wenn ich unter solchen Verhältnissen aufgewachsen wäre, wie viele von diesen Gefangenen? Arme Menschen, an deren Wiege das Laster und die Schande stehen! Bei vielen hat auch krankhafte Veranlagung, ererbte Belastung und sonstige unverschuldete Schwäche zum Falle mitgewirkt. Freilich, bei den meisten erzählen uns die Steine der Gefängnismauern von einem uralten Feind des menschlichen Glücks, von einem Feind, der täglich viele um Freude und Ehre betrügt und schließlich sie gefesselt hier hereinführt: von der menschlichen Leidenschaft!

Die Straße läßt das Barackenlager und das Schießtal zur Linken und folgt dem Remstal. Den breiten Talgrund schließen gegen Süden waldige Hügelrücken in scharfen Konturen ab, gegen Osten reckt sich, das niedere Hügelvulk stolz überragend, der Scheuelberg massig in die

Höhe, und gegen Norden zieht sich ein sanftes, sonniges Talgehänge hin, dem stattliche Bauernhöfe, wohlgepflegte Felder und Gärten, Reihen und Gruppen von Pappeln, Eichen und Birken abwechslungsreichen Bilderschmuck verleihen. Die jungen Eichen schütteln ihre leuchtend roten Köpfe, die hohen Pappeln schauen mit ihren gelben Kronen so sehnsuchtsvoll in die Ferne, als wollten sie den goldenen Frühling suchen, der ihnen den Jugendschmuck wieder bringen soll, und die schlantannutigen Birken stehen, wenn der Herbstwind ihnen durch die Glieder fährt, zitternd da, als sei ihnen bange vor dem langen Winter. Da unten auf der Landstraße aber wandelt der Winter des Menschenlebens in Gestalt eines verhuzelten und vertrockneten Weibleins, das leuchtend das schwerbeladene Marktwägelein vor sich herschiebt und fröstelnd zusammenkauert, wenn der scharfe Ostwind unbarmherzig die bereiften Haare zerzaust. Aber siehe dort den Frühling des Lebens, den wilden Knaben neben den umherirrenden Kühen, der mit leuchtenden Augen vom Hügel auf die Wanderer herabblüht, lachend mit der Peitsche knallt und sich nicht kümmert um rauhe Winde und trübe Gesichter und welke Blätter.

Nun sind wir am ersten Remswehr angelangt. Da steht neben der Straße ein schönes Steinkreuz mit der Jahreszahl 1241, früher das Bußkreuz genannt. Wenn die Zahl stimmen würde, wäre es das älteste Kreuz dieser Art auf deutschem Boden. Die arabischen Ziffern beweisen aber, daß die Zahl in späterer Zeit eingemeißelt wurde, und so läßt sie keinen sicheren Schluß zu auf das Alter dieses Steindenkmal. Welche Botschaft soll aber das alte Kreuz der Nachwelt übermitteln? Ist eine ruchlose Tat hier verübt worden? Hat ein Unglücksfall hier Menschenleben gefordert? Soll es nur ein ehemaliger Grenzstein sein? Nach einer Sage soll ein Raubritter vom Rosenstein hier einen Kaufmann meuchlings überfallen und ermordet haben. Eine andere Sage weiß zu berichten, daß hier einst ein Postwagen samt den Insassen die steile und tiefe Uferböschung der Rems hinabstürzte. Letztere Sage hat jedenfalls den Vorzug größerer

Wahrscheinlichkeit. Das Schuldkonto der Rosensteiner ist ohnehin mit haltlosen, sagenhaften Missetaten überreichlich belastet. Das Dunkel, das über der ältesten Geschichte der Burg Rosenstein liegt, und die kühne Anlage der mächtigen Felsenburg bieten der Phantasie des Volkes günstigen Boden und weiten Spielraum, und wo es immer eine schwarze Tat aus alten Zeiten wittert, bringt es solche in Verbindung mit den angeblichen Raubrittern vom Rosenstein und schwelgt dann mit Wohlbehagen im Schauer alter Zeiten. Das Wehr bei dem Kreuz wurde 1321 vom Kloster Gotteszell und einem Herrn von Rinderbach gemeinsam erstellt.

Der Weg führt nun vorbei an der Walkmühle, die nach dem Umbau unmittelbar an die Straße grenzt, während zuvor ein tiefer Graben sie von letzterer trennte. In diesen Graben stürzte einst ein Wanderer und verlor hiebei das Leben. Aus diesem Anlaß soll an dem Hause das dort befindliche Oelbergrelief angebracht worden sein. Die Walkmühle bestand schon 1571. Sie wurde von den Smünder Tuchmachern viel benützt.

Bei der Rinderbacher Mühle nimmt das Landschaftsbild plötzlich lebhaftere Formen an. Die Keuperhügel des linken Talgehängs rücken weiter vor, und rechts öffnet sich in weiter Bucht ein liebliches Seitental, hinten abgeschlossen durch eine waldige Kuppe, von der aus nach rechts ein freundlicher Laubwald, nach links ein düsterer Nadelwald seine Arme um den Talgrund schlingt. Welch malerischen Anblick mag im Mittelalter hier das Remstal geboten haben! Von der Talhöhe zur Linken grüßten damals die Margaretenskapelle und Dorf und Burg Rinderbach herab. Auf der andern Talseite stand auf dem hohen Rücken des Benzwaldes in herrlicher Lage eine Rechbergische Burg, deren Burggraben noch heute vorhanden ist.

Das Dorf Rinderbach, dessen Namen noch heute eine Smünder Straße trägt, war anfänglich eine eigene Pfarrei. Die Margaretenskapelle gehörte später zur Pfarrei Iggingen. Bei ihrem Abbruch (1811) wurden die Quadesteine zum Bau der Pfarrkirche in Oberbettringen verwendet. Auf

dem Kapellenplatz, auf dem vor einigen Jahren noch Grundmaurereste gefunden wurden, steht nun eine junge Eiche. Stadtpfarrer Weser in Ulm-Söflingen besitzt noch ein Bild aus der Kapelle.

Die Burg Rinderbach stand wohl neben dem Georgishof, dem einstigen Burghof. Sie soll 1284 von den Bürgern Smünds, nachdem diese das Stadtre Regiment dem Adel entrissen hatten, zerstört, hernach von dem Burgherrn aber wieder erstellt worden sein. Ein Teil der Burg kam in andere Hände. Hans von Nenningen verkaufte 1386 seinen Anteil am Burgstall an Heinrich Bertung. Dieser trat ihn 1399 an Heinrich Wolf ab. Nachher kam die Stadt in Besitz der Burgreife und des Zubehörers an Gütern. 1632 verkaufte die Stadt „die Burg Rinderbach, Georgishof genannt,“ an das Spital, wie eine Chronik meldet. Der letzte Sprosse der Edeln von Rinderbach, die zu den ältesten, angesehensten und reichbegütertesten Familien der Stadt zählten und große Wohltäter des Franziskanerklosters waren, starb 1486. Von ihrer Burg ist jede Spur verschwunden, falls nicht etwa eine wallförmige Erhöhung westlich vom Georgishof als Burgrest zu deuten ist.

Die Rinderbacher Mühle, 1321 Schindelmühle genannt, war bis 1362 im Besitz der Familie Wolf von Wolfstal und ging dann um 450 Pfund Heller an die Herren von Rinderbach über. Aus ihrer weiteren Geschichte sei folgenden Ereignisses gedacht:

Am 16. April 1809 kam Kaiser Napoleon, gegen Oesterreich ins Feld ziehend, in Smünd an. Es wurde aber nur umgespannt, dann ging's weiter. Bei der Rinderbacher Mühle aber wurde Halt gemacht und ein Imbiß eingenommen. Napoleon ließ sich von der Müllerin ein Glas Wasser reichen, wofür er ihr 60 Franken schenkte. Der gewaltige Korsie liebte es, durch solche Hulderweise den Nimbus seines Namens beim Volke zu erhöhen. Noch besser kam der Smünder Oberjäger Faber weg, der bis Malen dem Kaiser vorausritt. Er erhielt von Napoleon 1100 Gulden zu einer Aussteuer für sein 8jähriges Töchterlein und das Ver-

sprechen, daß der Kaiser später auch für sein Söhnlein sorgen werde. Ob wohl Napoleon, als er durch das Remstal zog, sich daran erinnerte, welch bedeutsamen Einfluß ein Mann aus diesem Tale, Karl Friedrich Reinhard von Schorndorf, auf sein Lebensschicksal ausgeübt hatte? Als Leutnant trug sich nämlich Napoleon mit der Absicht, nach Amerika auszuwandern, aber Reinhard, der im diplomatischen Dienst Frankreichs verwendet war und 1798 sogar kurze Zeit das Ministerium des Aeußern inne hatte, überredete ihn, in so schweren Zeiten das Vaterland nicht zu verlassen.

Nun weiter gewandert. Von sonniger Halde, von Bäumen umrahmt, schaut behaglich herab der Birkhof. Der Hügelwall gegen Süden geht in einzelne Kuppen über und bringt neue Züge in das freundliche Landschaftsbild. Harmlos wie ein frischer Bach eilt die Rems durch den Wiesengrund dahin, aber das unscheinbare Ding hat so manche Tücken. Da und dort gurgelt das Wasser in die Kessel hinab, die es sich in das Sandsteinbett eingehöhlt hat, und wehe dem Badenden, der in einen solchen Gumpen gerät! Erst vor etwa einem Jahrzehnt haben zwei Brüder, hoffnungsvolle Knaben von 13—15 Jahren, an einer solchen Stelle den Tod gefunden.

Noch eine kleine Strecke, und wir sind in

Huffenhofen.

Wie treue Wächter stehen die trauliche Kapelle und das Schulhaus am Eingang des Weilers. Daneben rauscht die Linde und murmelt der Bach. Denkt man sich Vogel- und Blumenduft und lauschige Büsche am Uferstrand hinzu und einiges andere hinweg, so ist genug poetischer Stoff vorhanden für die lebenden und noch ungeborenen Dichter Huffenhofens. Ihnen wollen wir es auch überlassen, die weiteren verborgenen Schönheiten des Dörfleins ans Licht zu rücken.

Der freundliche Weiler, einst zur Waibelhube gehörend, blickt auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Schon 1259 tritt urkundlich ein Ritter Anselm von Hufen auf. Wer das

Dörflein dem Kloster Lorch schenkte (vor 1331) ist nicht bekannt.

Bei den Grabarbeiten zur Kirche (erbaut 1913, ausgemalt 1919 durch Kirchenmaler Georg Bauer von Ufslamör), kamen sieben Totengerippe, bei- und übereinanderliegend, zum Vorschein, wohl Kriegs- oder Pestopfer. Die Wirtschaft zum Gelben Haus war in alten Zeiten, da noch kein Dampfstoß das Tal durchschnaubte, eine vielbesuchte Herberge für die Fuhrleute und die Fußwanderer.

Die alten Leute des Weilers wissen auch von Geister- und Gespenstern zu erzählen. Sie selbst oder doch ihre Eltern oder Großeltern haben es gehört, oft gehört, wie es vor dem Holzkreuz am Weg nach Herlikofen, das jetzt durch ein Eisentkrenz ersetzt ist, um Mitternacht gar kläglich und herzerweichend jammert und wehklagt. Und wie oft haben sie gesehen, wie weiter unten Nacht für Nacht ein gespenstisch Licht von Marktstein zu Marktstein schwirrt! Die Jungen wollen solche Dinge nicht mehr glauben, aber „die Alten wissen, was sie wissen“.

Weiter gehend kommen wir vorbei an dem Burgholz- und Holz- und Holzhof, dessen stattliche Bauernhäuser sich behaglich, wie altgermanische Freihöfe, auf dem Bühl ausdehnen. Vielleicht stand hier einst eine Burg. Die von Burgholz zählten zu den ältesten Geschlechtern Gmünds. 1917 wurde eine Scheuer durch einen Blitzstrahl eingeeäschert; sie wurde wieder aufgebaut, aber im gleichen Jahr zum zweitenmal durch Blitzstrahl in Schutt gelegt. Neben den Bauernhöfen steht ein trauliches Kapellchen (1677), südlich von ihnen, im Talgrund, die Hirschmühle, neben der ein anmutiges Seitental mit dem Weiler Zimmern sichtbar wird. Hinter dem sanften Hügelgelände zeichnen sich in kühnen Linien die Silhouetten des Rosensteins und Scheuelbergs am blauen Horizont ab.

Zimmern

ist einer der ältesten Orte der ganzen Gegend. In seiner Nähe wurden Reihengräber aus alemannisch-fränkischer Zeit aufgefunden. 839 hatte das Kloster Fulda in dem

Weiler Besitzungen. Ein Bauernhaus auf dem Fuchsberg soll früher ein Schlößchen gewesen sein.

Ein halbes Stündchen entfernt liegt die

Beiswanger Kapelle,

die an Stelle einer sehr alten Wallfahrtskapelle im 17. Jahrhundert erbaut wurde. Nach der Sage rächte einst Gottes Blitz an den Rosensteiner Rittern die Beraubung des Heiligtums.

Wir durchwandern den Tannenwald, der die Höhe gegen Iggingen bekleidet. Jünger des hl. Hubertus wird es interessieren, daß in den dortigen Waldungen Fasanen zahlreich vorkommen. Eine traurige Zeit nach Weidmannsbegriffen, wenn so etwas registriert werden muß. Da war es denn doch in alten Zeiten ganz anders, wie schon so mancher Flurname unserer Gegend, wie Wolfsklänge, Bärenbach, Bärleswiesen, Urwiesen, Hirschacker, Fuchsloch u. a., noch heute bekundet. Mit wirklichen Bären war doch ganz anders zu renommieren als mit aufgebundenen, und unter Auerochsen konnte selbst einem Sonntagsjäger ein Schuß gelingen.

Auf der Höhe rechts von dieser Straße stand die Burg der Herren von Udingen, die im Schilde einen Löwen und auf dem Helm ein halbes Sieb führten. Das dortige Gelände führt noch heute den Flurnamen „Schloßacker“, und „der Bauer, der hinterm Pfluge ging,“ fand schon wiederholt Gegenstände, die von der abgegangenen Burg herrühren. Major Steimle hat seinerzeit mit Erfolg Grabungen nach den Grundmauern der Burg angestellt. Das Geschlecht derer von Udingen, von dessen Heldentaten keine Chronik Kunde gibt, starb mit Hans von Udingen, Ritter vom hl. Grab, 1493 aus.

Die Höhe ist erstiegen. Fruchtbare Gesilde (Arietentalf) dehnen sich zu beiden Seiten der Straße aus. Mit Freude schweift das Auge von der lustigen, freien Höhe hinüber zu den waldumflossenen Felsstirnen und Riffen des Juras.

Wir sind nun am Ziel des Ausflugs, in

Iggingen,

angelangt. 847 heißt das Dorf Uchinga. Die Namen mit „ingen“ gehen gewöhnlich auf alemannische Ansiedlungen zurück. In Uchinga ließ sich nieder die Sippe des Uco, in Böbingen die des Babo, in Möcklingen die des Mackilo.

Die Kirche, die im Herzen des Dorfs auf erhöhtem Platze gelegen ist und mit ihrem Turm weit die Häuser überragt, die Pappeln, die Ehrenwache vor dem Heiligtum halten, das schöne, vornehm gehaltene und doch anheimelnde Schulhaus; die schmucken Bauernhäuser, die sich mitunter, so um den Marktplatz, zu harmonischen Gruppen zusammenschließen: all das wirkt zusammen, um ein recht hübsches, behagliches und gemütliches Dorfbild zu schaffen. Die Kirche (1856), dem hl. Martinus geweiht, enthält eine spätgotische Pieta und eine gotische Figur des hl. Augustinus. Letztere soll aus einer Smünder Kirche stammen. Herlikofen, Mutlangen und Lindach waren ursprünglich Filialen der Pfarrei Iggingen. Das Kloster Lorch war in dem Dorf, das zum Drachgau gehörte, bis 854 begütert. Später übten die Schenken von Limpurg, das Kloster Lorch und die Stadt Smünd Hoheitsrechte hier aus. Das lorchische Amtshaus, jetzt ein stattliches Bauernhaus, ist noch erhalten. Im 30 jährigen Krieg wurden Kirche und Pfarrhaus von kaiserlichen Kriegsscharen niedergebrannt. Auf der Gemeindegemarkung kommen mehrere Flurnamen vor, die auf abgegangene Orte hindeuten, wie Uirlighofen, Edelweiler, Mauerhalde, Kapellacker usw. Auf den Lauchäckern stand ein römischer Wehrturm. Der Limes steigt südlich von Iggingen ins Remstal hinab bis zur Bahnlinie. — Der Weltkrieg trug ins Heldenbuch der Gefallenen 34 Söhne der Gemeinde ein. Zwei Ausmarschierte werden vermißt.

Der Weiler

Brackwang

liegt wohl auf dem Grund eines uralten Siedlungsgebiets, worauf die am Ort vorbeiführende vorgeschichtliche Hochstraße und die benachbarten Grabhügel aus der Hall-

stattzeit (etwa 850—500 v. Chr.) hindeuten. Die nahe Römermauer (Limes) und eine ehemalige Burg bereichern das geschichtliche Stimmungsbild. Als ältester bekannter Vertreter des Ortsadels tritt 1236 ein Rudolf von „Bragewant“ auf. 1489 gelangte das Dominikanerkloster in Smünd in den Besitz des ritterlichen Gutes.

Nun war es Zeit, auch die Magenfrage zu lösen. Dieser Schlußakt unserer Wanderung war zweifellos nicht der mindeste Teil derselben, wofür aber das Verdienst den freundlichen Wirtsleuten, dem guten Stoff und einem Borstentier gehört, das an diesem Tag seinen Lebenslauf vollendet hatte.

10. Auf den Rechberg.

Ein lichtblauer Oktobertag, durchwoben vom silbernen Altweibersommer.

Vorbei am Südbahnhof, hinauf die Straßdorfer Steige, die einstige Poststraße. Ein uralter Weg, den schon Römerfüße begingen. Gegenüber dem Bergschlößchen steht die Bismarcklinde, an der neuen Straße gegenüber der Villa Scheurle die Schillerlinde, gepflanzt 1905 aus Anlaß der 100. Wiederverkehr des Todestags des großen Dichters.

Wie sind auf der Höhe angelangt. Die Brust weitet sich, das Auge leuchtet auf. Welch herrliche Landschaft! Gegen Norden die Höhen des Schwabenwaldes, mannigfaltig durchsetzt von Dörfern und Höfen, gegen Süden der formen- und farbenreiche Riesenwall der Albvorberge, verklärt vom blaugoldnen Schein der Herbstsonne (Hohenstaufen, Rechberg, Stuisen, Schönberg, Granegg, Kaltes Feld, Hornberg, Bernhardsberg, Falkenberg, Bargauer Horn, Scheuelberg, Rosenstein). Des Rosensteins und Rechbergs malerische Ruinen werfen auf das Bild den Schimmer der Romantik, die Kirche auf schroffem Berggipfel gibt ihm die Weihe und der Kaiserberg den großen geschichtlichen Zug.

Die Barockkapelle am Weg mit dem vierpaßförmigen Grundriß wurde 1718/19 erbaut. Sie enthält ein spätgotisches geschnitztes Muttergottesbild. Wo

Straßdorf

beginnt, zweigt von der Landstraße der Ramsnestweg ab, ein Römerweg, der zum Schirenhofastell führte. Von der Lage an dieser Römerstraße und an der nach Smünd hat das Dorf wohl seinen Namen erhalten. 1917 wurde im Garten des Kabinettsmeisters Schurr neben Grundmaurerresten ein römischer Siegelring gefunden (J. Erb, Altertumsamml.). Der Ort war ein Stammgut der Rechberg, die 1469 auch das feste Haus des Hans von Uffenloch, das jetzige „Schlößchen“, erwarben. Solches ist ein zweistöckiges Steinhaus mit aufgesetztem Geschos und Kiegelwerkgiebel. Vom Burggraben sind noch Spuren sichtbar. Ein Ritter von Straßdorf wird 1275 urkundlich genannt. Das Schlößchen wurde 1920 für das Krankenschwesternheim und die Kleinkinderschule eingebaut. Der Dachraum enthält noch zwei Renaissance-Zimmer mit Holzvertäfelung und verziertem Balkenwerk.

Die alte katholische Pfarrkirche, dem hl. Cyriacus geweiht, ist ein Juwel unter den älteren Baudenkmalern der Gegend, ein urschwäbisches Landschafts- und Ortsbild. Ursprünglich romanisch mit Chorturm wurde sie 1477, nachdem ein Brand einen Teil der Kirche zerstört hatte, in spätgotischen Formen umgebaut und mit Turmaufsatz und Vieldachor erweitert. Das unterste Stockwerk des Turms ist noch ein Erbteil aus romanischer Zeit, der auch das hochgesprengte Tonnengewölbe angehört. Den Chor überspannt ein schönes Sterngewölbe. Die Kirche enthält mehrere Grabdenkmäler der Rechbergischen Familie, darunter ein prächtiges Werk in Renaissance. Eine Inschrift darüber teilt mit, daß 1572 „der edel und vest Ulrich von Rechberg zu Hohenrechberg“ und 1596 „die edel und tugendreich frau Anastasia v. Rechberg, geb. v. Wellwart“ gestorben sind. Dank den Bemühungen des Landeskonservatoriums und des Landesauschusses für Natur- und

Heimatschutz blieb das trauliche Kirchlein beim Kirchenneubau vor dem Abbruch bewahrt.

Straßdorf bildete lange vor Smünd eine eigene Pfarrei. Schon im Anfang des 12. Jahrhunderts löste es sich von der großen Urpfarrei Lorch los, der Smünd noch bis 1297 zugehörte.

Die neue Kirche, eine der schönsten Landkirchen Württembergs, 1913/14 von Diplom-Ingenieur Hans Herkommer von Smünd erbaut, hebt die Dorfsilhouette wirkungsvoll heraus und fügt sich in ihrer Eigenart stimmungsvoll in das prächtige Landschaftsgemälde ein. In gelungener Weise hat der Baumeister moderne Kunstformen auf das kath. Gotteshaus angewandt. Eine edle, weihervolle Harmonie verbindet alle Teile der Architektur und der innern Ausstattung. Alles in der Kirche weist auf den Hochaltar als den Thron des Heilands hin. Beachtenswerte Kunstwerke sind das Standbild des hl. Cyriacus über dem Haupteingang, die Figuren der Nebenaltäre (unbefleckte Empfängnis und Schutzengel) und einige der gemalten Fenster. Ein prächtiger Beichtstuhl aus dem Jahre 1740 stammt aus dem Smünder Dominikanerkloster. An der Westseite des Chors ist Mosaik verwendet. Der hübsche Turm hat samt Kreuz eine Höhe von 38,5 m. Die Bau- und Ausstattungskosten der Kirche betragen gegen 240000 Mark.

Ein Platz südwestlich vom Dorf, am Neidlingwald, heißt der Judenturmhof. Wahrscheinlich wurden hier im Mittelalter die Juden Smünds beerdigt.

Der Weltkrieg schrieb 45 Gefallene und einen Vermissten in die Chronik der Gesamtgemeinde.

Beim Forst steigt das Gelände erheblich an, da auf dem festen Sockel des Posidonienschiefers nun der Braunjura seine Bühel und Hügel aufbaut, denen weiter oben der Weißjura seine Bergkrone aufsetzt.

Wir steigen empor zur

Burgruine Rechberg,

die zu den schönsten schwäbischen Ruinen zählt. Die Erbauung der Burg fällt in die zweite Hälfte des 12. Jahr-

hunderts. In älteren Schriften wird behauptet, daß die Burg auf dem Grund eines Römerkastells erstellt worden sei. Es sollen auch im Burggraben früher häufig römische Münzen gefunden worden sein.

Das Geschlecht der Grafen von Rechberg wird urkundlich erstmals 1179 genannt, also zur Zeit Barbarossas, unter dem die Herren von Rechberg staufische Dienstmannen waren. Bald hernach wurden sie Marschälle des Herzogtums Schwaben. Ulrich von Rechberg war des Rotbarts treuer Begleiter, Siegfried v. Rechberg, Bischof von Augsburg, wurde von Kaiser Friedrich II. oft zu Rate gezogen. Albrecht v. Rechberg focht und fiel 1386 in der Schlacht von Sempach. Der kriegerische Hans spielte 1449 den Smündern in einer Fehde übel mit. Ulrich II. war im Gefolge des Grafen im Bart auf dessen Pilgerfahrt ins Heilige Land. An ihn und seine fromme Gemahlin Anna v. Wenningen knüpft sich die Sage vom „Klopferte vom Rechberg“. Wie solche erzählt, kniete einst die Gemahlin des Ritters in der Burgkapelle, um, wie sie es oft zu tun pflegte, für den abwesenden Ehegemahl zu beten. Da ward sie plötzlich durch ein heftiges Klopfen an der Tür der Kapelle in ihrer Andacht übel gestört. Voll Aerger darüber rief sie aus: „Ach, daß du ewig klopfen müßtest!“ Als sie dann die Tür öffnete, stand vor ihr der große, zottige Hund ihres Gemahls. Der hatte, als einst ihr Mann um ihre Liebe warb, aber ihr Vater diesem Freier anfänglich gar abhold war, durch Brieflein unter dem Halsband den Verkehr zwischen den Liebenden vermittelt und war dann auch im Ehestand der Liebesbote geblieben, der ihr stets die erste Botschaft vom lieben Ehegemahl brachte, wenn er sich nach längerer Abwesenheit bei der Heimkehr der Burg näherte. Diesmal aber war das Täschchen am Halsband leer, und es fiel auch auf, daß das treue Tier nicht wie sonst seiner Herrin freudig entgegenkam, sondern stehen blieb und solche gar traurig anblickte. Eine bange Ahnung überkam die edle Frau. Sie wankte hinaus zur Kapelle, hinüber zu den Kemnaten. Und wie sie nun sehnsuchtsvoll und klopfen-

den Herzens über die Zingeln den Burgberg hinablickte, da ward sie etwas gewahr, darob ihr schier das Herze brach: Knappen trugen eine Leiche herauf, und die Leiche war ihr totes Ehelieb. Der Gram warf sie auf das Krankenlager und rasch siechte sie dahin. Da klopfte es eines Tages wie mit Geisterhand an die Thür ihres Krankenzimmers. Niemand wußte das seltsame Pochen zu deuten, die schwergeprüfte Burgfrau aber verschied gleich darauf. Seitdem hört man jedesmal das geisterhafte Klopfen, wenn von der Rechbergischen Familie jemand auf dem Totenbette liegt. Der frühere Förster Lang will es wiederholt vernommen haben.

Die Spitäler und Klöster der Reichsstadt Smünd wurden von den Herren v. Rechberg, die in der Stadt drei Wohnhäuser besaßen, mit namhaften Schenkungen bedacht. (Am Hauptportal der Franziskanerkirche, der einstigen Klosterkirche, befindet sich das Rechbergische Wappen.) Aber nicht immer war das Verhältnis zwischen beiden Herrschaften ein nachbarlich-freundschaftliches. Die Gegensätze zwischen dem Adel und den Reichsstädten führten wiederholt zu blutigen Fehden zwischen ihnen. Auch der unselige Herenwahn stiftete bitterböse Zwietracht. Die Smünder bezichtigten Rechbergische Untertanen des Bundes mit dem Teufel, und die Herren v. Rechberg zählten den Smündern die reichsstädtischen Herren auf, darunter Personen aus den angesehensten Familien, und verlangten, daß solchen der Prozeß gemacht werde. Die gegenseitige Erbitterung steigerte sich derart, daß kein Smünder mehr den Wallfahrtsort Rechberg besuchen und kein Rechbergischer Untertan mehr die Stadt Smünd betreten durfte. Auch die Jagd gab manchmal Unlaß zu Streitigkeiten. So vermaß sich einmal ein Herr von Rechberg, gmündischen Bürgern einige Lerchen samt Garn wegzunehmen. Das durfte nicht ungerochen bleiben. Der ehrbare Rat der Stadt erhob Beschwerde beim Kaiserl. Kammergericht, und dieses hat dann den Herrn von Rechberg gehörig zurechtgewiesen — immerhin kein so graulicher Ausgang wie im „Lerchenkrieg“ von Uhland, wo beim

Vogelgarn Junter und Bürger ihr Leben blutig enden.

Das Geschlecht derer von Rechberg blühte auch in einer ganzen Reihe von Seitenlinien, so daß Kaiser Karl V. zu Hans von Rechberg sagen konnte, er habe gehört, daß vor Jahren 60 Herren von Rechberg zugleich den Harnisch getragen hätten. In ganz Schwaben und weit darüber hinaus stand diese Adelsfamilie, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben wurde, in hohem Ansehen. Viele ihrer Glieder glänzten durch Ruhm auf dem Schlachtfeld und durch Weisheit im Fürstenrate. Den geistlichen Sitzen in Augsburg, Speyer, Eichstätt, Ellwangen, Chur und Einsiedeln gab sie Bischöfe, Aebte und Pröpste, und mit den ersten Häusern des Schwabenlandes war sie verwandt. Auch haben die Rechberg vor manchen andern den Ruhm voraus, sich nie durch Raub befleckt zu haben. 1806 kam die Herrschaft Hohenrechberg zu Württemberg.

Die Burg Hohenrechberg wurde im Laufe der Zeit wiederholt umgebaut. Demgemäß umfaßt die Ruine romanische und gotische Bauwerke. 1449 wurde sie von den Städtlern, 1554, 1599 und 1704 von den Württembergern und 1648 und 1796 von den Franzosen erobert. Der Bergfried wurde 1650 wegen Baufälligkeit abgetragen. Am diese Zeit siedelte die gräfl. Familie nach Donzdorf über, und die alte Stammburg wurde von da an nur von Vögten und Jägern bewohnt. Am 6. Januar 1865 wurde die Burg durch einen gewaltigen Brand, verursacht durch Blitzschlag, zerstört. Zu gleicher Stunde schlug der Blitz in den Stephansdom zu Wien und in einen Kirchturm zu Nürnberg.

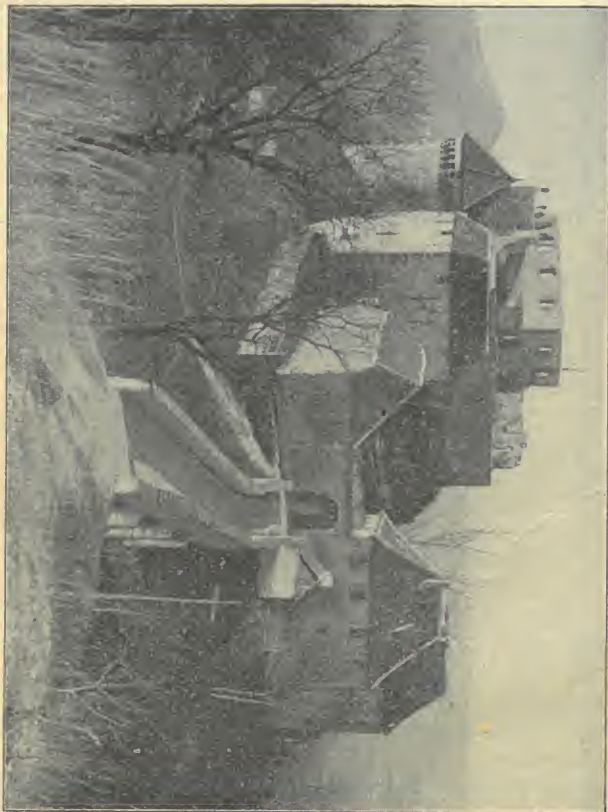
Betreten wir die

Ruine.

Wir kommen zuerst über eine hohe, weithin sichtbare Steinbrücke, die über einen künstlich vertieften Sattel führt, der den Schloßberg vom Kirchberg trennt. Früher befand sich hier eine Zugbrücke.

Es folgt nun die Vorburg, von der noch ein halbrunder Turm und ein als Forstwartwohnung benütztes

Gebäude vorhanden sind. Unter letzterm dehnt sich ein großes Gewölbe aus, von dem ein unterirdischer Gang



Ruine Reckberg.

ausgeht. Der Turm, ein starker Geschützturm mit Scharten für Kettenbüchsen, gehört dem 15. Jahrhundert an.

Nun wandern wir auf einer Holzbrücke, die auf Steinpfeilern ruht und die Stelle der einstigen Zugbrücke einnimmt, über den tiefen Burggraben. Er ist außen

mit Mauerwerk, den Zingeln oder Zinnen, umgeben. Der Burggraben umwindet eine mächtige Weißjura-Kuppe, deren Wände abgeschrofft oder mit Mauerwerk ummantelt und unterfangen sind. Auf dieser Felsentuppe, die auf allen Seiten sturmfrei war, steht die Hauptburg, die ein überaus malerisches Bild bietet.

Wir durchschreiten das gotische Burgtor, neben dem sich ein Pförtchen befindet. Hinter letzterm führt eine Steintreppe zu Kasematten und Verliesen hinab. Das unterste Gelaß ist vom Burggraben aus zugänglich. Die Burg ist umgürtet von einem Rundengang mit Brustwehr, dem Zwinger. Bei dem Burgtor, durch das wir eben gingen, steigt die Brustwehr zu größerer Höhe an. Sie hat da (Südostecke) auch einen Wehrgang mit Gußlöchern. In der Nähe davon (gegen Süden) steht ein halbrunder Geschützturm, der in die Felswand eingebettet ist. Zwei Kasemattgeschosse enthalten je drei Nischen mit Scharten. Der obere Teil ist nach hinten offen, nach außen aber mit Gußlöchern versehen, die zur Beobachtung des Mauerfußes und zur Abwehr durch Güsse und Würfe dienen. Insgesamt besaß die Burg 13 Türme. Die Mauerreste der Burg, aus mächtigen Buckelquadern des rostgelben Braunjurasandsteins bestehend (einige Zwischenmauern sind aus Jurakalksteinen erbaut), sind bereits 2 m dick und zeugen von der Stärke der einstigen Feste.

Ein romantisches Tor führt in den äußern Burghof. Dem Tor gegenüber erblickt man die Reste eines fünfeckigen Steinhauses mit Schießscharten und einem Kellertor. Vom innern Burghof aus führt in dieses Haus eine gotische Pforte. In ihm befand sich auch die Burgkapelle, an deren Eingangspforte die Sage vom „Klopferle“ bildlich dargestellt war. Rechts vom Wege liegt ein weiteres Steinhaus mit einem Tor, der mutmaßliche Palas (Palast, Herrenhaus).

Durch eine Steintreppe, die bis auf einige Stufen verschüttet ist, und ein romantisches Tor gelangen wir in den innern Burghof. Letzteres Tor hat beim Erdbeben vom 16. November 1911 starke Risse erhalten, ist aber

wieder ausgebessert und so vor dem Einsturz bewahrt worden. Im Hofplatz ist ein Ziehbrunnen, der die Burg mit Wasser versah. Er ist sehr tief und weitachttig und enthält stets reichlich Wasser, obwohl keine oberirdische Zuleitung vorhanden ist.

Gegen Süden liegt vor uns der schon genannte Palas, ein romanischer Wohnbau, in dem sich auch die Kemnaten, die Küche und eine zweite Kapelle — wohl nur eine Saalnische mit Hausaltar — befanden. Eine zugemauerte Galerie zeigt tief ausgeschragte Rundbogenfenster und ein romanisches Doppelfenster mit gefälligem Teilungspfeiler. Die Fensterschlitze waren, wie in allen alten Burgen, sehr schmal.

Gegen Osten, dem Kirchberg zu, stand zuletzt das Hauptgebäude, ein hoher Holzbau, ursprünglich wohl die Halle. In den Mauerresten sieht man frühgotische Pforten und zwei Schächte, die zu großen Kellerräumen führten.

Die Nordseite des Burghofs war anfänglich durch die Ringmauer begrenzt, später wurde hier ein schmaler Holzfachwerkflügel erbaut.

Ein Bild der Burg, deren massige, trutzige Anlage landschaftlich weit weniger wirkte als die Ruine, befindet sich im Wirtschaftszimmer des Pfarrhauses.

Unkraut und Gesträuch wuchert nun um die Wehrgänge und Schießscharten der alten Feste. Keine Feldschlange und Kartaune reckt sich mehr dem Ankömmling entgegen. Durch die Mauerlücken des Rittersaals und der Kemnaten wirft der Herbstwind dürres Laub, spottend über die Vergänglichkeit der Menschen und ihrer Werke.

Den Scheitel des höheren Gipfels des Berges (707 m), zu dem ein schöner Kreuzweg hinaufführt, krönt die liebliche

Wallfahrtskirche

zur „Schönen Maria“, die Pfarrkirche der Pfarrei Rechberg, das Wahrzeichen der ganzen Gegend. Um das Gotteshaus liegen das Pfarr- und das Mesnerhaus, sowie der Friedhof. Prächtige Linden beleben den Zwischenraum. Nach der Sage wohnte in altchristlicher Zeit ein

frommer Einsiedler auf dem Berg, der dorthin ein Gnadenbild von der Mutter Gottes brachte. 1488 baute Ulrich v. Rechberg nach glücklicher Heimkehr vom Heiligen Land eine steinerne Kapelle. 1686—1688 ließ Graf Bernhard Bero die jetzige Barockkirche errichten. Sie weist viele Fresken, hübsche Stuckaturen, reizende Engelsfiguren und schöne Beicht- und Kirchenstühle auf (Barock). Auf dem rechten Seitenaltar steht die Statue des hl. Bernhard, die 1806 aus der Wallfahrtskirche auf dem Bernhardsberg, die damals abgebrochen ward, hierher gebracht wurde. Durch Erlass des Bischöfl. Ordinariats von Konstanz vom 26. Juli 1806 wurde die Wallfahrt vom Bernhardsberg auf den Rechberg verlegt. An der Außenseite des Chors befindet sich in einer Nische eine Muttergottesstatue. Die gnadenvollen Hände ausbreitend schaut die Schöne und Matellose milden Auges weit über Berg und Tal dahin. Die Wallfahrtskirche wird jedjährlich von Tausenden von Pilgern besucht. Schon so manches arme Menschenkind hat da in seinen Sorgen und Nöten Hilfe und Trost gefunden.

O Mal der Ruhe und der Ewigkeit,
Du kündest Frieden auch für unsere Zeit,

Wenn aus dem Wahngetrieb, so wirr und hohl,
Den Weg sie findet heim zum Ruhepol.

Den Weg, den einst gezeigt der Weisen Stern:
Den Weg des Heils, den Weg hinan zum Herrn!

[G. Hüttemater.]

Das schöne, großzügige Kriegerdenkmal auf der lichten Höhe, 1923 nach einem Entwurf von Baurat Peter erstellt, von Bildhauer Deibele hierbei modelliert, ist auf die Landschaft sinnig eingestimmt und redet, im Angesicht des Kaiserbergs Hohenstaufen an Deutschlands jammervollste Zeit erinnernd, eine ergreifende Sprache.

Neben dem Friedhof hat der Naturkundeverein Smünd eine Gartenanlage für Alpbflanzen erstellt. Besonders verdient machte sich dabei Professor Dr. Pfeffer. Ueber 300 Alpbflanzen, darunter viele seltene Arten, alle etlettirt, sind hier vertreten.

In einem Wirtschaftszimmer des Pfarrhauses ist dem

Wanderer trefflich Gelegenheit geboten, für des Leibes Übung zu sorgen. In diesem Gebäude sind noch leicht die Reste der Kapelle von 1488 zu erkennen.

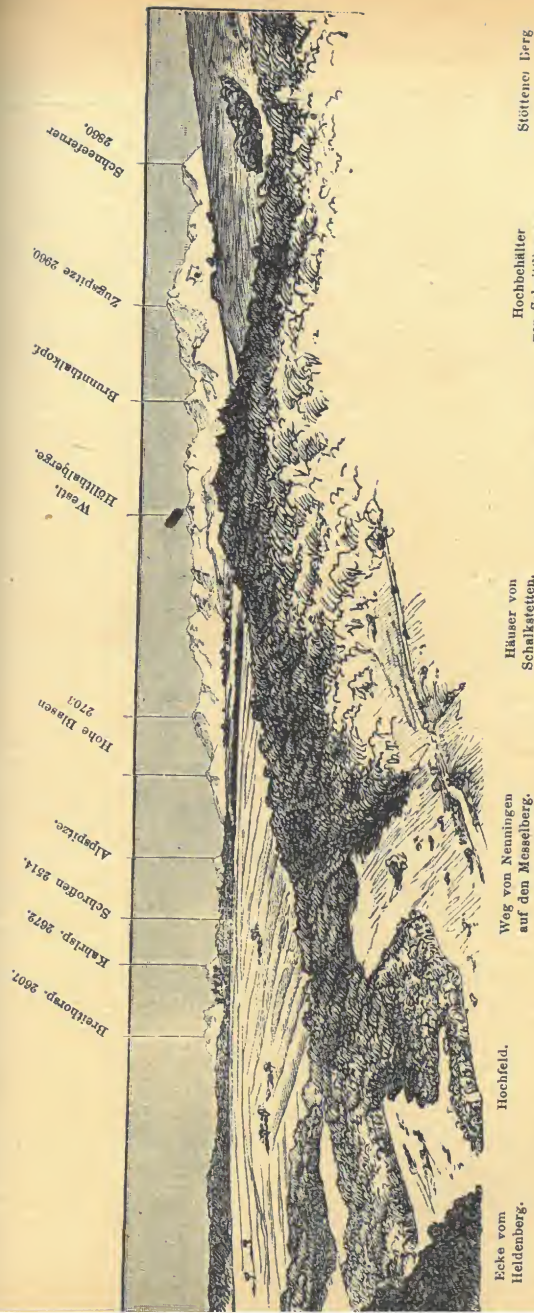
Entzückend und großartig ist die Fernsicht, die man auf dieser Höhe genießt. Fast die Hälfte des Schwabenlandes und noch einen erheblichen Teil von Bayern und Baden überschaut das Auge, ja bei günstigem Wetter schweift es hin bis zu den Bergketten der Bayrischen, der Algäuer, der Vorarlberger und Schweizer Alpen. Der Schwäb. Albverein hat auf dem westlichen Teil des Gipfels eine Orientierungsplatte samt Fernrohr aufgestellt und im Pfarrhaus eine Darstellung der Alpenfernsicht angebracht. In seinem Verlag erschien sodann eine sehr empfehlenswerte „Rundschau vom Hohenrechberg“, gezeichnet von dem † E. Werner, einem künstlerisch veranlagten kaufmännischen Beamten in Smünd.

Wir beginnen die Randwanderung auf der Ostseite des Berges. Uns zunächst liegt der massige Stuisen, der den Rechberg um 50 m überragt. Es folgen ostwärts: Kaltes Feld (781 m), Hornberg, Bernhardsberg (775 m), Falkenberg, Bargauer Horn, Lauterburger Höhe, Hochberg, Scheuelberg, Rosenstein (720 m), Grünenberg, Brauenberg (685 m).

Blicken wir, neben dem Bänkchen auf der Südseite stehend, gegen Süden, so sehen wir in fast gleicher Richtung die Dörfer Rechberg-Vorderweiler und Wihgoldingen und den Heldenberg (711 m), etwas links von letzterem die Grannegg (642 m), rechts von ihm als gewaltigen Gipfelfeiler den Messelberg (749 m).

Den Abschluß der Albbergkette bildet am Filstal der Hohenstein (700 m, links von der nächststehenden Kiefer). Zwischen Heldenberg und Hohenstein kommen zum Vorschein folgende Alpenberge: Zugspitze (2968 m, Deutschlands höchster Berg), Geißhorn, Koflar, Hochvogel (2589m), Nebelhorn, Kiffler (3011 m), Mädelegabel, Bibertopf, Widderstein, Kalteberg, Pateriolspizen, Zitterklapsen.

Etwas östlich vom Pfarrhaus stehend erblickt man in der Richtung von Schloß Ramsberg die Scesaplana



(2976 m). Nach rechts folgen im Vordergrund die Ruine Staufeneck und dahinter Altmann und Säntis (2504 m). Links vom Dorfe Ottenbach werden Teck (775 m) und Roßberg, hinter ihm der Neuffen, rechts von ihm die Achalm und die Stadt Göppingen sichtbar. Etwas westlich davon grenzen schon die Schwarzwaldhöhen den Horizont ab.

Am reizendsten ist der Ausblick von der Westseite des Berges. Links vom Hohenstaufen, an den sich das gleichnamige Dorf anschmiegt, sieht man Schloß Filssek mit seinen beiden Ecktürmen, etwas rechts davon die Wurminger Kapelle und das Neckartal. Beinahe in der Richtung des Hohenstaufen tritt der Kniebis heran. Nach rechts folgen im Vorder- und Mittelgrund der Schwarzwald (Wärschenbeuren, Kloster Adelsberg, Wärscher Schlöschchen), das Remstal (Schorndorf) und das Wieslaufstal, im Hintergrund die Silber, die Hornisgrinde, die Höhen um Stuttgart (Degerloch, Hasenberg, Solitude) und etwa in der Richtung von Radelfstetten der Stromberg (Michelsberg) und Heuchelberg. Gegen Nordwesten zeigen sich das Remstal, dahinter der Welzheimer Wald und noch weiter zurück die Löwensteiner Berge, der Mainhardter und Murrhardter Wald und die Waldenburger Berge (Schloß Waldenburg). Etwas rechts vom Kloster Lorch kommt der Wunnenstein und etwa in der Richtung Kleindeinbach der Kazenbuckel (Odenwald) zum Vorschein.

Von der Nordseite des Berges aus sieht man das gesegnete Albvorland samt dem Remstal, den Welzheimer Wald, die Friedenhofer Höhe, die Limpurger Berge (Eintorn), das Crailsheimer Hardt, die Ellwanger Berge (Tannenburg, Hohenberg, Schönenberg, Schloßberg) und einen Teil Bayerns (Hesselberg bei Dinkelsbühl). Außer Gmünd (das noch vor 60 Jahren vom Rechberg aus nicht gesehen werden konnte) sind gegen 50 Ortschaften und eine Menge von Einzelhöfen zu erkennen.

Am Südfuße des Rechbergs liegen das Dorf Rechberg-Vorderweiler und der Weiler Rechberg-Hinterweiler. In letztem Ort sind als Söhne des Lehrers Scherr ge-

boren: Thomas Ignaz Scherr, 1801—70, von 1821 bis 1825 Taubstummen- und Blindenlehrer in Gmünd, später als Direktor des Lehrerseminars in Küssnacht am Züricher See und als Erziehungsrat der Kantone Zürich und Thurgau hervorragend für die Reform der Volksschule tätig, wodurch er sich in der Schweiz einen gefeierten Namen und ein gesegnetes Andenken geschaffen hat; Johannes Scherr (1817—86), einst ein vielgenannter Mann, 1849 als politischer Flüchtling in die Schweiz verschlagen, von 1860 ab Professor der Geschichte und Literatur am Polytechnikum in Zürich, sehr fruchtbarer Geschichtsschreiber von großer Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung, aber radikal-demokratischer und antikirchlicher Einseitigkeit und polternder Originalitätshascherei. Ein Sohn Hinterweilers ist auch der vielgelesene Volks- und Jugendschriftsteller Prälat Konrad Kümmerl, vieljähriger Hauptschriftleiter des Deutschen Volksblatts und des Kathol. Sonntagsblatts und Herausgeber des Kath. Volks- und Hauskalenders. — Auch die Kriminalchronik der Gemeinde Rechberg bietet manches, was nicht alltäglich ist. So hatte 1785 in einem Hause der Gemeinde der gefürchtete Räuberhauptmann Hannikel mit seinen Raub- und Mordgenossen Unterschlupf gefunden. In weitem Umkreis machte die Bande die Gegend unsicher. Der württemb. Oberamtman Schaffer von Sulz, der Schrecken aller Gauner, wollte mit seinen Hatzjagieren die Bande festnehmen. Es gelang ihm „27 Personen Zigeunerwar aufzuheben,“ aber Hannikel entkam, da die hohenrechbergischen Beamten im entscheidenden Augenblick ihre Rechtshilfe verweigerten. Bald darauf fiel Hannikel in der Schweiz den Häschern in die Hände. 1787 wurde er in Sulz mit 3 andern Zigeunern durch den Strang hingerichtet. Er starb als bußfertiger Sünder.

Auf dem zu Hinterweiler gehörenden Flurteil „Dorf“ wird eine Stelle, wo man schon viele menschliche Ge Rippe fand, der „Kirchhof“ genannt. Hier sollen im 30jährigen Krieg, als die Pest nahezu alle Einwohner von Hinterweiler wegraffte, die Toten beerdigt worden sein. Im

Weltkrieg waltete über der Gemeinde Rechberg ein besonderer Glücksstern. Nur 16 Gefallene und 2 Vermisste entfielen auf sie. Für hungrige Städtermagen, Hamsterer und Eßkurgäste war die Gemeinde in der Kriegszeit ein hochwertiges Ziel.

• Nicht vergessen sei, daß 1923 durch die Gmünder Ortsgruppe des Schwäb. Albvereins auf Betreiben und unter Leitung von Professor Pfeffer ein bequemer und schöner Weg auf den Gipfel des Rechbergs erstellt wurde, der sogn. „Pfefferweg“. Er zweigt oberhalb der „Häge“ von der Landstraße ab.

Von Rechberg-Vorderweiler führen uralte Hochwege über den Nasrücken zum Hohenstausen und über das „Rehgebirge“ nach Ramsack und ins Filstal.

Der Rechberg gehört zu jenen Orten, die man immer vollbefriedigt verläßt und stets aufs neue gern besucht.

11. Zur Bürenburg.

(Wäschereschlößchen.)

Die Bürenburg, die Wiege der Staufer, sei das Ziel des heutigen Ausflugs. Von Lorch aus kann man dort hin in $\frac{3}{4}$ Stunden (über Oberkirneck), von der Station Deimbach aus in 1 Stunde, von Wäschenbeuren aus in 20 Minuten gelangen. Der kürzeste Weg von Gmünd aus geht durchs Beutental (etwa 9 km). Zwischen der Bahnlinie und der Remsbrücke bei Station Deimbach führt der Fußpfad, von der Straße abzweigend, an alten Kiesgruben vorbei der westlichen Waldecke zu. Auf der zweiten Brücke, an der Waldecke, überschreitet er die Rems und folgt dann zunächst dem Waldbrand (Wegzeichen), um bald darauf ins Beutental einzumünden. Unweit letzterer Brücke (im Wald neben dem Fahrweg) stürzte am 29. April 1916 ein Flugzeug ab, wobei der Flieger Herbert Richter aus Leipzig einen jämmerlichen Tod fand. Eine Gedenktafel und ein vom Propeller ausgewähltes Erdloch zeigen die

Anglücksstätte an. Hätte man die Bahn nach Göppingen durchs Beutental geführt, das den Höhenrücken zwischen Rems und Fils fast ganz durchschneidet, so wäre die Bahnlinie weit kürzer und die Ausföhrung viel billiger gewesen. Man stand aber von diesem Projekt ab, weil eine solche Bahnlinie zu wenig Orte berührt hätte.

Kurz vor dem Eintritt ins Beutental bildet das male- risch gelegene Kloster Lorch den westlichen Abschluß des an hübschen landschaftlichen Gruppen hier so reichen Rems- tals. Der Weg durchs Beutental, das an ein Schwarz- waldtal erinnert, führt vorbei am Beutenhof, der mit der Sonnenuhr, der Linde und dem netten Bachhäuschen ein liebliches Bild bietet, an der Beutenmühle und der Oelmühle. Zum Schluß ein kurzer, aber steiler Aufstieg und man steht vor dem

Wäschereschlößchen,

wohl einem der ältesten Bauwerke unsres Landes. In ihm wohnten nicht nur die Ahnen der Staufer, sondern da hat auch die Ahnfrau der Herzoge von Zähringen und Marktgrafen von Baden, Berta, das Licht der Welt erblickt. Um das Jahr 1050 saß auf der Burg Friedrich von Büren (Beuren), der Graf vom Drach- und Fils- gau. So viele Güter er in Schwaben umher und durch seine Gemahlin Hildegard, eine Gräfin von Hohenlohe, auch im Elsaß hatte, gefiel es ihm doch auf diesem bescheidenen, aber anmutigen Sitz. Sein Sohn Friedrich der Staufer, eine hochstrebende Adlernatur, war der treueste Anhänger Kaiser Heinrichs IV., der ihm seine Tochter, die schöne Agnes, zur Gemahlin gab und ihm, als der Regent Kaiser Rudolf von Schwaben Thron und Leben verloren hatte, das Herzogtum Schwaben als erbliches Lehen übertrug. Friedrich erbaute sich auf dem kühn emporragenden Hohen- stausen, den er täglich vor sich sah, eine prächtige Burg mit gewaltigen Mauern und Türmen und schrieb sich von da an nicht mehr „von Büren“, sondern „von Stouphen“ (Stausen). Sein Sohn Konrad bestieg den deutschen Kaiserthron; einer seiner Enkel ist der berühmte Kaiser

Rotbart. Im Kloster Lorch, das er gegründet, fand der kühne Recke († 1105) seine letzte Ruhestätte.

Die Burg Büren wurde wiederholt zerstört, so 1377 in dem Krieg zwischen den Reichsstädten und dem Adel. Um 1328 kam die Burg an die Herren von Rechberg, 1806 zu Württemberg. Jetzt sieht man noch das 6 m



Wäscherschloßchen. Aus den Blättern des Schwäb. Albvereins.

hohe Umfassungsgemäuer aus Buckelquadern und ein Rundbogentor, sowie den doppelten Ringgraben. Die Nordfront, geschützt durch den Hang, entbehrt des schirmenden Malles. Von einer quadratförmigen Erdschanze, welche die Burg umgab, sieht man noch einige Reste. 1699 wurde in das Schloß eine Behausung in Holzfachwerk samt Keller und Speicherböden eingebaut. Vor mehr als einem Jahrhundert wurde in der Grundmauer ein eichener Wandkasten entdeckt, der viele alte Urkunden enthielt, die aber

in unerhörter Blödigkeit vernichtet wurden. 1841 wurden an der südwestlichen Grundmauer ein keilartiger Stein mit eingemeißelter Blume und ein in Gips gegossener weiblicher Kopf gefunden; beide Funde zeigten byzantinische Stileformen. Schatzgräber haben, wie ersichtlich, an verschiedenen Stellen des Grundes ihr Glück versucht. Seit 1858 wird das Schloßchen zu Wohnzwecken nicht mehr benützt. Der große Keller ist an den Wirt vermietet. 1915 stürzte ein Teil der östlichen Umfassungsmauer ein. Der alte Burghof lebt weiter in einigen stattlichen Bauernhöfen. Die Herrschaft des Pfluges hat auch hier die des Schwertes überdauert.

An die Burg knüpfen sich mehrere Sagen. Einst schmachtete ein Gefangener viele Jahre im Burgverlies. Als es bei ihm zum Sterben kam, bat ihn sein Wärter, der ihn immer gut behandelt hatte, ihm nach dem Tod zu erscheinen und ihm zu sagen, wie es drüben aussehe. Als einige Zeit später der Wärter wieder das Verlies betrat, stand plötzlich der Verstorbene vor ihm und sprach gar ernst: „Ein kurzes Gericht, eine sichere Bezahlung.“ Dann war der Geist verschwunden.

Bei Nacht, wenn im silbernen Mondlicht die Schatten der Bäume über die altersgrauen Mauern huschen, tritt manchmal eine weißgekleidete Frau aus der Pforte der Burg. Schweigend überschreitet sie den Burgplatz und umwandelt die Mauern, um dann wieder zu verschwinden. Es wird wohl die „weiße Dame“ sein, die Todesbotin an so vielen Fürstenhöfen, die ja als Gemahlin eines Edlen von Büren, der auf der Forstburg bei Stuttgart seinen Sitz hatte, ein Heimatrecht am Stammsitz ihres Hauses hat. Als sie zu Lebzeiten, von ihrem rohen Mann ohne Schuld verstoßen, auf der Bürenburg Zuflucht suchen wollte, da wurde sie von dem Grafen von Büren hartherzig abgewiesen. König Wenzel in Prag, ihr naher Verwandter, ließ sie im Jähzorn enthaupten. Das vergossene Blut besleckte ihr weißes Gewand nicht, wie jetzt noch zu sehen ist in der St. Nepomukkirche in Prag, wo es aufbewahrt wird. Die unglückliche, tugendhafte Frau,

die unvorbereitet in den Tod gehen mußte, bat Gott auf ihrem Todesgang um die Gnade, all ihren Verwandten vor deren Hinscheiden erscheinen zu dürfen, damit keines unvorhergesehen sterbe. Als einige Jahre später der Burgherr von Büren sein Schlafgemach betrat, stand darin die weiße Dame, so wie er sie zuletzt im Leben gesehen, und machte sein Bett. Entsetzt wich er zurück, und schlief nun in einem andern Zimmer. Aber in der zweiten Nacht fiel ein Stein aus der Gewölbedecke und erschlug ihn. (Vergl. Sues „Württemberg wie es war und ist“). Daß die weiße Dame an so vielen Fürstenhöfen umgeht, erklärt die Sage dahin, daß sie als eine geborene Gräfin von Rosenberg mit den meisten Fürstenhäusern Deutschlands verwandt gewesen ist.

Bei den Wäscherhöfen befindet sich eine gotische Kapelle mit einem hübschen alten Flügelaltärchen.

Im Garten der Wirtschaft steht ein prächtiger Aufbaum von über 4 m Umfang. 500 m vom Wäscherhof entfernt, auf der beherrschenden Höhe beim Schafhaus, liegt eine uralte quadratische **Erdschanze**, umgeben von einem 17—21 m breiten und bis 4 m tiefen Graben. Man genießt an dieser Stelle einen hübschen Rundblick.

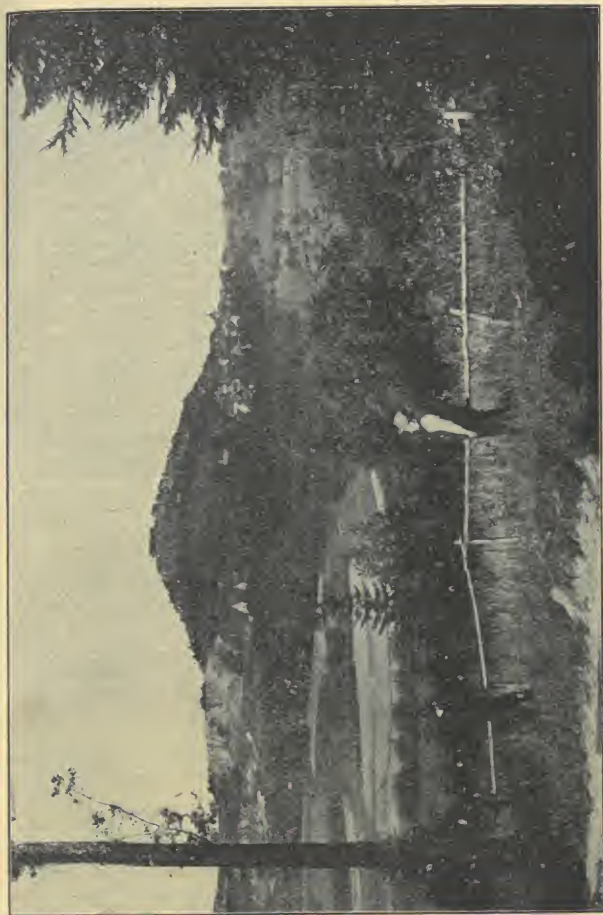
Wohl jeder Besucher des Wäschereschlößchens scheidet hochbefriedigt von dieser landschaftlich so reizenden, geschichtlich so denkwürdigen Stätte.

12. Auf den Hohenstaufen.

O denk an jenen Berg, der hoch und schlant
Sich aufschwingt, aller schwäbischen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen' alte Stammburg trägt! Ufstand.

Zwischen den gesegneten Tälern der Rems und der Fils fesselt das Auge des Wanderers ein Berg, frei und kühn sich erhebend, durch das Majestätische seiner Form. Kahl ist sein Scheitel und wenig Schmuck tragen seine

Seiten, aber etwas Ehrfurchtgebietendes geht von ihm



Hohenstaufen.

aus, wie von einem großen, gefallenem König, auch wenn er des Purpurs entblößt ist. Und dieser Berg war

in der Tat und ist noch ein König unter den Bergen, die höchste Glorie des schwäbischen und des deutschen Namens umschwebt seinen Gipfel. Aber auch er ist, und er vor allen, ein Zeuge, wie alle Herrlichkeit der Welt vergeht, nur der große Name nicht. Dieser lebt unsterblich fort, und noch die Nachwelt der kommenden Jahrtausende wird sich vor ihm beugen: vor dem Namen Hohenstaufen.

Von der Station Maitis aus ist der Berg in $\frac{3}{4}$ Stunden zu erreichen. Die genußreiche Wanderung von Gmünd über den Rechberg und Nasrücken beansprucht $2\frac{3}{4}$ Stunden. Ueber Straßdorf und Reitprechts kommt man in $2\frac{1}{2}$ Stunden ans Ziel. Etwas weiter, aber angenehmer ist der Pfad: Gmünd, Remstal, Hölle, Reitprechts, Nasrücken. Diesen schlagen wir ein.

Vorbei an St. Katharina. Dieser Weg ist ein Römerweg. Etwas weiter oben wurde 1914 in einer diluvialen Ablagerung ein Mammutzahn gefunden. Der Schirenhof, zur Linken auf einem sonnigen Bühl gelegen, erinnert an das ehemalige Römertastell, das Fuggerle, weiter oben folgend, an die berühmte Augsburgische Familie der Fugger. Bald darauf geht's hinein in das hübsche Waldtäälchen des Tiefenbachs, vorbei an der Hölle. Des Himmels Segen ruht auf dieser Hölle, denn in einem Hause saßen noch vor etlichen Jahren 16 lebende Kinder um den Tisch. Ist der Keuperhang erstiegen, so gelangt man auf eine fruchtbare Liasplatte und über den Weiler Reitprechts auf die mächtige Eisensandsteinterrasse des Nasrückens, wo man hübsche Ausblicke ins Rems- und Filstal genießt. Bei Nacht soll es, so erzählt das Volk, auf dieser Höhe nicht geheuer sein. Da wandelt hier der Staufergeist als Lichtflamme ruhelos hin und her. Es ist der Geist eines Raubritters, der

„Ohne Buß' geschieden,
Mit Mord und Raub besleckt,
Nun findet erst den Frieden,
Wenn man den Schatz entdeckt“.

W. Knapp.

Das

Pfarrdorf Hohenstaufen,

am Abhang des Kaiserbergs gelegen, ist wohl eine Gründung der Stauer. 1478 wurde das Dorf von den Gmündern geplündert, 1853 ertranken bei einem Wolkenbruch viele Ortseinwohner. Das **Barbarossa-Kirchlein**, dem hl. Jakobus geweiht, hat in seiner ursprünglichen Gestalt noch die große Zeit des schwäbischen Kaiserhauses gesehen. Im



Barbarossa-Kirchlein.

Aus den Blättern des Schwäbischen Abvereins.

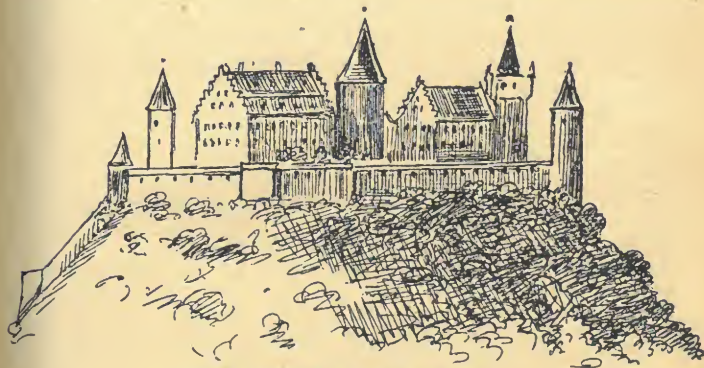
15. Jahrhundert wurde es umgebaut, worauf die spätgotischen Maßwerkfenster hinweisen. 1859 wurde das Äußere erneuert. An den Außenwänden sind angebracht die Namen aller Staufenkaiser und die Wappen aller Länder, die ihnen untertan waren oder wenigstens unter ihrer Oberhoheit standen. Das Innere des massiven Kirchleins zeigt im niedrigen Turm einen kreuzgewölbten, großen Chor und einige Reste alter Wandmalereien.

In wenigen Minuten ist man vom Dorfe aus auf dem Berge angelangt. Für unsere heidnischen Vorfahren war solcher wohl eine Zufluchts- und Opferstätte. Auch die Heidenlöcher (am nordwestlichen Abhang) sollen solchen

Zwecken gedient haben. E. Maier, „Sagen, Sitten und Gebräuche“, erzählt dagegen, daß in den Heidenlöchern Riesen gehaust hätten. Bei Anlegung eines Wegs habe man mächtig große Menschenknochen gefunden. Vom untern Loch soll ein unterirdischer Gang bis zum Rechberg gehen. Schon in uralten Zeiten, in der jüngern Steinzeit, war der Berg besiedelt. Gefundene römische Gefäße und Scherben lassen vermuten, daß auch die Römer auf ihm Befestigungen errichtet haben. Im frühen Mittelalter muß ebenfalls auf oder am Berge eine Ansiedlung bestanden haben, da die Abtei St. Denis bei Paris sich 1147 gegenüber Kaiser Konrad III. auf eine Schenkung beruft, die Karl der Große der auf dem Staufsen befindlichen Kapelle gemacht hatte. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts baute Friedrich von Büren die Burg Stouphen (Staufsen). Hieher führte er als Hauswirtin die schöne Kaisertochter Agnes. Unter ihm war die Burg als Herzogssitz der Mittelpunkt des Schwabenlands. Da flatterte auf dem Wartturm die Fahne mit dem gelben Löwen; da wiederhallte der Palas von Sang und Klang; da blickten aus den Kemnaten und von den hohen Galerien minnige Augen auf die edlen Ritter, die im Burghof im Turniere Kraft und Mut erprobten; da öffneten und schlossen sich Tore und Zugbrücken, und vornehme Gäste gingen aus und ein. Die staufischen Kaiser, wenn sie auch nicht hier wohnten, werden doch ihrer Stammburg eine treue Anhänglichkeit bewahrt haben. Barbarossa hielt auf ihr Einkehr am 25. Mai 1181. Kaiserin Irene zog sich hieher zurück nach der Ermordung ihres Gemahls Philipp von Schwaben; hier ist sie bald darauf, von Gram gebrochen, gestorben.

Als das Staufergeschlecht erloschen war, kam die Burg zuerst an die Schenken von Limpurg, dann an die Herren von Rechberg und zuletzt an Württemberg (1319). Am 29. April 1525 zogen 300 Bauern unter Jörg Bader von Unterböbingen vor die Burg, die gut mit Geschützen, aber nur mit 32 Mann Besatzung versehen war. Als die Torwächter den stürmenden Bauern aus Angst die Tor Schlüssel

zuwarfen, blieb dem Kommandanten Keuf von Keußenstein nichts andres übrig, als Reißaus zu nehmen. Nachdem die wütende Horde die Burg ausgeraubt hatte, legte sie Feuer an solche. Die Steine der Ruine verwendete Herzog Christoph zu einem Schloßbau in Göppingen. Dessenungeachtet sah Crusius 1588 noch Mauern und viele Trümmer. Er kann sich des wehmütigen Ausrufs nicht enthalten: „Lieber Gott, soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten und Monarchen zu einem so



Burg Hohenstaufen nach Heberle.
Aus den Blättern des Schwab. Albvereins.

scheußlichen Anblick gediehen sein! Kein Kaiser, kein Fürst ist mehr da, keine Hofleute, keine Ritter, keine griechische Irene, kein Geräusch mehr der Menschen, kein Drommetenschall: alles ist verschwunden wie ein Rauch, alles ist hinweggeflogen wie ein Vogel!“ Man könnte beifügen die Worte, in die ein großer arabischer Dichter einst beim Anblick der Trümmer der Kalifenstadt Bagdad ausbrach: „Wo sind die Heere, die du angeführt, und die Schätze, die du angehäuft? Wo ist der Thron, nach dem kein Auge ohne Zittern sich erhob? Du hast die Mächtigsten gedemütigt, bis auch du dahinfuhrst, und keine Spur ist von dir übrig, als wärst du selbst nie gewesen!“

1705 wurde der letzte Turm, der gewaltige Mannsturm, abgebrochen, wozu zwölf Arbeiter mehrere Monate brauchten. Rücksichtslos verschwand allmählich Stein um Stein der Burgtrümmer, besonders nach dem großen Brand in Göppingen i. J. 1782. So blieb schließlich von der mächtigen Staufenburg nichts übrig als der winzige Mauerrest am südlichen Rand der Bergfläche. Einige Bilder von der Burg sind noch erhalten. Eines davon, 1670 von J. G. Heberle gemalt, befindet sich in der Johanniskirche zu Smünd. Der Schwäb. Albverein ließ auf dem Berg eine Schutzhalle erstellen. Die Kaisertafel darin zeigt uns die Reliefbilder der Staufenkaiser. Die Rundsicht auf dem Gipfel ist großartig, ähnlich der vom Reehberg. Die Albkette mit ihren Vorbergen und das mittlere Schwaben bis zum Schwarzwald, Strom- und Heuchelberg sind vor den trunkenen Blicken ausgebreitet.

Die Stirn des Bergfelsens besteht aus wohlgeschichteten Kalkbänken (Weißjura Beta), die Kappe aus Weißjura Gamma. Das untere Dorf steht auf Eisensandstein, das obere auf den Blauen Kalken, dem obern Braun- und dem untern Weißjura. Die Spielburg, ein am südwestlichen Fuß des Berges gelegener Hügel, ist ein besonders wichtiger Platz für Geologen. Zertrümmerte Delta- und Epsilontalke liegen hier als Ueberreste eines Bergsturzes aus einer Zeit, da der obere Weißjura auch noch über dem Staufenberg lagerte. Nach neuesten Forschungen soll die Eigenart des Gesteins der Spielburg mit einer Bodensenkung oder Verwerfung zusammenhängen. In den dortigen Steinbrüchen findet man außer vielen Petrefakten schöne Kalkspatkrystalle.

Den Namen der Spielburg führt die Sage darauf zurück, daß auf dem Hügel sich einst eine Armbrusthütte und ein Platz für ritterliche Spiele und Waffenübungen befunden hätten.

Aus der Flora des Staufenberges seien angeführt: Kleinblütiges Knabenkraut (*Orchis ustulata*), Geflecktes Knabenkraut (*O. maculata*), Nestwurz (*Neottia nidus avis*), Gem. Höswurz (*Gymnadenia conopsea*), Flatterulme

(*Ulmus effusa*), Deutscher Enzian (*Gentiana germanica*), Gefranster Enzian (*Gentiana ciliata*), Nestige Graslilie (*Anthericum ramosum*).

Für den Heimgang sei dem Besucher des Hohenstaufen, so er Abwechslung wünscht, einer der folgenden Wege empfohlen: über das Wäscherschlößchen nach Lorch, also zur Wiege und Totengruft der Staufer, $1\frac{3}{4}$ Std.; nach Göppingen, $1\frac{1}{2}$ Std.; über den Nasrücken zum Reehberg nach Smünd, $2\frac{1}{2}$ Stunden.

Die letzten Staufer.

Der Hohenstaufen ist der große Zeichenstein eines glänzenden Kaisergeschlechts, und an was mahnt er mehr als an dessen Ende? Denkt man aber an den Untergang des großen Herrscherhauses, so taucht vor dem Blicke das Bild eines edlen Jünglings auf, der in welschem Lande auf dem Blutgerüst sein Haupt vor dem Schwert des Henkers beugte.

Aber dieser Konradin war nicht, wie so viele meinen, das letzte Glied seines Geschlechts. Bei seinem Tode waren als Sprossen des hohenstaufischen Hauses noch am Leben ein Sohn und zwei Töchter von Kaiser Friedrich II., nämlich Enzio, Margarete und Katharina, und fünf Enkel dieses Kaisers, Kinder des Königs Manfred von Sizilien, nämlich Heinrich, Friedrich, Ezzelin, Beatrice und Konstantia. Es mag manchen erwünscht sein, einiges zu hören von diesen letzten Stauern, auf deren Geschichte noch einmal der Schimmer der Schönheit, der Geistesgröße und des Edelmutts, aber auch der Schatten des tragischen Geschicks des Staufergeschlechts fällt.

Enzio (Heinz), geboren um 1220, 1239 legitimiert, war der Lieblingssohn Friedrichs II. Er war in seinen goldlockigen Haaren „der schönste Mann seiner Zeit, der Tapferste im Streite, der Liebenswertigste im Umgang, ein Dichter und ein Sänger“. (Weltgesch. von Weiß.) Sein Vater ernannte ihn zum König von Sardinien, zu seinem Generallegaten für ganz Italien und zum Hauptfeldherrn in Ober- und Mittelitalien. Ruhmreich kämpfte

er in der Schlacht gegen die Mongolen und in den italienischen Kriegen. 29 Jahre war er alt, als er in einem Gefecht gegen die Bolognesen gefangen genommen und vom Räte der Stadt zu Gefängnis bis zum Tode verurteilt wurde. Vergeblich bot er für seine Freiheit einen goldenen Ring so groß, daß er ganz Bologna umfasse. Auch der Kaiser versuchte alles, seinen Sohn wieder frei zu bekommen, aber der harte Sinn der stolzen Bürger Bolognas konnte nicht erweichen und der feste Mauerring nicht erobert werden. 19 Jahre schmachtete Enzo schon in Gefangenschaft, als die Kunde von Konradins Hinrichtung von Ort zu Ort, von Land zu Land sich weiterpflanzte und auch durch die Mauern drang, hinter denen der stauische Nar schon lange nach Freiheit lechzte. Enzo soll nun in Verbindung mit einem befreundeten edlen Jüngling der Stadt, Pietro Usinelli, den kühnen Plan gefaßt haben, zu entfliehen, sich an die Spitze der Partei zu stellen, sie aufs neue zu Sieg und Ruhm und Macht zu führen und sich die Königskrone von Sizilien aufs Haupt zu setzen. Ein riesiger Küfer, der hin und wieder ein großes Faß mit Wein in Enzios Gefängnis brachte, wurde nach einer freilich nicht genügend erwiesenen Nachricht für den Befreiungsversuch gewonnen. Der Gefangene stieg in ein leeres Faß, der Deckel wurde über ihm zugemacht, und der Küfer trug das Faß schnell und leicht wie sonst durch Tore und Wachen. Aber in der Eile hatte man übersehen, daß eine Locke Enzios zum Fasse heraushing, und plötzlich rief ein Soldat der Wache: „Eine Locke! so goldnes Haar hat nur König Enzo!“ Der Küfer wurde mit dem Fasse angehalten und dann zur Strafe hingerichtet. Der Staufersproß aber wanderte in das Gefängnis zurück, wo er nach 4 Jahren, 52 Jahre alt, starb. Die Bolognesen setzten den Leichnam, mit dem Purpurmantel bekleidet und mit Krone und Zepter geziert, auf einen Thron und erwiesen dem Toten die Ehren, die sie dem Lebenden verweigert hatten.

Die Kaiserstochter Margarete war mit dem Markgrafen von Meißen, Albrecht dem Entarteten, vermählt.

Auf der Wartburg, wo einst eine hl. Elisabeth gewandelt, war ihr Hofhalt. Nach 14jähriger Ehe fand ihr Mann an einem Hoffräulein mehr Gefallen als an seiner Ehehälfte, und das saubere Paar wollte nun einen Knecht verleiten, die Markgräfin durch Mord aus dem Weg zu räumen. Der Knecht aber entdeckte alles der Markgräfin und diese beschloß, da ihr Leben keine Minute mehr gesichert war, zu fliehen. Sie wollte aber nicht scheiden, ohne ihre Kinder zuvor nochmals zu sehen. Sie ging ins Schlafgemach der Kleinen, und im ungeheuren Schmerz des Mutterherzens biß sie einen ihrer Lieblinge so heftig in eine Wange, daß er für immer eine Narbe behielt und in der Geschichte noch heute den Namen führt: Friedrich mit der gebissenen Wange. Die Kaiserstochter floh nach Frankfurt, welche Stadt ihr die edelste Teilnahme und hohe Ehre erwies. Die unglückliche Frau aber suchte Ruhe hinter den Pforten des dortigen Katharinentlosters. Da fand sie, was sie gesucht, aber schon nach 2 Monaten trugen sie die Nonnen in einfachem Sarge hinaus zur ewigen Ruhe. Ihr Schicksal mag wohl auch in ihrer Heimat tiefe Teilnahme erweckt haben, und wie eine Sage erzählt, ist zur Erinnerung an ihre genannte Rettung in der heimatischen Gegend die Kapelle „Beißwäng“ bei Bargau erbaut worden.

Die letzte Tochter Kaiser Friedrichs II., Katharina, genannt Blanchefleur, schön an Leib und Seele, hatte freiwillig den glänzenden Kaiserhof verlassen, war in das Kloster St. Dominique bei Montargis in Frankreich eingetreten und hatte das ärmliche Gewand einer Beguine gewählt. Als weiße, reine Rose blühte sie viele Jahre in der Stille des Klosterfriedens. 11 Jahre nach Konradins Tod hauchte sie ihre edle Seele aus. In jener Klosterstätte ist noch jetzt ihr Grabmal und darüber ihr Bildnis zu sehen. In der Rechten hält sie eine Palme, in der Linken eine Tafel mit der Aufschrift: Kronen und alle Pracht der Welt habe ich für nichts geachtet.

Nun lebten noch 5 Enkel des Kaisers Friedrich II., Kinder des Königs Manfred von Sizilien. Manfred,

ein Halbbruder Kaiser Konrads IV., von seinem Vater vielleicht legitimiert und in dessen Testament im Falle des Todes der Söhne des Kaisers und deren Kinder zum Erben eingesetzt, behauptete nach dem Tode Konrads IV. in ruhmreichen Kämpfen Sizilien und dehnte seine Herrschaft auch über Mittelitalien aus. Im Kampfe gegen Karl von Anjou verlor er aber in der Schlacht von Benevent im Jahre 1266 trotz heldenmütiger Tapferkeit der Deutschen Thron und Leben. Seine Familie fiel auf der Flucht in die Gewalt des Siegers, der die Knaben Heinrich, Friedrich und Ezzelin blenden und samt ihrer Schwester Beatrix und der Gattin Manfreds in harte Gefangenschaft führen ließ. Bis zu ihrem Tode, 31 Jahre lang, schmachteten die Söhne in strenger Kerkerhaft, und auch die Gattin Manfreds verließ erst als Leiche das Gefängnis. Beatrix aber wurde nach 18 Jahren, als der Sohn Karls von Anjou von König Peter von Aragonien besiegt und gefangen worden war, ausgeliefert. Ein Zeitgenosse erzählt, wie rührend es war, als die unglückliche Beatrix, nachdem sie die langersehnte Freiheit endlich erlangt hatte, mit ihrer Schwester Constantia, der Gemahlin des eben genannten Königs Peter, in Messina zusammentraf. „Mit Küffen und Schluchzen lagen sie sich lang im Arme, ohne daß man sie trennen konnte; und das war nicht zu verwundern, denn seit sie sich nicht gesehen, hatten sie Vater und Mutter und ihre Oheime, die Könige Konradin und Enzo, verloren. Das Volk von Sizilien rächte entsetzlich die schmachvolle Hinrichtung Konradins. Am Osterfeste 1282 erhob sich auf der Insel der Geist der Rache: alle Franzosen dort wurden ermordet. Die Flotte Karls von Anjou wurde von dem Seehelden Roger de Loria, der König Peters Flotte führte, in mehreren Schlachten besiegt, und dabei wurde der Sohn Karls von Anjou mit vielen adeligen Franzosen gefangengenommen. Zur Sühne für die Hohenstaufen Manfred und Konradin wurden vom anwesenden Volke viele der Gefangenen erschlagen, und der Landtag der Sizilianer forderte stürmisch, daß Konradins Tod gerächt werden solle durch Hinrichtung des einzigen

Sohnes des Anjou. An demselben Platze, wo Konradin endete, und auf dieselbe Weise müsse er sterben, verlangten voll Ungestüm die Bürger Messinas. Aber Constantia rettete den Sohn dessen, der so unsagbares Leid über ihr Haus gebracht hatte, vom Tode auf dem Blutgerüste. Sie tat es, wie sie sagte, um des Erlösers willen, der an dem zur Hinrichtung des Prinzen bestimmten Tage, einem Freitage, für die Menschen gestorben sei. Die edle Fürstin, ein leuchtendes Vorbild wahrer Frömmigkeit und eine große Wohltäterin der Armen, starb 1302. Mit ihrem Tode war Schwabens berühmtes Kaiserhaus erloschen.

13. Von Gmünd nach Lorch.

Nirgends bietet das schöne Remstal so viele landschaftliche Reize und geschichtliche Erinnerungen wie auf der Strecke Gmünd—Lorch.

Wir folgen der Talstraße. Sie hat ein Alter von etwa 1800 Jahren; denn sie ist ein Werk der Römer. (Vergl. S. 81). Und wer hat die Straße für das Dampfrohr, das eben vorbeisauft, gebaut? Die Nachkommen der sieggewaltigen Römer — arme italienische Arbeiter!

Haine von Obstbäumen, auf denen schon das Auge eines Goethe mit Wohlgefallen ruhte, bedecken die reichgegliederten Gehänge des weiten Tales. Des Salvators ehrwürdig Kirchlein und schimmernde Villen lugen zwischen dem grünen Gezweig hervor. Einzelhöfe sind wie im Spiel über die Halden hingestreut. Bei den Vogelhöfen soll einst die Burg Ekelwang gestanden haben. Da dort die römische Grenzmauer vorbeiging, auch ein römischer Wehrturm sich dort befand, mögen Ueberreste der römischen Grenzanlage zu der Annahme einer ehemaligen Burg geführt haben. Wahrscheinlich lag bei diesen Höfen der abgegangene Ort Brogenhofen, nach dem die Gmünder Patrizierfamilie der Veker von Brogenhofen oder Bragenhofen sich nannte. Ein Hans Veker

von „Brogenhoffen“ war 1375 Städtmeister und 1376 Bürgermeister von Smünd. Die Burg Brogenberg soll 1284 von den Smünder Bürgern zerstört worden sein. Unweit des ersten Bahnwärterhäuschens befindet sich in einer wildschönen Waldschlucht, die von gewaltigen Stubenandsteinfelsen umschlossen wird, ein hübscher Wasserfall.

Auf einem sonnigen Bühel des linken Talhangs, dem Hezelberg, auch Ekelberg genannt, liegt behäbig der Schirenhof. Hier stand einst ein römisches Kohortenkastell. Daneben lag eine bürgerliche Niederlassung. Diesem Kastell gegenüber, auf dem rechtsseitigen Talgehänge, war ein römisches Numeruskastell, das sogen. Freimühle- oder Vogelhautkastell. Es ist freigelegt, aber bereits größtenteils von Jungwald überwachsen. (Näheres über beide Kastelle in Nr. 7 „Auf Römerspuren“.)

700 m nördlich von letzterem Kastell zieht die rätische Grenzmauer, ein Teil des Limes, vorbei. Reste von ihr sind auf erhebliche Strecken noch sichtbar.

Unweit des Schirenhofs, dem Wald „Aeidling“ zu, steht im Schatten hoher Bäume ein schlichtes Bauernhäuschen, das „Fuggerle“, einst Eigentum der Fuggerischen Linie Kirchberg-Weißhorn. Die Fugger besaßen in Smünd mehrere Handelshäuser, von denen noch eines, die Fuggerei in der Kirchgasse, jetzt Amtsgerichtsgefängnis, erhalten ist. In der Heiligkreuzkirche hängt der Totenschild des letzten Smünder Fugger, eines Grafen Anton, der 1616 in Armut starb.

Wir wandern weiter und kommen vorbei an der Freimühle, früher Hüpflingsmühle genannt. Sie war einst ein reichbergisches Lehen der Herren von Kinderbach. Oberhalb der Mühle, nahe der alten Handels- und Heerstraße, steht ein eigenartiges steinernes Doppelkreuz aus dem Jahre 1646, ein Werk des berühmten Baumeisters Kaspar Vogt, des Erbauers der Salvatorkirche und der Herrgottsruhpelle.

Nun bald dreihundert Jahre steht hier ein Kreuz aus Stein, Am Rand des lichten Weges, nicht fern dem dunkeln Hain.

Wer zählt der Heimat Kinder vom langen Zeitenlauf,
Die Väter und die Enkel, die zu ihm schauen auf?
Wer zählt die vielen Wandrer, die hier das Haupt genickt,
Die fremden Kriegercharen, die auf das Kreuz geblickt?
So viele Kreuze zogen am Kreuze hier vorbei,
Trag deines nicht vorüber, eh' es gegnet sei!

Nun wird der Waldgürtel, der sich um die Höhen windet, breiter und zieht sich da und dort herab in stille, einsame Täler. Von der Höhe zur Linten schaut herab die alte Straßdorfer Kirche, ein Dorfkirchlein so anheimelnd, so urschwäbisch, wie man in weiter Kunde keines findet. Man wird dem Bezirksauschuß für Heimatschutz Dank wissen, daß es ihm gelungen ist, den Abbruch dieses so stimmungsvoll wirkenden Kirchleins zu verhüten. Aus einer Waldschlucht schaut hervor die Parzelle „Hölle“.

Ueber dem niederen Volk der Hügel, die gegen Süden den Talgrund abschließen, erheben sich in reizenden Silhouetten die blauen Bergpyramiden der Alb. Von den seltsamen Formen des Hornbergs wandert das Auge über den massigen Stufen zu dem ehrwürdigen Kirchlein und der malerischen Burgruine des Rechbergs und ruht dann sinnend auf einem Berge, dessen Namen fast ein Jahrtausend durchklungen hat und keiner deutschen Zunge fremd ist: auf dem Hohenstaufen.

Die Landstraße durchquert nun das Rötentachtal, ein anmutiges Waldtälchen, das zur Römerzeit die Grenze bildete zwischen den römischen Provinzen Rätien und Obergermanien. Als man 1904 in diesem Tal die Bahnunterführung erstellte, wurden Sigillatäscherben und andere Reste aus der Römerzeit gefunden. Der Limes selbst durchschneidet etwa 700 m weiter oben das Tal.

Am Ausgang des Rötentachtals war früher ein Stausee, an den noch heute der Flurname „Wiesen am Sai“ erinnert. Der 1859 abgetragene Wall, durch den der See gebildet ward, soll als Unterbau einen Pfahlrost besessen haben. Das gegenüberliegende Deutenachtal weist jetzt noch zwei mächtige Stauwälle auf. Ob es sich bei all diesen Anlagen um mittelalterliche Fischweiherr handelt,

oder ob sie zu den nahen Römertastellen in Beziehung stehen, bedarf noch der Klärung.

Die Straße nach Kleindeinbach, die im Rötentachtal von der Staatsstraße abzweigt, wurde in den Kriegsjahren 1914/15 durch beschäftigungslose Fabrikarbeiter erstellt.

Links vom Rötentbach, unweit seiner Mündung, lag der abgegangene Ort Eutighofen. Nach ihm wurde die äußere Bocksgasse in Gmünd früher „Eutighofer Vorstadt“ genannt. Die Burg Eutighofen soll 1284 von den Bürgern Gmünds, nachdem sie dem Adel das Stadtr Regiment entrißen hatten, zerstört worden sein.

Die Rems, die wiederholt nahe an die Straße heranbiegt, hat einen ansehnlichen Bestand an Nalen, Weißfischen, Barben, Schleien und Forellen. Am Ufer nistet der farbenprächtige Eisvogel. An versteckten Stellen schreitet der Fischreihher lautlos durch das seichte Gewässer.

Nun folgt, etwa halbwegs zwischen Gmünd und Lorch, die Haltestelle Deinbach, erstellt 1905. Von einem waldumflossenen Bergrücken grüßt die Kapelle des Weilers Schönbrunn herab. In einer Talschlucht, von tannbewachsenen Felsen umrahmt, liegen die Sachsenhöfe, im Mittelalter Sachsenhofen genannt. Der Name kann auf einen Personennamen zurückgehen, kann aber auch auf Sachsen, die vielleicht in der Zeit Karls des Großen hier angesiedelt wurden, zurückzuführen sein. Dieser Kaiser siedelte, wie sein Geschichtschreiber Einhard erzählt, viele der widerspenstigen Sachsen in kleinen Gruppen in verschiedenen Teilen Germaniens an, wobei das Schwabenland sicher nicht leer ausgegangen ist, umsomehr, als Graf Gerold, des Kaisers Schwager und sein Statthalter in Schwaben, zu den zuverlässigsten und treuesten Anhängern des mächtigen Frankenherrschers zählte. 1519 brannte Franz von Sickingen bei der Vertreibung Herzog Ulrichs von Württemberg beim Sachsenhof eine Herberge nieder.

Anweit des Klosters Lorch überschreitet die Straße den Schweizerbach, in den eine halbe Stunde weiter oben der Haselbach einmündet, dessen Tal ganz den Charakter

eines Schwarzwaldtales zeigt. Durch den Schweizerbach, der von dem wichtigsten Fluß des Welzheimer Waldes, der Lein, nur durch einen schmalen Liasdamm getrennt ist und die Richtung der oberen Lein fortsetzt, hätte nach Quenstedt diese ihren natürlichen Weg zur Rems finden sollen.

In der Wirtschaft zum Wacht haus, neben der Straße gelegen, befindet sich eine sehenswerte Ausstellung von Vögeln. Sie enthält auch einen prächtigen Seeadler, der 1910 in dem nahen Wald erlegt wurde. Beim Reichenhof, auf der andern Talseite gelegen, sind an der Halde massige Konglomerate des weißen Keupersandsteins zu beobachten.

Wir nähern uns dem

Kloster Lorch,

das schon von weitem das Landschaftsbild beherrscht. Auf der sonnigen, wasserreichen Kuppe des Liebfrauenberges gelegen, von uralten Bäumen umrauscht, von dem Glanze einer großen Vergangenheit verklärt, bietet die alte Klosterstätte, hinter deren Ringmauern und Torbogen sich eine romanische Kirche und eine stattliche Zahl weiterer Bauten erheben, ein überaus ansprechendes Bild. Wahrscheinlich befand sich auf diesem Berg in vorgeschichtlicher Zeit eine wallumgürtete Volksburg. Die Römer führten über ihn den Limes und erstellten einen Wachturm, dessen Grundmauerreste unweit der alten Linde gefunden worden sind. Ums Jahr 700 war nach Crusius und alten Manuskripten der Berg die Residenz des Schwabenherzogs Marsilius. Von seiner Burg sollen die Grundmauern des Klosterturns, des sog. Marsiliusturms, stammen. Ums Jahr 1000 war die Burg im Besitz der Staufer. An ihrer Stelle gründete Herzog Friedrich der Staufer 1102 ein Benediktinerkloster, „sowohl den noch lebenden Gliedern seines Hauses als auch den in Gott ruhenden Seelen seiner Voreltern zugute“, wie es im Stiftungsbriefe heißt. Schon früher hatte seine Mutter Hildegard zum Dank für die Erhöhung ihres Hauses und in dem Gedanken, „daß man

am Gebäu seines eigenen Glückes baue, wenn man Gotteshäuser errichte“, die Pfarrkirche in Lorch und das dortige Kollegiatstiftshaus erbauen lassen. Die ersten Mönche des Klosters, 12 an der Zahl, kamen von Hirsau. Friedrich der Staufer bestimmte das Kloster zum Erbbegräbnis seines Hauses. Schon drei Jahre darauf wurde der Held in dessen Totengruft hinabgesenkt. Auch seine Gemahlin, die schöne Kaisertochter Agnes, die nach seinem Hinscheiden auf Verlangen ihres Bruders Kaiser Heinrichs V. den Markgrafen Leopold von Oesterreich heiratete und diesem noch 18 Kinder gebar, wurde ihrem Wunsche gemäß in dem Kloster beigesetzt. Von andern Gliedern des hohenstauffischen Hauses, die hier ihre Ruhestätte fanden, seien genannt: König Heinrich, Sohn Konrads III., gestorben noch zu Lebzeiten seines Vaters, Kaiserin Gertrud, Gemahlin Konrads III., Herzogin Judith, die Mutter Barbarossas, Kaiserin Irene, „die Rose ohne Dorn, die Taube sonder Gallen“ (Waltherv. d. Vogelweide), Kaiserin Beatrix, „der schönen Mutter schöne Tochter“, die am Tag nach ihrer Vermählung mit Otto IV. starb. Von den hohenstauffischen Kaisern liegt keiner in Lorch begraben. Das Grab Konrads III. ist im Dom zu Bamberg; die Gebeine Barbarossas wurden zu Tyrus beigesetzt; Heinrich VI. und Friedrich II. ruhen zu Palermo; Konrad IV. liegt in Messina begraben, und Philipp von Schwaben fand im Kaiserdom zu Speyer seine letzte Ruhestätte.

Das Kloster, mit vielen Privilegien ausgestattet, gelangte durch reiche Vermächtnisse zu bedeutendem Besitz. Aber es war auch sehr genau und ließ sich in der Verwaltung seiner Güter von niemand an der Nase herumführen, sondern hielt klug auf Recht und Ordnung. Es besaß auch das Patronatsrecht für die Pfarrkirche und die Johanniskapelle zu Smünd. 1297 trat es dieses Recht an das Domkapitel zu Augsburg ab, und nun wurde Smünd vom Pfarrsprengel der uralten Mutterkirche in Lorch losgetrennt und eine selbständige Pfarrei.

Von 1251 an waren die Grafen von Württemberg Schirmherren des Klosters. Vom 16. Jahrhundert an

nahm der Abt, das Recht eines Landstandes ausübend, an den württembergischen Landtagen teil. Im Bauernkrieg zog der „helle Hausen“ der limpurgischen Bauern



Klosterkirche mit Staufergräbern.
Aus den Blättern des Schwäbischen Albvereins.

unter Anführung des Pfarrers Kirschenbeißer von Frickehofen und des Fähnrichs Judenhut gegen das Kloster. Württembergische und Smünder Untertanen gesellten sich bei. Das Kloster wurde eingenommen, geplündert und

fast gänzlich eingeäschert (am 26. April oder 22. Mai). Abt Sebastian wurde vor dem Altar tödlich verwundet, nach andern Nachrichten erschlagen. In seiner Nähe fiel Graf Degenfeld, der in tapferem Kampfe 5 Tage das Kloster gegen die anstürmenden Bauernhorden gehalten hatte.

Wie es die Bauern trieben, erzählt die schwarze Hoffmännin aus Böckingen, ein wuttrunkenes Pöbelweib, dem Bauernführer Wendelin Hipler: „In Schwaben brannten die Bauern das Stauferschloß, es ist alles raketahl geworden, und seine Mauern stehen wie Augenhöhlen, aus denen man die Augen riß. Ihr redet ja vom Kaiser, der einst wiederkommt. Hipler, ruf den Kaiser, dann wird er sehen, wie er Hausung findet im Haus seiner Väter. Wie sie stolz sind, diese hohen Herren, daß sie Väter haben, als hätten wir, die vom Bettelrain und vom Hungerfeld, keine Väter! Hipler, sag es ihm, daß er zu seinen Vätern gehen soll, du weißt es ja, die liegen im Kloster Lorch, da hütet sie der feiste Abt! Willst du hingehen und sehen, wie der Abt sie hütet? Er liegt auf seinem Bauch und trinkt sein eigen Blut, ach, er hat so emsig damit zu tun, daß er es gar nicht hören wird, wenn der Kaiser durch die Lüfte fährt und seine Väter aufsuchen will! Die sind auch schon aus ihren Gräbern aufgestiegen! Sie waren etwas wacklig geworden, haha, Hipler, das hättest du sehen sollen, da haben sie die armseligen Gestelle aufgerichtet und sie aus ihren modrigen Särgen gehoben! Die Kaiser mußten dafür ihre Mäntel hergeben. Die hingen nun um Bauernschultern, und das ganze Kloster war eine einzige Fackel, diesen Fastnachtszug zu beleuchten. War aber nichts mit solcher Kaiserpracht, die Mäntel zerfielen in Staub und sanken von den Bauern ab, ein jammervoller Plunder!“

Als das rasende Ungewitter des Bauernkriegs sich verzogen hatte, wurde das Kloster notdürftig wieder erstellt, aber bald darauf wurde von Herzog Ulrich die Reformation eingeführt.

Vom Kloster sind außer der Kirche noch vorhanden die Prälatur, jetzt Kameralamt, zwei Refektorien mit Holzsäulen und spätgotischen biblischen Wandgemälden, einige

Zellen, ein Teil des Kreuzgangs mit schönem Netzgewölbe und ein malerischer Fruchtastebau in Eichenholzfachwerk. Erhalten sind auch die Ringmauer mit einem Flankenturm, dem Hapselturm, und einem gotischen Erker, sowie ein Teil des Grabens.

Die Klosterkirche, den beiden Apostelfürsten geweiht, ist eine dreischiffige romanische Basilika. Der runde Wendeltreppenturm wurde 1881 ausgebaut. Die Apsis ist ersetzt durch ein spätgotisches Chorpolygon. Die Vierungspfeiler mit Ecksäulen sind spätromanisch. Ueber dem Westportal sind zwei römische Steine mit einer Kaiserinschrift, vielleicht vom Tor des Lorchers Kastells stammend. Im Schiff der Kirche steht eine mit dem Hohenstaufenwappen geschmückte Steintumba aus dem Jahre 1475. Eine Inschrift am Deckel besagt unter anderm, daß hier begraben liegen „Herzog Friederich von swabe er und sin kind“, „sin nach kimling ligent och hieby. Got in allen gnadig sy“. Die Tumba enthält aber, entgegen vielfacher Annahme, keine Gebeine. Unter ihr ist jedoch eine Totengruft, welche die Ueberreste der im Kloster ruhenden Hohenstaufen enthält. An den Schiffs Pfeilern sind die staufischen Fürsten in Lebensgröße al fresco gemalt. Diese Bilder, die im Laufe der Zeit mehrfach übermalt wurden, stammen aus dem 16. Jahrhundert. Das hölzerne, bemalte Kreuzifix ist ein Werk des ältern Syrlin.

In einer Kapelle des nördlichen Kreuzarmes war die Grablege der Familie von Wöllwarth. Manche Ritterfiguren der 14 Grabsteine (1409—1567) zeigen noch die Spuren der Zerstörungswut der Bauern. Die Figur Ulrichs von Wöllwarth zeigt einen aufgerissenen Bauch, eine Schlange, die aus dem Kopfe kriecht, eine Eidechse und einen Frosch, die auf dem Leibe sitzen. In diesem Zustand soll man den Leichnam im Walde, wo der Freiherr auf der Jagd ums Leben kam, aufgefunden haben. Die Kapelle im südlichen Kreuzarm war das Erbbegräbnis der Herren von Schechingen, die dem Kloster 4 Uebte gaben. An der Nordseite ist außen der Grabstein des ersten Abtes, eines sehr frommen, sittenstrengen Mannes. Die schlichte

Inskrift lautet auf deutsch: „Des ersten Abts Gebeine liegen hier im Grab. Herbert ist sein Name. Er starb im Jahre des Herrn 1124“. Der Turm wurde 1881 ausgebaut. Ein emaillierter Ring, der 1837 an der Stelle einer abgebrochenen Kapelle gefunden wurde, soll eine Grabbeigabe der Kaiserin Irene gewesen sein. Eine Nachbildung des Rings, der in den Besitz der Herzogin Wera übergang, ist vorhanden. An Irene erinnert auch eine Inskripttafel vom Jahre 1898, angebracht an dem Platze, wo diese schöne, edle Fürstin, diese große Dulderin, deren ganzer Lebenspfad mit großen Kreuzen bezeichnet war, ihre Grabstätte ursprünglich gefunden hatte. So mancher Besucher möchte Näheres über diese Kaiserin wissen. Sie war die Tochter des byzantinischen Kaisers Isaaq Angelos, der vom Throne gestürzt und geblendet wurde. Ihren ersten Gemahl, Fürst Rogger III. von Sizilien, verlor sie nach kurzer Ehe. Dann mußte sie Zeugin sein des entscheidlichen Vernichtungskampfes, den Heinrich VI., der mächtigste aber „schlechteste Hohenstauf“, gegen die Familie ihres Mannes, das sizilische Königshaus, führte. Nach ihrer Vermählung mit Kaiser Philipp von Schwaben, dem edelsten Hohenstaufen, schien die Sonne den dunklen Himmel ihres Schicksals durchbrochen zu haben; denn diese Ehe war überaus glücklich. Da schlug wie ein Blitz die Trauerbotschaft in das stille Frauengemach Irenens, daß Kaiser Philipp von seinem Vetter, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, ermordet worden sei. Vor Schmerz stürzte die unglückliche Fürstin ohnmächtig nieder. Gebrochen an Körper und Geist brachte man sie auf Schloß Staufen, wo sie nach 2 Monaten mit dem Kinde, dem sie vorzeitig das Leben geschenkt hatte, starb. Acht Tage zuvor hatte sie dem Kloster Adelberg eine Stiftung zum Seelenheil ihres lieben Ehegemahls vermacht und die Urkunde darüber mit den Worten begonnen: „Die Gerichte des Herrn sind unerforschlich“. 1826 wurde die Kirche von Schatzgräbern bis auf die Felsen hinab durchwühlt. Nach den Erdbeben von 1911 und 1913 zeigte das Gotteshaus an einigen Stellen Risse; auch fiel dabei

ein Steinkreuz, das herabstürzte, der Naturgewalt zum Opfer.

In der Nähe des Klosters steht eine uralte Winterlinde, Barbarossalinde genannt. Ersichtlich haben Jahrhunderte an diesem Stamme, diesen Ästen und Wurzeln geschaffen. Möglich, daß sie bei der Gründung des Klosters, also 1102, gepflanzt wurde. Der hohle, ausgemauerte Stamm hat gegen 8 m Umfang. Die zwei gewaltigen Äste, die ihr noch geblieben, sind von sieben Holzsäulen gestützt. Am 1. November 1755, am Tage der Vernichtung Lissabons durch ein Erdbeben, wütete ein gewaltiger Sturm in unserem Lande, der dem damals so herrlichen Baume übel zusetzte. Seitdem schreitet das Zerstörungswerk weiter. Nicht mehr lange wird es anstehen, so wird auch dieser letzte „lebende Zeuge“ aus der Hohenstaufenzeit, dessen Zweige ein tief wehmütiges Memento mori singen, zu den Toten gezählt werden.

Laß dich, Wanderer, im Schatten des ehrwürdigen Baumes auf eine Ruhebank nieder und laß an deinem Geiste vorbeiziehen, was dieser Berg und diese Linde gesehen haben.

Hörnerklang, dröhnende Hufschritte, flatternde Helmbüschel, klirrende Sporen, wehende Fahnen: ein glänzender Reiterzug kommt den Berg herauf, an der Spitze Held Friedrich der Staufer und seine schöne Ehegemahlin Agnes. Empfangen von den Söhnen des hl. Benediktus zieht das Herzogspaar in das neugegründete Kloster ein.

Gottesfrieden umweht die Klostermauern. Klostersglockenklänge und Orgelschall mischen sich ins Rauschen der Linde. Ernste, ehrwürdige Mönche schreiten durch den Kreuzgang und sammeln sich zu den Hören in der Kirche.

„Mitternacht! Durch ferne Schluchten
Klingt das Klostersglocklein helle;
Fromme Schläfer, schwarze Mönche
Werdet wach in eurer Zelle.

Werdet wach, ihr frommen Schläfer!
Von dem harten Strohsackbette
Ruft des Ordens strenge Regel
In die Kirche zu der Mette.“

Dreizehnlinden.

Wissenschaften und Künste finden treue Pflege hinter den Klostermauern. Klosterschüler tummeln sich in den Mußestunden um den Brunnen, der noch sprudelt. Von weiter Kunde wallen Pilger zur hl. Klosterstätte, wo sie Rat und Trost und Frieden finden.

Ein Freudentag! Jubelnd begrüßen die Klosterglocken den hohen Besuch. Kaiser Barbarossa kommt, um bei den frommen, gelehrten Mönchen Einkehr zu halten und an der Gruft der Ahnen zu beten.

Totenglockenklang! Von dem blauen Albberg mit der stolzen Kaiserburg wird ein Sarg hiehergetragen. So viel Klagen hat die Linde nie gehört, so viel Tränen nie gesehen wie an diesem Tage. „Trene“ steht auf dem Sarge geschrieben.

Flammen schlagen zum Himmel. Rauchwolken verhüllen den Berg. Wütende Bauernrotten schänden, verwüsten, zerstören das Heiligtum.

Die vertriebenen Mönche sind zurückgekehrt. Doch dem Kloster, das Tote behüten soll, schlägt nun selbst die Todesstunde. Die Reformation wird im Kloster eingeführt. Das Ewige Licht erlischt, die Horen verstummen. Mir ist's, als ob die alte Linde nicht sterben wolle, ohne den Tag noch geschaut zu haben, wo jene zurückkehren, die ein berühmtes Kaiserhaus in heiligen Stiftungen zu Wächtern seiner Grabstätte bestellt hat.

Nun hinab in das

Städtchen Lorch.

Ein Doppelkranz von Wäldern und Gärten umwindet es und gibt ihm ein frisches Gesicht. Schon zur Römerzeit befand sich hier neben einer Militärstation eine bürgerliche Niederlassung. Inmitten des Ortes, um die Kirche, liegt ein Kastell. Es ist 160 m lang und 154 m breit. Funde: 2 Münzen (Domitian und Crispina), etliche Siggillatagesäße, ein Stein mit einer Kaiserschrift und ein Bruchstück einer Grabinschrift, die ein Händler seinen Eltern widmete. 20 Minuten vom Bahnhof entfernt befindet sich ein freigelegter römischer Wachturm. Die

evangel. Pfarrkirche, gotisch, aber wahrscheinlich auf romanischen Grundmauern stehend, ist eines der ältesten Gotteshäuser des Landes. Nach Boffert war schon zu römischer Zeit in Lorch eine Christengemeinde, was freilich von andern Seiten bestritten wird. Jahrhunderte hindurch war die Lorchener Mutterkirche, eine Marienkirche, der Mittelpunkt eines großen Pfarrsprengels, zu dem lange Zeit auch Gmünd gehörte. Bis zur Gründung des Klosters fanden in dieser Pfarrkirche die Staufer ihre letzte Ruhestätte. Konrad III. ließ die dort ruhenden Gebeine seiner Ahnen in das Kloster überführen. Mit dem Kloster kam Lorch 1553 zu Württemberg, den Zoll an der so wichtigen Straße hatte aber bis 1605 die Reichsstadt Gmünd. Von 1810—1819 war Lorch Oberamtsstadt, welcher Rang ihm durch einen unerforschlichen Rat-schluß der Regierungsweisheit genommen und dem abgelegenen Welzheim zuerkannt wurde.

Manch berühmter Name steht zu dem Städtchen in naher Beziehung. Nach den Angaben der Gedenktafeln am „Schillerhaus“ und „Mörktehaus“ weilte der schwäbische Dichterkönig in seiner Kindheit hier von 1765 bis 1768 und Mörkte, der große Lyriker, von 1867—1869. Schillers Vater übersiedelte im Winter 1764 von Gmünd, wo ihm der Aufenthalt zu kostspielig war, nach Lorch. Zuerst wohnte er im Gasthaus zur Sonne, dann im jetzigen Schillerhaus. Mörkte, einer der größten Meister deutscher Lyrik, fand in dem lieblichen Städtchen „die langersehnte absolute Ruhe und Stille“, und „lebte fast nur vom Genuß der Gegend, insonderheit der Luft“, wie er an seinen Jugendfreund Hartlaub schrieb. Der Dichter K. Ph. Konz und der bedeutende Geolog und Anthropolog Oskar Fraas sind hier geboren.

Im Weltkrieg kehrten von den Ausmarschierten 92 nicht mehr zurück. 11 davon sind vermißt. Von einer Familie in Oberkirneck und einer in Unterkirneck sind je 3 Söhne auf dem Felde der Ehre geblieben.

Bei einem Gang durch das Städtchen erblickt man hübsche alte Holzfachwerkhäuser und auch gefällige neue

Bauten. Die Fabrikindustrie ist durch mehrere Geschäfte vertreten. Die Versicherungsanstalt Württemberg hat am Rand des Orts ein Genesungsheim für weibliche Versicherte errichtet. Gegen Westen schließt der Elisabethenberg das Talbild reizend ab. Dank so mancher Vorzüge besitzt Lorch einen lebhaften Touristen- und Fremdenverkehr. Als Luftkurort gewinnt es stetig an Bedeutung.

14. Eine Wanderung durch den Welzheimer Wald.

Ein Sommertag: Licht und Leben, milde Luft und würziger Duft, und was das Schönste ist: Ferien. Die längst geplante Wanderung durch den Welzheimer Wald, der noch vor einem Jahrhundert auch „Schwarzwald“ genannt wurde, kann nun angetreten werden. Gedacht, getan. Vorbei an dem hübschen Kurhaus zur Kleinen Schweiz, das bis 1928 als Erholungsheim an das Arbeitsministerium verpachtet, 1923 von den Pallottinern durch Kauf erworben worden ist. Hinein ins Bauernhölzchen. Rechts vom steilen Fahrweg eine Waldstadt mit schiefen Türmen. Der ganze Hang hier spürt Wanderlust, welche Erscheinung besonders nach den Erdbeben von 1912 und 1913 auffallend zutage trat. Das obere Bächlein zur Linken lassend, gelangt man gleich darauf ins freie Feld. Da erhebt sich ein kleiner Bühl, und zwei mächtige Linden darauf beschatten ein Muttergottesbild. Ein dunkler Tannenforst, bebuschte Raine, saftige Matten und goldene Aehrenfelder umrahmen die heilige Stätte. Ein malerisches, trauliches und friedliches Plätzchen, ein Gegenstück zum stimmungsvollen Reiterleskapellchen. Gleich darauf ist man auf der Höhe von

Mutlangen

angelangt. Herrlich recken sich die Albpyramiden aus dem blaugrauen Morgendunst empor. Gegen Osten bilden

Schloß und Kirchturm von Lindach eine hübsche Gruppe in der schönen Landschaft. (Beschreibung von Mutlangen in Nr. 8.) Hat man das Dorf hinter sich, so treibt der Weg in raschem Anstieg der Wasserscheide zwischen Rems und Lein zu. Da liegen auf einer Liasdecke mächtige Sandbänke, die in Urzeiten von der Lein angeschwemmt wurden. Deren Fluten umspülten also noch diese Höhen, manchem unglaublich, aber die Geologen beweisen es. Diese Sandbänke lieferten schon vor Jahrhunderten den Schmiedern vortrefflichen Bauand. Der gelbe, fette Lehm darauf gibt vortreffliche Ziegel. (Siehe auch S. 88). Die alte Hofstraße, die, von Pfahlbronn kommend, auf der Wasserscheide Alen zu führt, wurde irrtümlicherweise noch um 1891 als die römische Grenzlinie, der Limes, angesehen. Sie ist ein Stück des vorrömischen Höhenwegs von Cannstatt nach Alen und Nördlingen. Schon etwa 900 Jahre v. Chr., wenn nicht noch früher, sah dieser Weg einen regen Verkehr. Etwa 50 m links von der Straßenhütte steht ein altes Steinkreuz. Ist es ein Grenzstein? ein alter Gaugerichtstein? ein Sühnekreuz?

Du einsam Kreuz am Wegesrand, was magst du wohl bedeuten?
Siel jemand hier von Mörderhand vor längst vergangenen Zeiten?

Hat Reue oder Sühne dich errichtet fern hier oben?
Du stimmst so ernst, so feierlich, geheimnisvoll umwoben.

Unweit dieses Kreuzes, etwas östlich von der Eiche bei Einmündung des Fußwegs nach Durlangen in den Wald, stürzte am 16. August 1916 ein Flugzeug ab. Beide Insassen, ein Fliegerleutnant aus Kolmar und ein Gefreiter aus Schorndorf, fanden dabei den Tod. Sie waren gräßlich verletzt.

Nun talabwärts durch den alten Klosterwald „Spazentain“. Früher hatte dieser Wald ein ganz anderes Aussehen und Ansehen als jetzt. Die Art hat ihn gelichtet, die neue Straße und das Auto haben ihm das geheimnisvolle Grauen, das ihn ehedem umwob, so ziemlich genommen. Wenn man früher auf dem „Walde“ in den Kuntelstuben einander das Gruseln lehren wollte,

erzählte man Spukgeschichten vom Spakentannjäger. Viele waren ja gegen Geistergeschichten mißtrauisch, aber die Existenz des Spakentannjägers war schon durch die Unzahl seiner Untaten gegen jeden Zweifel gesichert. In den Adventsnächten kam der unheimliche Jäger oft mit vier Schimmeln unter wütendem Hundegebell und ohrzerreißendem Peitschentnallen bis vor die Tore der Stadt gefahren. In rasender Fahrt, beständig knallend, ging's um die Stadt, und an jedem Tor schellte der Unhold. Und welche Streiche spielte er den nächtlichen Wanderern? Da fährt ein Bauer um Mitternacht durch den gefürchteten Wald. Plötzlich kommt hinter ihm ein Fuhrwerk in rasender Eile daher. „Hu, dar, dar, dar, hu dar!“ gelst es durch die Schluchten. Zitternd weicht der Bauer aus und hält die schlotternden, schweißbedeckten Pferde an. Da raffelt's an ihm vorbei, und er hört Pferdeschnauben und Hufschlag, und es knallt und bellt und heult, und doch sieht man weder Ross noch Wagen. Ein teuflisches Hohngelächter aus der Ferne verrät, daß der wilde Spakentannjäger wieder sein Unwesen getrieben hat. Dem einen und andern Wanderer setzt der tückische Waldgeist eine Nebelkappe auf, und die so Angeführten kennen sich dann nirgends mehr aus, laufen oder fahren wie fremd durchs eigene Heimatdorf, vorbei am eigenen Hause, geraten auch auf Abwege und irren stundenlang umher. Freilich glauben manche Leute, daß die Nebelkappen, die man sich in der Stadt bei gutem Gerstenjaß oder bei neuem Wein holte, zu solchen Vorkommnissen oft in näherem Zusammenhang gestanden hätten als der verrufene Waldgeist. Bei Lebzeiten scheint der gefürchtete Jäger ein höflicher Mann gewesen zu sein; denn häufig begnügt er sich damit, denen, die in sein Revier kommen, die Kappe vom Kopf zu schlagen, die doch bei manchem Wäldler recht gut über den Ohren sitzt.

Noch in manch anderer Form machte sich früher mancher Aberglaube auf dem Welzheimer Wald geltend. Bei absonderlichen Vorkommnissen im Stalle nahm man zum Glück für die wirklichen Täter gerne seine Zuflucht zu

einem Herenbanner, der mit allerlei Hokusfokus die Heren austrieb und abhielt und sie mitunter auch in effigie jämmerlich prügelte, was uns Knaben riesig freute. In der Umgegend von Welzheim war ehemals ein Mann mit einem Herenspiegel, in dem man die Heren und Herchen, die einem auf der Ferse saßen, leibhaftig sehen konnte. In manchen Orten gab's auch Personen, die sich auf „Sympathie“ verstanden und außer mit natürlichen Heilmitteln auch mit allerlei geheimnisvollen Zeichen und Sprüchen Mensch und Vieh zu kurieren suchten. In verschiedenen Orten hat man ehemals auch das Wuotesheer gehört, das heulend und brausend durch die Lüfte zog. Solche abergläubische Vorstellungen und Gebräuche wurden von den großen Kindern den kleinen erzählt und erbten sich so fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Wir sind, unbehelligt vom Spakentannjäger, im Zeintal angelangt. In unzähligen Windungen schleicht die Lein in der breiten Talsohle dahin. Bäume und Himmel ruhen spiegelnd in den stillen Fluten. Silberbewimpelte Wolkenschiffe ziehen am Firmamente hin, und langsam wandern ihre Schatten über die weichen Wiesenmatten des friedlichen Tales, das nur von einigen Mühlen und einzelnstehenden Häusern belebt ist. Auf dem mit Letten gemischten Stubensandstein der Talgehänge gedeiht die Weißtanne in üppigstem Wuchse; bis zur Talsohle hernieder breiten die Wälder ihr düsteres Gewand aus. Dieses und die „sauren Wiesen“, die magern Felder, die halb- und ganzerfrorenen Pappeln und die Jammergehalten der paar Obstbäume verleihen hier dem Tal einen etwas melancholischen und unwirklichen Charakter. Ue hnlich sind alle die vielen Täler und Tälchen des Welzheimer Waldes. Darum liegen auch hier nur vereinzelt Wohnstätten, und man kann lange gehen, bis man nur einen kleinen Weiler antrifft. Welchen Segensatz bilden dazu die Hochflächen dieser Stufenlandschaft! Hier große Ortschaften, fruchtbare Felder und eine Menge von Obstgärten mit so stattlichen Bäumen, daß man sich ins Unterland versetzt fühlt. Des Rätsels Lösung für diese landschaft-

lichen Gegensäße liegt hauptsächlich darin, daß die Täler der Keuper- und die Hochflächen der Liasformation angehören. Das wichtigste landwirtschaftliche Handelsprodukt der Liashöhen bildete früher der Flach, der wegen der Zähigkeit seiner Faser im ganzen Land bekannt und gesucht war.

Die Flora und Fauna des Leintals zeigt, wie der Naturkundige mit Freuden wahrnehmen wird, so manche Eigenart. Von Pflanzen, die sonst in der Gegend selten vorkommen, seien folgende genannt: Eichenfarn, stumpfblättriges Laichkraut, braungelbe Segge, echter, bunter und Wolfs-Eisenhut (bei der Leinmühle), süße Wolfsmilch, gemischter Kreuzdorn, dreiblättriger Fieberklee, gefranster Enzian, Sumpfläusekraut, kleiner Wasserfischlauch, Bergwohlverleih. Das schleichende Wasser des Flusses mit seinem schlammigen Grunde und den schilfbewachsenen Ufern ist reich an Fischen (Aal, Hecht, Barbe, Forelle, Weißfisch), von denen freilich Fischottern, Fischreiher und Wildenten einen reichlichen Teil bekommen. Auch der Eisvogel findet sich dann und wann als Gast ein.

Ein prächtiger Waldweg führt uns wieder hinauf auf lustige Höhen. Unweit der Parzelle Weggen-Ziegelhütte, der Heimat des Dichters Ludwig Kurz, steht am Waldrand ein Bildstock aus dem Jahre 1818. Darauf steht geschrieben: Zum Andenken des Johann Michael Beck von Spraitbach, geb. den 16. Nov. 1787, Granatier bei dem Inf.-Reg. Herzog Wilhelm, geblieben in der Schlacht bei Moiaist den 7. September 1812 in dem russisch-französischen Krieg“. Darüber befindet sich in sinniger Weise eine Pieta. Ein Moiaist ist in keinem Lexikon zu finden. Da jedoch an dem angegebenen 7. Sept. die Schlacht von Mostwa-Borodino stattfand, so ist zweifellos letztere Schlacht gemeint. Schon auf dem Zug nach Mostau hat also der Spraitbacher „Granatier“ den Tod gefunden. Den wenigen, die aus seinem Regiment kampffähig aus Rußland zurückkamen, wird wohl auch ein früher Tod beschieden gewesen sein: denn am 6. Sept. 1813, fast genau ein Jahr nach genannter Schlacht, wurde das In-

fanterie-Regiment Herzog Wilhelm in der Schlacht von Dennewitz fast völlig aufgerieben.

Nun rücken die beiden Kirchtürme, die schon längst das Auge auf sich lenkten, näher; wir kommen nach

Spraitbach,

in einer Urkunde von 1296 „Spraippach“ genannt, wie es im Volksmund noch heute heißt. Der Name ist vielleicht aus spreide (Strauch) und Bach entstanden. Das hoch- und freigelegene, von Gärten umkränzte und durchsetzte Dorf ist einer der schönsten Landorte der ganzen Gegend. Ein überaus malerisches Bild bietet die evang. Pfarrkirche zum hl. Michael, inmitten des Dorfes auf erhöhtem Platze gelegen, umgeben von einem einst wehrhaften Friedhof, um dessen mächtige Mauern nun Schlingpflanzen ihre Ranken winden. Sie wurde erbaut 1489. Das Innere hat ein hübsches Netzgewölbe. Nach fast 400 jähriger gutkatholischer Vergangenheit hat das Kirchlein vor etwa 60 Jahren seinen Glauben wechseln müssen, doch blickt es heute noch urkatholisch darein. Der einst so altväterische, im Starenhäuschenstil erbaute Turm wurde 1902 umgebaut, seines urgemüthlichen Satteldachs beraubt und hübsch gotifiziert. Nun präsentiert er sich wie ein alter, behäbiger Feldwebel mit neuer Pickelhaube. Wir treten in das liebliche Kirchlein ein und entziffern einige alte Inschriften. „Hier ruht unser guter Pfarrer Johannes Franz, gestorben den 1. März 1806.“ So kurz und schlicht und doch so vielsagend! Auf einer andern Grabplatte ist zu lesen: „Anno 1584 den 4. Februar starb Christoffel von wolffstal genannt stainhauser, Vogt von Smünd.“ Das erinnert uns daran, daß das Dorf bereits 300 Jahre lang, von 1537 bis 1802, unter der Herrschaft des „Einhorns“ stand. Hier hatte einer der beiden Smünder Amtsvögte seinen Sitz, und das Smünder Gebiet von Mutlangen bis Pfahlbronn, Schlechtbach und Durlangen war ihm unterstellt. Im Besitz von Buchdruckereibesitzer B. Kraus in Smünd befindet sich noch ein hübsches Bild von der Tochter eines Vogts von Spraitbach, etwa aus

dem Jahr 1730 stammend. Die Smünder Patrizierfamilie von Hortheim, die schon ums Jahr 1400 im Dorfe begütert war, erbaute sich später ein Schloßchen daselbst, ein schönes, stattliches Fachwerkhaus, das später als gmündisches Amtshaus, nachher als Schulhaus benützt wurde und 1864 am Tage der Schulprüfung abbrannte. Das Dorf war einer der wichtigsten Landorte der Reichsstadt, die solches wohl von den Rechberg erworben hat. Schon 1360 verkaufte Heinrich v. Rechberg 7 Höfe in Spraitbach und Zimmerbach an das Kloster Gotteszell. Die Erinnerung an jene Zeit, da unser gutes Württemberg noch über 200 Herren hatte, ist freilich allenthalben — ausgenommen im Mergentheimischen, wo der neue Herrschaftsbrief mit Blut geschrieben wurde — so ziemlich aus dem Gedächtnis des Volkes verschwunden, und wenn man vor den Spraitbachern von der Zeit spricht, da sie „gmündisch“ waren, so schauen sie einen so altwürttembergisch an, als wäre ihnen schon der Graf im Bart im Schoß gelegen.

Eine Kirche bestand in Spraitbach schon vor 1360. Sie war eine Filialkirche der Mutterkirche zu Zimmerbach, während später letzterer Ort nach Spraitbach eingepfarrt war (bis 1659). In der „kleinen Smünder Priesterbruderschaft“ ist für das Jahr 1543 als Mitglied genannt Gerhart Brögel, Kaplan des hl. Petrus in Smünd und Pfarrer in Spraitbach. Dieser Pfarrer Brögel gehörte dem reichsritterlichen Geschlecht von Bollstatt an, dessen berühmtester Sproß Albert der Große war, ein Wunder von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, † 1280 zu Köln. Kirchenpatron war ursprünglich St. Michael, den später der hl. Blasius ablöste.

Außer der evangelischen Kirche gruppieren sich um den alten Marktplatz ein stattliches Schulgebäude, ein hübsches Rathhaus und, was zu einem echt schwäbischen Dorfbild notwendig gehört, eine Schmiede und eine alte Linde. Das gefällige Pfarrhaus wurde 1749 vom Kloster Gotteszell erbaut. Am Ende des Dorfes, auf beherrschender Höhe, steht gleich einem Bergfried die kath. Pfarrkirche zum hl. Blasius, erbaut 1863/66, bemalt 1911.

In stundenweiter Runde wird ihr Turm, das Wahrzeichen dieser Gegend, erblickt. Eine ihrer Glocken stammt aus dem Kloster Gotteszell. In der Nähe des Dorfes, bei Hertigkofen, erhob sich einst eine Burg, worauf noch die Flurnamen Burggraben, Burgäcker und Burgwiesen hinweisen. Übrigens scheint auch in Spraitbach selbst eine Burg gestanden zu haben, denn 1540 kaufte Smünd von Wolf von Rechberg den Burgstall und Turm daselbst. Im Hagenbuch und an der Straße nach Hönig stehen alte, sagenumwobene Kreuzsteine.

Im Weltkrieg fanden 27 Krieger aus der Gemeinde ein Grab in fremder Erde. Drei weitere werden vermißt.

Ein Abstecher nach Zimmerbach, Durlangen, Tanau beansprucht eine Wegzeit von 1½ Stunden.

Zimmerbach,

ein kath. Pfarrweiler, 509 Meter hoch gelegen, besitzt eine neuromanische Pfarrkirche zum hl. Cyriacus, die 1851 erbaut wurde. Sie enthält eine alte Pietä von Holz und einen sehr wertvollen Kelch aus dem 13. Jahrhundert. Die alte Kirche soll mit der Smünder Johanniskirche viele Ähnlichkeit besessen haben. Steine und Bildwerke von ihr sind an einem Haus in Durlangen eingemauert. Zimmerbach gehörte zum Gebiet der Reichsstadt Smünd. Vom Anfang der Klinge östlich vom Dorf bis Tanau ging der Landgraben. — Im Weltkrieg zählte das Dorf 9 Gefallene und einen Vermißten.

Zur gleichen Pfarrei gehört

Durlangen,

das früher Turnang hieß (aus dem Personennamen Turo und wang = Landstück oder = Wiesenland entstanden). Die Antoniuskapelle stammt vom Jahre 1744. Schon früher bestand eine St. Veitskaplanei. Die freien Bauern des Dorfes gehörten zur Waibelhube, in der die hohe Gerichtsbarkeit den Herren von Rechberg zustand. Außer Smünd waren auch die Klöster Gotteszell und Lorch hier begütert. In Smünder Urkunden ist von einem Bergwerk bei Durlangen die Rede, das den Goldschmieden den Gagat

oder Augstein geliefert haben soll. Noch heute gibt es im Dorf den Familiennamen „Augstein“. Sagat kommt jedoch bei Durlangen nicht vor. Man hat wohl die obere Keuperkohle mit solchem verwechselt. 1433 erwarben Phil. Augustin Dreher und Genossen das Bergwerk, das halb auf dem Gut des Spitals und halb auf dem von Gotteszell lag. 1544 wollten die Schenken von Limpurg in ihrem Forstbezirk bei Durlangen nach Eisenerz graben lassen, was ihnen Gmünd als Grundherr verwehrte. Noch vor einigen Jahrzehnten waren im Dorf auch Zigeuner ansässig. Die Durlanger waren früher auf dem ganzen Wald als wohlhabende, aber auch als gute und gastfreundliche Leute bekannt, welches Zeugnis auch heute noch so manche Familie verdient. — Im Weltkrieg starben 16 Söhne des Dorfes den Heldentod fürs Vaterland.

Tanau.

Der Ort hieß früher Thanheim. Das altertümliche Marien- und Wallfahrtskirchlein (15. Jahrh.), umrahmt von dem kleinen Friedhof, bietet ein urländliches, malerisches Bild. Es ähnelt der alten Kirche zu Spraitbach. Barockaltäre, am Choraltar eine hochgotische Pieta aus Holz. Auf einem Nebenaltar ein Annafelddrittbild. Ueberreste eines Sakramenthäuschens, ein altes Kreuz unter dem Chorbogen. Beachtung verdienen auch das Beschlag der Türen und auf der Empore mit ihrer Blockstiege der „Stallum in choro“, der Platz, wie er jedem Kirchenbesucher an der Brüstung vorn durch mächtige eiserne Stifte angewiesen wird. Die Wallfahrt zur hl. Mutter Anna führt viele Beter zum traulichen Kirchlein, besonders am Annafest. Kirchenbänke (Spätrenaissance) mit aufgeleimtem Laubsägezierat. An dem Kirchlein, das dem Kloster Gotteszell gehörte, bestand schon vor 1425 eine Kaplanei. — Im Weltkrieg hatte Tanau unter allen Ortschaften des Oberamtsbezirks im Verhältnis zur Einwohnerzahl die höchste Zahl von Gefallenen. Auf rund 130 Bewohner 15 Gefallene, das ergibt über ein Neuntel der Ortsbevölkerung. Dem Landwirt Leonhard Kienhöfer allein hat der Krieg vier Söhne geraubt.

Nun wieder zurück nach Spraitbach. Von da aus „in heißer Mittagstunde bergunter und bergan“, hinab zunächst ins romantische Waldtal des Reichenbachs. Durch ein Gewirr von dunkeldrapierten Hügeln, Schluchten und Tälchen führt der holperige, mit breiten Rabatten üppiger Eriken umsäumte Fußpfad tief hinab und dann am anderen Talhang noch weiter hinauf, empor zu dem Weiler

Hintersteinenberg,

einem der höchstgelegenen Orte des Welzheimer Waldes. Von der Burg, die einst die Höhe krönte, einem Reichsgut der Weinsberger und später gmündisch, ist nichts mehr zu sehen und zu hören. Auch römische Verschanzungen sollen sich bei dem Dörslein befinden, hinter welche Behauptung aber ein kräftiges Fragezeichen zu setzen ist.

Nachdem bei kurzer Rast die Ansichtspostkarte, welche die berühmtesten Sehenswürdigkeiten Hinter- und Vordersteinenbergs vereinigte, geschrieben worden war, wurde die Wanderung fortgesetzt.

Der Weg, welcher dem Höhenrücken folgt, bietet nach allen Seiten freie Rundblicke mit überraschenden Bildern. Von dem düstern Limpurger Waldgebiet schweift der Blick über die scharfen Konturen der Ellwanger Berge und den blauenden Albwall hinüber bis zu des Schwarzwalds dunkeln Höhen. Bald ist der Weiler

Seelach

erreicht, ein geschichtlich merkwürdiger Ort; denn er war Mittelpunkt des sogen. Siebzehnergerichts, eines Ueberrestes vom alten Gaugericht im Drachgau. Die Gerichtsstätte, der „Dingstatt“, war bei dem benachbarten Nardenheim, auf dem „Gerichtswasen“. Den Vorsitz führten ursprünglich wohl die Herren von Rechberg als Gaugrafen, Beisitzer waren 17 freie Bauern aus Seelach und 7 weiteren Orten der Gegend. Dieses Gericht, das auch den Blutbann besaß, war vermutlich bis 1377 auch für die Waibelhube zuständig, der die vielen reichsfreien Bauern des Welzheimer Waldes angehörten. Freier Bauer auf freiem Grund zu sein war kein geringes Recht und keine

kleine Ehre, aber der Würde entsprach auch die Bürde, da freie Bauern zum Heeresdienst verpflichtet waren, während die unfreien Bauern, die Hörigen, von dieser Last befreit waren, weshalb viele Bauern freiwillig Untertanen eines Grafen, einer Reichsstadt oder eines Klosters wurden. Das Richtschwert des Siebzehnergerichts soll noch ums Jahr 1800 in Seelach vorhanden gewesen, dann aber in einen „Streubecker“ umgeschmiedet worden sein. Ein Uebermaß an historischem Sinn dürfte also den damaligen Seelachern nicht vorzuwerfen sein.

Als die letzten Sonnenstrahlen den blauen Himmel grüßten, gelangten wir in den hübschen Marktsteden

Schwend.

Das Dorf war bis 1758, wo es Pfarrei wurde und eine Kirche erhielt, ein kleiner Weiler, zählt aber jetzt über 1500 Einwohner, ist Sitz einiger Behörden, besitzt einen Arzt und eine Apotheke und hat Autoverbindung mit Gmünd und Gaildorf. Die Schwender sind stolz auf „ihren klaren Luft“, ihren Aussichtsturm auf dem 584 000 Millimeter hohen Hagberg, ihren idyllisch gelegenen Bergsee, den „lucas miribalis“, wie ein Bürgersmann einen lateinischen Brocken des Amtsblattes zitierte, und auf ihren großen Brand vom Jahre 1857, welcher 33 Gebäude, darunter Kirche und Schulhaus, einäscherte. Die schreckliche Feuersbrunst war dadurch entstanden, daß eine Bäurin in Brand geratenes siedendes Schmalz zum Fenster hinaus auf den Dunghaufen geleert hatte. Mir gefielen und fielen in dem Walddorfe auf die schmucken, netten Häuser und Häuschen und die hübsche, gotische Kirche, der große, saubere Marktplatz, die mancherlei Gewerbebetriebe, die vielen Schwalben und die vielen Blumen an den Fenstern.

Es hängt vom Stoddbrett manche Nell'
Herunter nach dem Hausgebält,
Und hinterm Birnbaum schimmert vor
Als Fensterschmuck Levkoienflor.

Alles in allem: ein traulicher, netter Ort, darum auch selbstverständlich mit Ehren unter die Kurorte eingereicht.

Auch des Nachts war ich mit den Schwendern sehr zufrieden; denn die gewohnten schlaflosen Stunden verkürzte mir der Nachtwächter, der wohl jede halbe Stunde die Kunde machte und seine monotonen Warnungsrufe erträren ließ, bis ihn die Hähne ablösten. Dazu schnarchte zur Abwechslung noch mein Zimmernachbar, als ob ihm der Hagberg auf dem Zungenkasten und ein Automobil im Magen läge.

Am nächsten Tag machten wir einen Abstecher nach dem ganz im Wald versteckten Weiler

Rotenhaar

auf der Friedenhofer Höhe. Schöneres Obst und so überreich behangene Obstbäume wie hier sahen wir noch selten. Hinter der Wirtschaft genießt man einen prächtigen Ausblick nach Osten, Norden und Westen; ein ganzes Meer von Wald breitet sich, soweit der Blick reicht, vor dem Auge aus. Da wir nicht im Zeichen des Wassermanns geboren sind, nahmen wir in der Wirtschaft „einen“ mit. Wie überall begegneten wir zu unserer Freude auch hier, in diesem abgelegenen Waldneste, einer feuchtfröhlichen Gesellschaft aus Gmünd. Wo trifft man keine Gmünder, und vollends in so schlechten Zeiten? „Reist du ans Meer, zum Wüstenrand, ja an der Erde End', so triffst du ein' von Biberach, so triffst du ein' von Gmünd.“

Eine halbe Stunde von Schwend entfernt liegt der kleine Pfarrweiler

Schlechtbach,

der schon im 12. Jahrhundert urkundlich auftritt. Ein Fichtenkranz umwindet das reichbewegte kesselförmige Gelände, in dessen Mitte sich das stille Dörflein eingenistet hat. Das gotische Kirchlein zum hl. Andreas zeigt Reste eines spätgotischen Flügelaltars.

Von Schwend ging es über Altersberg dem Ebnisee zu. Die Wälder bis

Altersberg

sind ein Stück von der Ewigkeit. Endlich war dieser hochgelegene Ort (565 m) erreicht. Unmittelbar vor ihm

gelangt man mit ein paar hundert Schritten an den Rand des Plateaus. Ein wundervolles Panorama, so eigenartig, so überraschend, daß es seinesgleichen sucht! Wir sind hier im Herzen des größten Waldgebiets unseres Landes. Die Ellwanger, Limpurger und Waldenburger Berge, der Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald gruppieren sich rings um den Beschauer, und da die freien Flächen der Felder, verdeckt durch die Wälder, bereits völlig verschwinden, so erscheint, so weit von dieser erhöhten Warte das Auge reicht, vom Hochtannenber, Hohenberg, Altenberg und Einkorn bis zu den dunklen, massigen Kuppen des Murrhardter Waldes und den blauen Albbergen, alles als ein zusammenhängender, endloser Wald. Einen solchen Anblick mag ungefähr das alte Germanien zu Tacitus Zeiten geboten haben. Mit dem Schwarzwald hat die Landschaft die mannigfach gegliederten, von zahllosen Tälchen, Schluchten und Wasserriemen zerrissenen, abgerundeten, tannenbewachsenen Höhen gemeinsam. Kleine Weiler und Höfe liegen, da es an Wasser nirgends fehlt, zerstreut überall umher. In den lichterem Waldstellen bilden honigdunstende, schön entwickelte Eichen breite Bänder und Flächen, während der Boden des Hochwaldes fast überall mit Heidelbeeren überwachsen ist. Auch üppige Farnkräuter, sowie eine Unmasse eßbarer Pilze aller Art und auch viele Giftpilze springen als weitere landschaftliche Charakterpflanzen in die Augen. Die Riesen des Waldes, die mächtigen Hochstämme, sind heutigentags freilich nicht mehr so zahlreich vertreten wie vor Jahrzehnten. Die meisten derselben, ja selbst ganze Waldstrecken sind der Säge und Art zum Opfer gefallen. Noch heute werden aber aus dem Welzheimer Wald riesige Mengen von Stamm- und Werkholz, Schnittwaren und Brennholz verfrachtet. Eine beachtenswerte Industrie ist die Anfertigung von Weinbergpfählen. In nicht wenigen Fällen hat, wie wir hin und wieder erzählen hörten, der Dämon Alkohol so manchen „Holländer“, Wald, Bauernhof und Bauern verschlungen. Doch ist in der Gegenwart die Sorte jener professionsmäßigen Säufer

früherer Zeit, die tagelang bei Bier und Schnaps saßen und ganze Fuhren Stämme in der Stadt verzechten, so ziemlich verschwunden, und die „Wäldler“ sind mit wenig Ausnahmen rührige, sparsame und genügsame und dabei religiös gesinnte Leute. Unangenehm berührt auch den Fremden, daß die Leute so freundlich grüßen. Die, welche nicht grüßen, sind Luftkurgäste.

Die nächste Wanderstation war das Pfarrdorf

Kaisersbach,

ein uralter Ort, der schon zur Zeit Ludwigs des Frommen, des Sohnes Karls des Großen, erwähnt wird. Der Name des Ortes soll von „Kaisersbad“ kommen, und kein Geringerer als Kaiser Barbarossa soll das Bad gegründet und öfters die Heilquelle, welche heute noch gezeigt wird, benützt haben. Schade, daß diese von sämtlichen Kaisersbachern verbürgte Kunde den Historikern so wenig bekannt ist. Der stattliche Ort gehörte einst zum Kloster Adelberg; auch die Kinderbacher von Smünd waren hier begütert. Auf dem Rathaus befindet sich eine Glocke aus dem 13. Jahrhundert, aus einer alten Kapelle in Gebenweiler stammend. In einem nahen Walde, beim Treibsee, ist ein merkwürdiger Stein, angeblich ein Opferstein aus heidnischer Zeit. Nicht genug wundern konnten wir uns über die schöne, fruchtbare Landschaft hier oben, besonders auch über die prächtigen Obstbäume. Wer dahinten bloß „Tannazapfa und etle Hagapuka und Doaraschleha“ sucht, wird große Augen machen beim Anblick dieser gesegneten Gefilde. Herrlich ist von diesen freien Höhen aus der Blick auf die Schwäbische Alb, die vom Hundsrück bei Balingen bis zum Tpf ihre Bergkette vor dem trunkenen Auge ausspannt.

Ein hübscher Weg führt nun weit hinab in den tiefen, waldigen Talgrund der Wieslauf und kreuzt in etwa halber Höhe des Hanges den römischen Grenzwall, der einen stimmungreichen Zug in die geschichtsarme Landschaft bringt. Wir kommen zum „Auge des Welzheimer Waldes“, zum

Ebnisee.

Dieser Stausee, 471 m hoch gelegen, 13 Hektar groß, wurde durch Schwellung der Wieslauf gewonnen und früher zur Holzflößerei benützt. Im Sommer strömen ihm von nah und fern Ausflügler, Sommerfrischler und Luftkur-



Ebnisee. Aufn. v. Dr. Seeger.
Aus den Blättern des Schwäbischen Albvereins.

gäste zu. An einem heißen, klaren Tage kommt seine Schönheit so recht zur Geltung. Tief unten der silberne See, an den Talgehängen weit hinauf schwarze Wälder, talauf- und -abwärts lichtgrüne Wiesen und schmucke Bauernhäuser, über all dem der blaue Himmel: ein liebliches, stimmungsvolles Bild. Goldfischchen spielen in den Fluten, Backfischchen am Ufer; Knaben durchfurchen mit Rähnen die glitzernden Wellen, und von der Seite her ertönt das Lachen und Schäkern badender Kinder; reizende Wasserjungfern schwirren über dem silbernem Wasserspiegel,

weniger reizende promenieren singend am Ufer auf und ab. Im Wirtschaftsgarten sitzen zwei Salontiroler, drei Grazien in Werther-Stimmung und eine Mutter mit „gezücktem Segen“. Ueber dem dunkeln Forst zieht ein Bussard seine Kreise, und im Schilf erscheinen und verschwinden Wildenten und Wasserhühner.

„Zibellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasser Spinne führt den Tanz;
Schwertlilientranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!“

Annette von Droste-Hülshoff.

Aber was kommen auf dem Sträßchen dort für drei Gestalten angerückt? In hochalpiner Ausrüstung, der eine mit einer Gitarre bewaffnet! Es sind Naturhuber aus der Residenz. Solange solche in kleiner Zahl auftreten, sind sie ungefährlich. Wenn sie aber, wie an manchen Sonntagen, zu Hunderten anmarschieren und die Seeufer besetzen, dann fliehe, wer in der Nähe ist, denn die Kulturhöhe der Bantuneger und Papuas wird dann mitunter zu augenscheinlich vorgeführt.

So mildäugig der See dareinblickt, so heimtückisch kann er sich gebärden. Schon mancher, der sich schwimmend oder badend in Lust erging, wurde von den Wassergeistern hinabgezogen in die Tiefe. So ertranken 1911 Freisrau v. Hügel, ihr 11jähriger Sohn und ihr Dienstmädchen, 1923 an gleicher Stelle ein 19jähriger Bauernsohn, 1924 der Prokurist Wilh. Ost aus Stuttgart.

Die Umgebung des Ebnisees zeigt in vielen Klingen und an steilen Hängen eine außerordentliche Entwicklung des Stubensandsteins. In 6—10 m mächtigen Bänken steht er oft da. Der darunter lagernde schütterere Stubensand wird leicht durch Wasser oder steiles Gehänge ausgehöhlt. Gehen diese Aushöhlungen recht tief, so lösen sich oft ganz gewaltige Blöcke von den Wänden und lagern sich in malerischen Gruppen in die Klingen. So entstanden

die vielerlei schönen Grottenbildungen, wie die Kesselgrotte und Goldmacherklinge bei der Laufenmühle, die Gallengrotten beim Höfenackerle und ähnliche Bildungen bei Rotmad, ferner das Steinhäusle bei Bruch.

In dem Gasthof am See, einem Zweiggeschäft des Hotels im nahen Gausmannsweiler, bot sich beste Gelegenheit, den Magen neu zu fundamentieren.

Das nächste Ziel war Schorndorf. Es führt dorthin ein prächtiger Weg durchs Wieslaufstal. Dieses Flüsschen bildet die westliche Grenze des Welzheimer Waldes und bezeichnet auch die alte Grenze zwischen den Bistümern Konstanz und Augsburg, sowie zwischen der Grafschaft Württemberg und dem Drachgau. Der Oberlauf der Wieslauf versteckt sich in den dichtesten Nadelwäldern. Bei der Laufenmühle nimmt sie den Edenbach auf und mit ihm vereint schießt sie nun in einer quertalartigen Schlucht über jähe Felswände hinab und zwingt sich schäumend zwischen ungefügten Blöcken hindurch. Weiter unten sind die Kiesel des kristallisierten und grünen Sandsteins vorgelagert, die alle nur durch Stürze überwunden werden können. In großartigen Formen steigen ringsum die dunkelbewaldeten Bergwände auf. Erst bei Klaffenbach, wo der untere Keupermergel erreicht ist, findet das wilde Gewässer wieder einen ruhigen Lauf.

Die Bunten Mergel des Tales zeigen unbezähmbare Wanderlust, die sich in gewaltigen Rutschungen auswirkt. Schon wiederholt hat das zur Unterbrechung des Bahnverkehrs und zu riesigen Rechnungen für Wiederherstellung des Bahnkörpers geführt, namentlich im Winter 1922/23. Der Birkenberg- und der Grauhaldenhof mußten wegen Rutschungen abgebrochen werden. Dem romantischen Talweg folgten wir diesmal nicht, denn wir wollen einmal Welzheim, die Metropole des „Waldes“, die heilige Stadt der Gottliebe und Christiane, zu Gesicht bekommen. Zudem bietet auch der Höhenweg viele landschaftliche Reize. Von Gausmannsweiler kann man in einem Stündchen Welzheim erreichen. Die Straße, von prächtigen Obstbäumen eingefast, führt durch kornschwere Gefilde.

Man vergißt da, daß man sich im Welzheimer Wald befindet. Nur die Tannenwipfel, die über den Rand der Liasfläche emporschauen, erinnern daran. Unweit der Stadt erblickt man drunten im Wieslaufstal die Klängenmühle, wo Justinus Kerner (1811 bis 1816 Oberamtsarzt in Welzheim) so gern weilte. „Da unten in der Mühle saß ich in süßer Ruh“.

Welzheim,

etwa 2000 Einwohner zählend, verdankt seinen Namen wohl dem römischen Grenzwall, der hier vorbeiführt. Auf den römischen Ursprung der Stadt weisen 2 Kastelle, im „Schlöfle“ und auf der Flur „Bürg“ gelegen, und viele Funde hin. Im Tannwald sind Ueberreste zweier römischer Arbeiter bei Grabarbeiten gegenüber dem Bahnhof einen Topf mit etwa 700 römischen Gold- und Silbermünzen, von denen 277 Stück für die Stuttgarter Altertümersammlung gerettet werden konnten. Auf den Trümmern des Kastells auf der „Bürg“ erhob sich später die Burg Wellenzin. Im Mittelalter war die Stadt im Besitz der Hohenstaufen, der Herren von Rechberg und der Schenken von Limpurg. 1556 und 1726 brannte sie fast ganz nieder. Ein großer Teil des Städtchens macht einen ländlichen Eindruck. Die Stadtkirche weist noch eine spätgotische Pforte auf, mit Bildnissen, die angeblich Stifter aus dem Staufergeschlecht darstellen. Am besten haften in meinen welzheimerischen Erinnerungen die vielen Schnaken, mit denen die Stadt gesegnet ist. Wäre Pharaos, als die dritte Plage über diesen hartgesottenen Sünder hereinbrach, von diesen winzigen Teufelchen nur halb so viel gequält worden als ich daselbst in einer schlaflosen Nacht, er wäre sicher sofort mürbe geworden. Im Gasthaus zum Schwarzen Ochsen wohnte einst der Dichter Justinus Kerner. Noch steht der alte Kachelofen, in dem Rikete ihrem Justinus und wohl auch seinem Freund Uhland ihre berühmten sauren Spätzle und den saftigen Kalbsbraten zugerichtet hat.

Am nächsten Morgen hingen Gewitterwolken bleischwer und brütend über der ganzen Gegend. In Eilschritten

ging's deshalb über Breitenfürst, Steinbruck und Haubersbronn dem Remstal zu. Oberhalb letzterem Ort endigt das Waldgebiet, und man sieht sich plötzlich mitten in die Weinberge versetzt, für welche die dortigen Gipsmergel des Keüpers einen vortrefflichen Boden bilden.

Haubersbronn

ist ein stattliches Dorf. Der Kirche gegenüber steht ein ehemaliger Edelsitz in Gestalt eines großen Siebelhauses. Im 30jährigen Krieg waren von 150 Bürgern des Ortes nur fünf übrig geblieben. Segen Mittag ward

Schorndorf

erreicht. Die Stadt war einst der Schlüssel von Altwürttemberg. Ein doppelter Wassergraben, ein starker Wall mit Bastionen und Rondellen, eine mächtige Mauer und 26 Türme bildeten die Wehr der Festung. Die Zitadelle (Schloß) und Ringmauerreste sind noch vorhanden. Oft umbrandeten die Kriegswogen die trutzige Feste. Die Kaiser Ludwig der Bayer und Karl IV. führten ihr Heer zum Sturm gegen sie. Georg von Frundsberg, der „Vater der Landsknechte“, erzwang 1519 mit dem Heer des Schwäbischen Bundes die Uebergabe. Der Schmalkaldische Krieg ließ die Spanier, der 30jährige Krieg die Schweden in die Stadt einrücken. Eine Beschießung durch die Kaiserlichen unter Gallas legte nahezu die ganze Stadt in Asche und drückte die Bürgerzahl von 840 auf etwa 40 herab. 1646 kam der Franzos und legte sich 4 Jahre in die Federn der Stadt. 1688 wollte er durch den Nordbrenner Melac seinen Besuch wiederholen, aber der tapfere Kommandant Peter Krummhaar ließ sich weder durch Drohungen mit Mord und Brand schrecken, noch durch Geld bestechen, noch durch die Abgesandten der Regentschaft, die für den minderjährigen Herzog Eberhard Ludwig das Zepter des Landes führte, zur Uebergabe der Festung verleiten. Die Regentschaft befürchtete nämlich von dem Widerstand Schorndorfs das Schlimmste für Stuttgart. Unders als der Kommandant verhielten sich die Väter der Stadt. Sie singen an zu wanken und pflogen schon Beratung

wegen der Kapitulation der Feste. Da rückte unter Anführung der mutigen und schneidigen Frau Bürgermeisterin Künkelin das Weibervolk der Stadt vor das Rathaus, bewaffnet mit alten Hellebarden und Morgensternen, mit Ofengabeln und Hackmessern, und erklärte den Ratsherren klipp und klar, daß jeder totgeschlagen werde, der für die Uebergabe stimme. Das wirkte. Die Männer beschloßen, ihre Stadt tapfer zu verteidigen. Die Weiber aber hielten die Tore besetzt, bis die Reichsarmee ankam und die Franzosen abzogen. Ein Bild an der Außenseite des Rathauses und die Künkelinhalle erinnern an die heldenhaften Frauen.

Ein Gang durch die Stadt läßt erkennen, wie eng sie einst von den Festungswerken eingeschnürt war. Alle Häuser der Altstadt sind dicht zusammengedrängt, und keinem Fleckchen Grün ist Raum gelassen. Aber die alten Gassen und Gäßchen sind dennoch nett und heimelig. Stattliche Häuser aus der Spätrenaissance- und Barockzeit, alle die Siebelseite der Straße zugetehrt, und pußige, schmiegsame Häuschen dazwischen aus gleichen und spätern Tagen vereinigen sich zu einem einheitlichen, geschlossenen Bilde von echt bürgerlichem Einschlag.

Die erste Sehenswürdigkeit ist die evang. Stadtkirche, die einstige kath. Pfarrkirche zu „Unserer lieben Frau“. Der hohe Chor, der in einigen Einzelheiten Anklänge an Heiligkreuz zu Smünd aufweist, bietet mit seinen Strebepfeilern und Fialen, mit der doppelten Fensterreihe, den Maßwerkgalerien, Nischen und Bildwerken ein überaus vornehmes und malerisches Bild, besonders in Verbindung mit dem schönen, 54 m hohen Turm. Von den Figuren der Strebepfeilernischen hat sich nur der tapfere Drachentöter St. Georg in die Gegenwart retten können. Der Chor entstammt der Zeit vor 1501. Ein Nebenchorlein besitzt ein herrliches spätgotisches Netzgewölbe mit feinen Bildwerken. An der Nordwand der Kirche ist außen ein hübscher Vorbau in Renaissanceformen. Der Turm, dessen älteste Teile bis 1488 zurückreichen, wurde 1902 ausge-



Marienkirche.

Aus den Blättern des Schwäbischen Albvereins.

haut. Kanzel und Gestühl zeigen Renaissance-, Altar und Emporen dagegen Spätbarockformen.

Das Rathaus (1725—30), außen mit Sgraffitobildern geschmückt, weist ein recht hübsches, eigenartiges Portal

auf. An der Palmschen Apotheke (1543 und 1755) prangt der Name eines vielgenannten Kriegsmannes des 16. Jahrhunderts, des Landknechtführers Seb. Schertlin von Burtenbach, eines geborenen Schorndorfers. Das einstige Spital, ein mächtiges Siebelhaus der Renaissancezeit mit barocken Verzierungen, hat einen malerischen Hofplatz, den leider ein Backsteinhäuschen verhandelt. Das Schloß (1538—41) mit seinen massigen, stumpfigen Eckrundtürmen erinnert mehr an Mars als an die Musen. Beachtung verdienen auch viele Privathäuser von altertümlicher Schönheit, darunter nicht wenige Fachwerkbauten. Es ist mitunter erstaunlich, wie feinsüßlich manche Häuser und Häuschen dem engen Raum angepaßt und auf das Gesamtbild der Stadt eingestimmt sind.

Alles in allem: Schorndorf bietet weit mehr als die meisten wissen oder meinen.

15. Nach Alfdorf.

Durchs Taubental nach

Weggau.

1266 hieß der Ort Weggesahine. 1382 ist in einer Urkunde vom „Gohhus zu Wegschain“ (Weggau) die Rede. Als diese alte Pfarrkirche sehr baufällig geworden, wurde 1447 unter Pfarrer Flurschütz die jetzige Kirche erbaut, in deren gotischem Gewand noch Reste der vormaligen, einer romanischen Kirche, zu erkennen sind. 1488 empfiehlt Ulrich von Rechberg eine Sammlung zur Vollendung des Baues der „alt loblich Kirche zu Westfhein“. Der Turm stammt aus dem Jahr 1675. Das Kirchlein ist landschaftlich und architektonisch ein sehr ansprechendes, wertvolles Baudenkmal. Hinter den Mauern des einst befestigten Kirchhofs suchten die Ortsbewohner in unsicheren Zeiten Schutz gegen plündernde Horden. Genannter Pfarrer Flurschütz war später Kaplan in Smünd, wo er sich, auch durch eine bedeutende Stiftung, große Verdienste um die

Fronleichnamsprozession erwarb. In der Nähe des Dörfleins sind mehrere Steinbrüche, die Geologen reiche Ausbeute liefern. Ihnen entstammt auch die hübsche Arienensammlung der Frau Uebele (Gasthaus zum Löwen). — Von den Opfern des Weltkriegs entfallen auf das Dörflein 11 Gefallene; ein Krieger wird vermisst.

Alfdorf zuwandernd gelangt man nach zehn Minuten bei einer alten Linde an, der Kolomanslinde. Die ältere Schwester hat vor einigen Jahren ein Gewittersturm vernichtet. Ein schöneres Wegkreuz würde dem stimmungsvollen Plätzchen mit seiner prächtigen Rundsicht wohl anstehen. In früheren Zeiten fand am Pfingstmontag zwischen der Kirche in Wehgau, die umritten wurde, und diesen Linden der Kolomansritt statt, an dem sich Hunderte von Reitern aus dem Ort und der weiten Umgegend beteiligten. Der Reiterzug mit den strammen Burschen auf geschmückten Pferden soll stets ein hübsches Bild geboten haben. Der hl. Koloman galt in unserer Gegend als Schutzpatron der Pferde, was mit der Stiftung der Kolomanskapelle bei Bartholomä zusammenhing.

Rechts von der Straße, in einigen Minuten zu erreichen, liegt der Weiler

Waldau.

In dem Wald daneben, auf dem Schloßberg, stand die Burg Hohenwalden oder Waldau, die ursprünglich der Ritterfamilie von Waldau gehörte. Sie schützte den alten Ausgang vom Haselbachtal. Ein Heinrich von Waldau war 1105 bei dem Turnier in Zürich, das Welf VI., Herzog von Bayern und Spoleto, Markgraf von Tuscien, Korsika und Sardinien, veranstaltet hatte. Nach dem Aussterben derer von Waldau kam die Burg an die Herren von Rechberg, dann an die Hohenlohe und 1540 mit Burg Pfersbach an Smünd. Im Bauernkrieg wurde sie belagert, eingenommen und verbrannt. Nach dem Smünder Chronisten Vogt war die Burg eine gewaltige Feste. Der Mörtel, der die riesigen Quader zusammenhielt, soll härter gewesen sein als die Steine selbst. Jetzt ist nichts mehr zu sehen als ein Wall mit

5 Meter tiefem Graben, der sicherlich auch die Südseite abschloß. Vor etwa 100 Jahren versuchten, wie noch ersichtlich, Schatzgräber aus Waldau auf der Burgstätte ihr Glück. Die Behörden legten aber solchen bald das Handwerk. 1916 führte Smünder Militär bei einer Felddienstübung Schanzarbeiten auf der Burgstelle aus, wobei es auf Mauerreste stieß. 1923 wurden bei Steinbrucharbeiten mächtige Grundmauersteine freigelegt, über denen bis 2 m dicker Brandschutt lagerte. Einige Funde wurden der Smünder Altertümersammlung überwiesen. Diese besitzt auch ein Bild der Burg aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Der Hauptbau zeigt da schon ruinenhafte Gestalt.

Waldau war wohl eine der frühesten Burgen der Gegend. Jene alten Burgen waren plumpe und absonderliche Steinmassen ohne Ebenmaß, Regel und Geschmack. Bewundernswert war aber ihre Festigkeit, an welcher freilich in jenen unsicheren Zeiten mehr gelegen war als an schönen baulichen Formen. Die riesigen Mauern erhielten nach und nach die Stärke und Dauer eines natürlichen Felsens, und so kam es, daß manche Türme und Mauern, als man sie später zu sprengen versuchte, nicht zerbröckelten, sondern nur umstürzten und als zusammenhängende oder in der Mitte entzwei gebrochene Masse liegen blieben.

Wir gehen zurück auf die Straße und wandern hinab ins tiefe Waldtal des Haselbachs, vorbei an der Haselmühle und den andern Talhang hinauf. Auf der Höhe liegt neben dem Weg der Maierhof, einst dem Kloster Adelberg gehörig. Das Sträßchen, von schönen Obstbäumen eingefast, führt hierauf durch ein fruchtbares Liasgelände, das weithin hübsche Ausblicke bietet. Es folgt das evangel. Pfarrdorf

Alfdorf.

Die Lage auf sonniger, waldummantelter Höhe, die beiden altdeutschen Schlösser, der elegante Kokoturm der Kirche mit seiner Zwiebelkuppe, die sauberen, vielfach stattlichen Wohnhäuser, geschmückt mit Blumen und Reben,

umgrünt von Obstbaumhainen und überragt von den Parkwipfeln, machen den Ort zum schönsten Dorf des Welzheimer Waldes. Manches Landstädtchen steht in seiner äußeren Erscheinung weit hinter diesem Dorf zurück. Welch hübsches Bild bietet z. B. die Häusergruppe um die Linde beim Pfarr- und Schulhaus! Die schöne Pfarrkirche, 1774—76 von Keller in Smünd an Stelle einer gotischen Kirche erbaut, hat Aehnlichkeit mit der Stadtkirche in Ualen. Das untere Schloß ist ein Steinhaus (1550) mit Treppengiebeln und zwei Erkerchen. Der Park zeigt prächtige alte Bäume, darunter den noch grünenden Riesenstumpf einer uralten Linde, der ältesten lebenden Zeugin aus des Dorfes Vergangenheit. Das obere Schloß (1602) ist ein schlichter Bau mit zwei Ecktürmen und einem Treppenturm. Im Garten des Gasthofs zum Hirsch genießt man eine schöne Aussicht. Das Dorf ist ziemlich gewerbsam. Die dortige Hafnerei, die zur Zeit fünf Geschäftsbetriebe zählt, erfreut sich seit alters eines guten Rufes.

Der Ort, schon 1143 unter dem Namen Ulechtorf (wohl von alc, alcis = heiliger Hain) urkundlich genannt, kam aus staufischem Besitz teils an Württemberg teils an Rechberg. Nach der Ortschronik belehnte Graf Eberhard III., der Milde, 1393 den Hans Weker von Smünd (ein Weker von Bragenhofen) mit einem Drittel des Dorfes und der Burg in der Büringshalde (von der 1923 Grundmauerreste entdeckt worden sind). Diese Linie der Weker ist 1503 ausgestorben. Im 17. Jahrhundert gelangte das Dorf in den Besitz der Freiherren vom Holz. Ein Andegar vom Hoch-Holz war 1106 Abt zu Kempten, ein Friedrich vom Holz auf Hinter-Holz beteiligte sich 1165 an dem berühmten Ritter-Turnier zu Zürich, ein Georg Friedrich vom Holz schlug als kur-bayrischer Feldherr 1643 den französischen General Ranzau bei Tuttlingen.

Im Weltkrieg fielen 44 Krieger aus der Gemeinde, 6 sind vermißt. Dem Landpostboten Huttelmeier raubte der Krieg drei Söhne.

Zwei Kilometer von Alfdorf entfernt liegt die
Leineckmühle.

Hart über ihr liegen, von sanftem Grün überkleidet, die wenigen Trümmer der ehemaligen Burg Lynegge, welche zwei Türme und eine früher nicht geringe Befestigung andeuten. Hier saß vor Zeiten ein ritterliches Geschlecht, das sich „von der Bürg“ nannte. Ein Rüdiger von Lynegge, der eine Schaffschere im Wappen führte, wird 1331 genannt, und ein Hans von Lynegge trägt 1364 „um seiner Seele Heyl willen“ die Burg samt allem Zubehör dem Kloster Ellwangen zu Lehen auf, worauf er, der Letzte seines Stammes, und sein Oheim Hans von Rinderbach in Smünd, der Lynegger genannt, damit belehnt werden. Im folgenden Jahrhundert kam die Burg in verschiedene Hände, bis sie 1435 vom Kloster Lorch um 864 Gulden in Gold angekauft wurde, bei dem sie auch verblieb und den Lebten als Sommeraufenthalt diente. Der Abt Sebastian (1510—1525) ließ sie wohlicher errichten und baute im Hofe eine Kapelle zu Ehren des hl. Nikolaus. Im Jahre 1603 war die Burg „sehr bresthaft und fast allerdings in Abgang geraten“. Die Smünder Altertümersammlung besitzt noch ein Bild der Burg aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Die Markung von Alfdorf zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit aus, wie die üppigen Getreidefelder hinreichend bekunden. Auch die Viehzucht steht in hoher Blüte. An Bodenschätzen findet man Töpfererde und Ziegeltone und einen guten Liaskalk, der sich sowohl zum Straßenbau als zum Kalkbrennen eignet.

Bei der Heimkehr schlagen wir zur Abwechslung den Weg nach Lorch ein. Auf der beherrschenden Höhe zwischen Lein- und Kemstal, die ein herrliches Rundbild von der Alb und dem Welzheimer Wald bietet, führt die Straße weiter. Dann geht es hinab den Hang durch endlose Wälder, über den Weiler Bruck und durch die hübsche Schelmenklinge. In der Nähe des Bahnhofs trifft man in Lorch ein. Wer Römerspuren folgen will, kann von Alfdorf über Brech und den Bemberlesstein — ein großer Sandstein, von dem die Sage geht, daß er sich um Mitternacht völlig drehe — gehen. Er findet da, so er's

findet, Reste des Römerwalls und -grabens und einiger Wachttürme. Man muß hierbei dem Waldweg folgen, der sich auf dem Rücken zwischen Göhenbach und Nimersbach hinzieht und südlich von einem römischen Wachturm in den breiten Bemberlesweg einmündet. Ohne ortskundige Führung geht man leicht irre. (Ueber Lorch in Nr. 13).

16. Nach Täferrot, Koppenkreut, Leinzell und Herlitofen.

Wer den nächsten Weg nach Täferrot einschlagen will, wandert durchs Schieftal, läßt bald den Bach zur Linken und überschreitet ihn erst etwa 250 m vor dem Kugelfang. Der von hier an mit Wegzeichen versehene Fußpfad folgt dann mit leichten Abbiegungen noch lange dem Bach und mündet, sich zur Höhe windend, kurz vor der Wasserscheide zwischen Rems und Lein in die Landstraße ein. Nun geht's hinab in das idyllische Walddörflein

Täferrot,

dessen Fluren überall von Hecken durchtrankt und von düstern Waldgründen umkleidet sind. Ein Steinwall des Arietentalks schließt oben das Tal ab. Der Ortsnamen ist aus Ufra und Rot oder aus Ufra und roden entstanden. Der hl. Ufra, die zu Augsburg im 4. Jahrhundert den Martertod erlitt, war die ursprünglich kath. Pfarrkirche geweiht. Die Rot, die ein walddreiches, abgeschiedenes Tal durchfließt, mündet bei dem Dorf in die Lein. 1298 beurkundet König Adolf von Nassau, daß Konrad von Weinsberg dem Reich seine Besitzungen in „Ufrenrot“ und Dewangen überlasse. Doch tritt das Dorf schon 1234 urkundlich auf. Das liebevolle, echt schwäbische Dorfkirchlein (1491 erbaut, 1907 erneuert von Dolmetsch) und die stattlichen, im Stil des Welzheimer Waldes erbauten Bauernhäuser verleihen dem

Ortsbild recht gemütliche, ansprechende Züge. Der Turm der Kirche geht wohl in romanische Zeit zurück. Der Chor hat ein schönes Rippennetzgewölbe. Das spätgotische Chorgestühl ist vortrefflich ausgeführt. Schon 1331 wird das Dorf als Besizung des Klosters Lorch erwähnt. Dem lorchischen Klosteramt des Ortes waren die lorchischen Untertanen der ganzen Gegend unterstellt.

In der Chronik der Gemeinde nimmt einen Ehrenplatz ein der Pfarrer Robert Moser (1877—1886 Pfarrer daselbst, † 1912 zu Meimsheim), der Erzieher des berühmten Grafen Zeppelin. Er war ein Mann von seltener Eigenart, aus echt schwäbischem Holz geschnitten. Unbekümmert um Tagesmeinungen und Zeitmoden folgte Pfarrer Moser immer seinem eignen urwüchsigen und scharfen Sinn und guten Herzen. Noch heute erzählt man in Täferrot und in der ganzen Gmünder Gegend manches heitere Stücklein aus seinem Leben. Der gewichtige Herr mit dem großen Schlapphut, eine Kneippische Figur, war kein Freund vom weiten Laufen, aber wozu hatte er denn eine Kuh im Stall, und eine Kutsche konnte man ja von den Bauern wohl bekommen. So sah man denn gar häufig den Täferroter Pfarrer auf einer von seiner wohlgenährten Kuh gezogenen Kutsche in die Stadt einziehen. Vor dem Hotel Rad oder dem „Josefle“ hielt das eigenartige Gefährt, ein kräftiges „Muh“ und der Hausnecht merkte, wer wieder angelangt war. Seine Pfarrkinder hatten Moser gern, denn er war ein leutseliger, immer hilfsbereiter Herr. Als man im Dorf einmal nicht wußte, wohin man mit einem Waisenkind solle, nahm Pfarrer Moser, obwohl für seine 12 eigenen Kinder die Schüsseln zu klein wurden, solches ohne weiteres unentgeltlich auf mit der Erklärung: „Wo ein Duzend am Tisch sitzt, kommt's auf ein Dreizehntes nicht mehr an“. Einmal aber hätten seine Bauern bald gegen ihn rebelliert, und das kam so: Bei einem guten Stoff war er eines Tages in Gmünd über die Zeit hinaus sitzen geblieben, und da es bei seinem erwähnten Einspänner nicht im Galopp ging, kam er eben erst nach Hause, als ganz Täferrot längst schlief. So erfuhr er denn nicht mehr,

auch nicht von seiner treuen Ehehälfte, die durch seine späte Heimkehr verschnupft war, daß in seiner Abwesenheit ein Hagelwetter die ganze Ernte der Ortsmarkung vernichtet hatte. Am andern Morgen, es war ein Sonntag, bestieg er ahnungslos die Kanzel und forderte seine Zuhörer in freudiger Stimmung auf, doch dem lieben Gott recht zu danken für den so reichen, ganz unverdienten Erntesegen. Die Leute glaubten, der Pfarrer wolle mit ihrem Unglück Spott treiben, und das Murren und Schelten legte sich erst, als nach dem Gottesdienst die Aufklärung erfolgte. Gegen die Katholiken war Moser sehr wohlwollend; mit vielen katholischen Geistlichen war er eng befreundet. Sein Leben und Wirken hat der Verblichene selbst beschrieben in seiner Schrift „Auch ein schwäbisches Pfarrersleben“. Graf Zeppelin hat seinem ehemaligen Lehrer gar oft seine dankbare Anhänglichkeit bewiesen, so bei dessen Goldner Hochzeit, wo er persönlich zur Feier erschien. Zu dessen Begräbnis sandte er, da er solchem persönlich nicht beiwohnen konnte, als Vertreter seinen Direktor Uhland und einen Kranz mit der Widmung: „Seinem treuen Freund und Erzieher in dankbarer Liebe“.

Der Weltkrieg hat das ruhige Dörflein hart getroffen. Von denen, die auf die blutige Walfstatt aus der Gesamtgemeinde auszogen, haben 31 ihre schöne Heimat nicht mehr geschaut.

In der Nähe des Dorfes befinden sich zwei alte Steintreuze. An eines davon knüpfen sich verschiedene Sagen.

In $\frac{3}{4}$ Stunden erreicht man von Täferrot aus den Hof

Koppentreut,

freundlich auf sonniger Kuppe am Hang eines lieblichen, stillen Waldtäälchens gelegen (etwa 495 m hoch). Ein Schäfer Kopp hat, es ist schon lange her, den Wald hier ausgereutet und urbares Land geschaffen. Daher der Hofname. Der stattliche Bauernhof enthält auch eine gute Gastwirtschaft mit 9 Fremdenzimmern. Jahr für Jahr wächst die Zahl der Kurgäste. Die Einträge im Fremdenbuch bezeugen, wie angenehm es sich hier wohnen

läßt. Die Luft ist gut, noch besser das Wildbret, mit dem der Tisch häufig bestellt wird, und wem die Ruhe hier nicht genügt, dem kann bloß noch die ewige Ruhe helfen.

Die Heimwanderung (Koppentreut—Leinzell—Smünd, etwa 14 km), führt über den Weiler Ustetten und durch ausgedehnte Wälder ins Leintal. Auf dem Weg genießt man eine hübsche Aussicht. Vom Hohenneuffen bis zum Rosenstein liegt der Riesenwall der Alb vor dem Blicke.

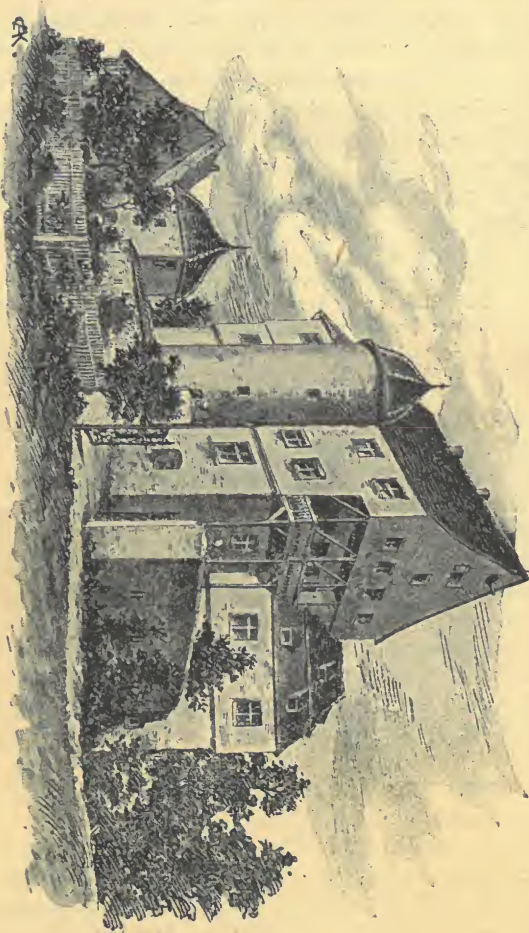
Da seid ihr alle wieder aufgerichtet,
Besonnte Felsen, alte Wolkenstühle!
Auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet,
Der Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle. Mörite.

Das Pfarrdorf

Leinzell,

etwa 900 Einwohner zählend, zieht sich vom Wiesenplan des Tales aus anmutig an den gartenreichen Hängen hinauf. Neben manchen ansehnlichen Gebäuden erblickt man viele unscheinbare Häuschen, aus denen die helle Armut herauschaut, doch hat sich in neuerer Zeit die wirtschaftliche Lage der Gemeinde, die 1855—1877 unter Staatsaufsicht stand, erheblich gebessert, namentlich seitdem eine ziemlich ausgedehnte Fabrik- und Hausindustrie viel Geld in das Dorf bringt. Darum ist auch der alte Volkswitz „Z'Leinzell betteln äll“ mit Recht außer Kurs gekommen. Das Dorfbild wird beherrscht von dem Schloß der Freiherren von Lang, einem aus der Spätrenaissance stammenden hohen Siebelhaus mit halbrundem Turm, Holzgalerien und Ringmauer. Es steht auf dem Grundgemäuer einer ellwangischen Lehensburg. Der massive Unterstock ist älter als die zwei obern Kiegelwerkstöcke. Wilde Reben belleiden malerisch den alten Bau. Der Burggraben ist verschüttet, die äußere Ringmauer abgetragen, und von den 4 Ecktürmen der innern Ringmauer sind 3 teils abgebrochen, teils in neuere Unbauten einbezogen worden. Mit dem Rittergut war bis 1919 das Patronat der Pfarr- und Schulstelle verbunden. Die Freiherren von Lang, in deren Adern seit 1634 blaues

Schloß Seinsell. Aus den Blättern des Schwäb. Alpenvereins.



Blut fließt, trugen ihre Burg vom Stift Ellwangen zu Lehen. Ihrem Geschlecht entstammt Matthäus Lang von Wellenburg, 1540 Erzbischof von Salzburg und Kardinal.

Nach dem 30jährigen Krieg, in dem die Ortsbevölkerung stark abgenommen hatte, wurden von ihnen viele Personen in dem Dorf angesiedelt. Dieser Zuwachs bestand aber aus lauter armen Leuten, die mit Hausierhandel und Baumwollspinnen sich durchzuschlagen suchten. 1806 wurde das Dorf württembergisch. Die Pfarrkirche zum hl. Georg zeigt in dem sehr alten Turmchor Spitzbögen und ein Netzgewölbe. Das Schiff hat an der Westseite ein dorisches Säulenportal, innen jonische Pilaster und an der Decke ein großes Freskobild, Mariä Himmelfahrt darstellend. Hochaltar im Stil Ludwig XVI. Am Chor ein schönes Kreuzifix. Grabdenkmäler.

Der Weltkrieg trug ins Totenbuch der Gemeinde 47 Gefallene ein. Hauptlehrer Gustav Spindler erlag im Feindesland nach 2 1/2-jähriger Gefangenschaft einer Krankheit. Wenige Gemeinden des Oberamtsbezirks hatten verhältnismäßig so hohe Verluste. Eine Witwe und ein Zimmermeister verloren je 3 Söhne.

Die Revolution fand in dem Orte einen günstigen Nährboden. Bei der Wahl zur Nationalversammlung wartete das Dorf mit 165 sozialdemokratischen Stimmen auf, wovon ein Viertel auf den radikalen Flügel der Sozialdemokratie entfiel. Anhänger der letztern Richtung besetzten bald darauf die Beißwengersche Mühle, welchem Putsch aber die Gmünder Sicherheitskompagnie rasch ein Ende machte.

Ueber den Weiler Braintofen, der im Mittelalter freie Bauern hatte, die der Waibelhube angehörten, führt der Weg nach dem Pfarrdorf

Herlitofen,

das sich 1659 als eigene Pfarrei vom Pfarrverband Iggingen trennte. 1372 war die Pfarrei Iggingen-Herlitofen dem Kloster Gotteszell einverleibt worden. Die lath. Kirche zum hl. Alban (1835 erbaut, 1913 erneuert, erweitert und mit neuem Turm versehen, im strengen Empirestil gehalten) ist ein freundliches, gemütliches und dabei doch weihewolles und vornehmes Gotteshaus.

Die Christi-Kerker-Kapelle, bei der man im Schatten der Linden einen weiten Rundblick genießt, steht auf den Fundamenten eines römischen Wachturms. An ihr geht vorbei der rätische Limes, die Teufelsmauer, einerseits dem Schießtal, anderseits Brackwang zu.

Die Orte auf —kofen = hofen sind etwas später gegründet worden als die auf —ingen. In Herlikofen steckt der Personennamen Hariling (von Haro = der Kämpfer oder der Herr).

Unweit des Dorfes stand auf einem waldigen Hügel, jetzt der Burgstall genannt, einst die Burg Herlikofen. Burggraben und Wall sind noch teilweise erhalten. Zu Großvaters Jugendzeit sah man noch Mauertrümmer und unterirdische Gewölbe.

Auf dem äußern Hohberg (mundartlich Hauberg = Waldberg) waren früher die Scheiben aufgestellt für die Schießübungen der württemb. Artillerie. Das Schießtal bildet für das Dorf keine angenehme Nachbarschaft. Schon wiederholt kam es vor, daß bei Schießübungen der Infanterie Kugeln in größerer Zahl in die Häuser des Orts einschlugen.

Der Weltkrieg forderte von der Gemeinde 47 Blut- und Todesopfer.

In einem Stündchen erreicht man auf hübschem Wege wiederum Smünd. Dem Landwirt bietet sich auf dieser kurzen Strecke auch Gelegenheit, den Einfluß verschiedener Formationen auf die Fruchtbarkeit der Felder zu beobachten, da die Straße durch Gelände von Liasalk, Turneritonen, Liasalkstein, Knollenmergel, Stubensandstein und Schwemmsandstein führt.



17. Vom Remstal ins Leintal und auf die Hohenstadter Ebene.

Von Iggingen (Smünd—Iggingen s. Nr. 9) wandern wir auf einem Höhenweg mit prächtiger Aussicht dem Weiler

Schönhardt

zu, dessen Fluren mannigfach von Eichengruppen durchsetzt sind. Aus dem Leintal schaut der Weiler Muldingen herauf, der schon 783 in Urkunden genannt wird und deshalb wohl zu den ältesten Ortschaften der Gegend gehört. Wo Schönhardt beginnt, sind mächtige Diluvialsand-schichten, die in Urzeiten wohl die Lein angeschwemmt hat. Wie können die Leinfluten diese Höhen überschwemmt haben? Jetzt wär's freilich undenkbar, aber einst war die Talmulde bei weitem nicht so tief und wegen der viel reichern atmosphärischen Niederschläge brauste statt eines Fließleins ein gewaltiger Strom durch das Tal. Neben dem Kapellchen zum hl. Wendelin steht am Weg ein altes Steinkreuz. Es ist ein Grabkreuz, denn hier ruhen mehrere Krieger aus dem Spanischen Erbfolgetriebe (1701 bis 1714), in dem es bei Schönhardt zu einem Gefecht zwischen Kaiserlichen und Franzosen kam.

Nun hinab ins Leintal. Wie eine maurische Bergfeste schaut vom jenseitigen Hang

Schloß Horn

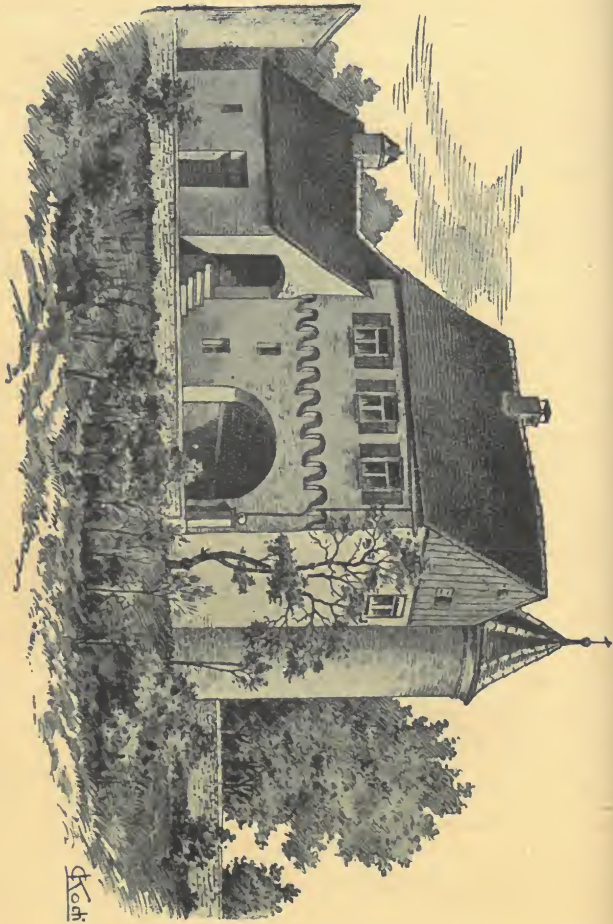
herab, Eigentum der Reichsgrafen von Beroldingen, erbaut 1748 an Stelle einer alten Burg. Das Schloß ist ein dreistöckiger Bau in Rokokoformen mit einem Balkon an der Hoffassade. Schloßhof und Schloßgarten sind hoch aufgemauerte Terrassen. Die katholische Schloßkapelle (1758) hat Rokoko Schmuck mit Stuck und Fresken und am Hochaltar ein schönes Oelbild.

Liebtlich wandert sich's durch das friedliche, waldumrauschte Tal hin. Es kommt das katholische Pfarrdorf

Heuchlingen,

malerisch zersprengt zwischen gartenreichen Büheln. Von

Schloß Horn, Sorgegebäude. (Aus den Blättern v. Schwab. Illu.)



einer Anhöhe schaut herab ein einfaches, düsteres Steinhäus mit Buckelmauern und frühgotischen Hofsporten. Es ist der Rest eines ehemaligen Schlosses, auf dem zuerst ellwangische Lehensleute, dann eine Linie der Herren

von Rechberg saßen; 1366 kam die Burg an die von Hohenrechberg, 1609 an Ellwangen, das hier einen adeligen Oberamtman einsetzte. Die Burg ist von einem mächtigen Graben umringt. Die Ringmauer besteht aus starken Buckelsteinen. Im Erdgeschoß sind noch Tonnen- und Kreuzgewölbe und darunter große Keller. Die Tore sind teils romanisch teils gotisch. Wir fühlen uns frei von Leid gegenüber den Rittern, die in dem finstern Gebäude hausen mußten. Wie das Schloß steht auch die Kirche auf einem ehemaligen Burstel, ein Beweis, daß Heuchlingen eine alte Geschichte aufweist. Die Kirche wurde 1497 eingeweiht, 1733 neu gebaut, 1851 erweitert, 1921 erneuert. Neben der Kirche sind heute noch Spuren eines besetzten Lagers zu finden. Während des 30jährigen Krieges nahm einmal König Ferdinand II. in dem Dorfe Quartier.

Die Pfarrei Heuchlingen ist sehr alt. 1328 wurde sie dem Kloster Ellwangen einverleibt, später wurde das Patronat den Herren von Rechberg verliehen, die 1560 die Reformation einföhrten, welche 1591 von Ellwangen, an das die Pfarrei zurückfiel, wieder abgeschafft wurde. Die Verdienste, die sich bei der Gegenreformation der Jesuit Jakobus Sylvius erworben, röhmt eine Schrift auf seinem Gelbild in der Kirche. Der Weltkrieg schrieb der Gemeinde 34 Opfer ins Totenregister.

Weiter talabwärts! In vielen Bogen schleicht die Lein träge durch den Wiesenplan, den dunkler Tannenforst berandet. Die Flößer mag es einst saure Mühe gefostet haben, bis sie mit ihren „Gestören“ alle Kurven passiert und Abtsgmünd, wo die Lein sich in den Kocher ergießt, erreicht hatten. Auf einem steilen Hügelvorsprung, umflossen von Lein und Reichenbach, erhebt sich

Schloß Laubach,

1599 von den Freiherren von Wöllwarth an Stelle einer mittelalterlichen Burg erbaut, 1872 renoviert. Der hohe Hauptturm mit dem Kuppeldach, der stattliche Palas, von Efeu umrankt, die Ecktürme und die Ringmauer, alles

in Laubgrün gehüllt, schaffen eine hübsche Gruppe, so ein echtes Schloßbild. Die Wöllwarth besaßen für das Dorf Laubach auch den Blutbann mit eigenem Stock und Galgen. Wie viele Laubacher am Galgen baumelten, meldet die Geschichte nicht.

Jetzt den nördlichen Hang hinauf! Bald ist erreicht das ev. Pfarrdorf

Neubronn.

Der Pfarrkirche zum hl. Ambrosius, erbaut 1436, steht die welsche Turmhaube gar nicht übel an. Vornehm wirkt das Schloß mit seinen Renaissancegiebeln und seinem stattlichen Torbogen. Die Burg, schon 1367 urkundlich genannt, war ursprünglich ellwangisch und kam dann nacheinander an die Adelmann, Wöllwarth, Werned und Gemmingen. Sie enthält ein hübsches Treppenhaus und Stuckaturen aus der Zopfzeit. Der jetzige Besitzer, Dr. Schuster aus Frankfurt, hat den verwilderten Park in eine reizende Anlage umgeschaffen. Das Schloßgut hat die Gemeinde um billigen Preis erworben.

Ein Weg mit hübschen Ausblicken führt uns in das kath. Pfarrdorf

Hohenstadt.

Früher war der Ort für die ganze Umgegend der Mittelpunkt des gesellschaftlichen und gewerblichen Lebens. Da gab es die besten Biere, die schönsten Lieder, die heitersten Leute und, was noch wichtiger war, gute Schulen, tüchtige Handwerker und reich ausgestattete Kaufläden. Manches ist indessen anders geworden, und auch die Einwohnerzahl des Dorfes ging seit etwa 80 Jahren erheblich zurück. Nicht zu verwundern: keine Eisenbahn, keine Fabrikindustrie und fast lauter landwirtschaftliche Kleinbetriebe, da dem Herrschaftsgut mit etwa 150 Hektar ein hübsches Stück des Markungstuchens zugemessen ist. Die große, schöne Pfarrkirche zur Opferung Mariä, eine Wallfahrtskirche mit einem Gnadenbild des hl. Patrizius, hat Ähnlichkeit mit der Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen und mit der Heiligkreuzkirche in Donau-

wörth. Sie wurde 1707—1711 erbaut. Hübsche Altäre von A. Mayer, Augsburg, pruntvolle Stuckarbeiten und gefällige Rokokowerte zieren das weihevollte Gotteshaus. Das Gnadenbild (wohl aus dem 14. Jahrh.) befand sich bis 1652 in der Kirche zu Neubronn. Beachtung verdient auch die Friedhofskapelle (Fresken). Das schöne Kriegerdenkmal wurde nach einem Entwurf von Baurat Peter in Smünd im Atelier der Firma Britsch daselbst erstellt. Das Schloß der Grafen von Adelmann, um 1625 an Stelle einer alten Burg erbaut und später erweitert, bietet ein recht ansprechendes Bild. Es enthält ein großartiges Stiegenhaus und ein pompöses Deckengemälde aus der Rokokozeit. Sehenswert ist auch der Ritteraal. In dem prächtigen Schloßgarten, der 1756 in französischem Gartenstil angelegt wurde, genießt man eine schöne Aussicht. Die Herren von Adelmann, die ehemals in der Reichsstadt Smünd das Bürgerrecht und ein Wohnhaus besaßen, erwarben das Dorf 1407 von den Wöllwarth; sie erhielten 1680 den Freiherrntitel und 1790 die Grafenkrone. Ein Weihbischof von Adelmann war 1766 Defan an der Stiftskirche zum hl. Kreuz in Smünd, ein anderer Adelmann liegt in der dortigen Franziskanerkirche begraben, † 1618.

Der nun folgende Ort, das gemüthliche kath. Pfarrdorf

Schechingen,

besitzt in seiner Pfarrkirche, deren Chor noch aus gotischer Zeit stammt, sehenswerte Barockaltäre aus dem ehemaligen Kloster Gotteszell, einen schönen Taufstein und Adelmannsche Grabmäler. Im sogenannten Schloßweiher stand einst eine Burg mit 4 Türmen und doppelten Wällen und Gräben, die 1759 abgebrochen wurde. Unterhalb des Haghofs liegt am linken Hang des Federbachs ein Burstel. Die Totengruft der Herren von Schechingen war in einer Seitentapelle des Klosters Lorch. Das 1759 erbaute Adelmannsche Schloßchen wird jetzt als Fruchthaus und für Zwecke einer Molkerei benützt. Der Nachbarort, das wohlhabende parit. Dorf

Göggingen,

hat eine spätgotische kath. Kirche aus der zweiten Hälfte

des 15. Jahrhunderts und eine neue ev. Kirche (1895). In ersterer verdienen Beachtung das Netzgewölbe im Turmchor, ein Spitzbogenfenster mit schönem Maßwerk, der Hochaltar (Kotoko) und die spätgotischen Holzfiguren von St. Veit, St. Nikolaus (Kirchenpatron) und der Mutter Anna selbst. Von der einstigen Burg im Flurteil Burgstuhl, $\frac{1}{4}$ Stunde westlich vom Dorf gelegen, weiß man nur, daß sie schon im 14. Jahrhundert abgegangen ist, vielleicht ihr größtes Verdienst. Reste von Wall und Graben sind noch zu sehen. Kloster Lorch und fünf weitere Herrschaften teilten sich dann in die Regierung des Dorfes. Blutopfer des Weltkrieges wurden 35 Gemeindeangehörige, eine ausnahmsweis hohe Zahl. Gemeindepfleger Wengert verlor allein 3 Söhne.

Der Weg führt nun wieder ins Leintal und über Iggingen ins Kemstal zurück. (Leinzell s. Nr. 16.)

18. Reiterleskapelle, Rechbergle, Graneggle, Kaltes Feld.

Hochsommer. Die Engel Gottes wandeln segnend durch die reisenden Lehrengesilde. Schon sirt da und dort eine Sense durch die goldne Fülle. Die blauumflorten Berge erzittern im Sonnenglast. Hinauf auf eine lustige Höhe! Das Kalte Feld sei das Ziel.

Wir schlagen den Weg nach Waldstetten ein. Unter der ersten Brücke vereinigen sich der Waldstetter und der Bettringer Bach zum Josephsbach. In der Nähe steht die Dreifaltigkeitskapelle (1693), zu der am Dreifaltigkeitsfest halb Smünd hinauspilgert. Noch um 1800 mußte von genannter Brücke an bis Waldstetten streckenweise das Bachbett als Weg benützt werden. Die Pfeilhalde, jetzt eine Wirtschaft, wurde von der Familie Stahl im 18. Jahrhundert als Landhaus erbaut. Achilles v. Stahl, „Edler v. Pfeilhalden, des hl. römischen Reiches Ritter“,

umgab den Bau mit einem herrlichen Garten, der aber von seinen Nachfolgern übel vernachlässigt wurde.

Den Eingang zur Pfeilhalde flankieren zwei Obeliskten. Der eine trägt die Jahreszahl 1813. Es ist anzunehmen, daß die glorreiche Völkerschlacht von Leipzig den Anlaß zur Errichtung gab, denn Smünd, die urdeutsche Stadt, die durch alle Jahrhunderte in unentwegter Treue zu Kaiser und Reich gestanden, die nur knirschend ihre Söhne unter Napoleons Fahnen stellte, war außer sich vor Jubel und Begeisterung, als mit dem Sieg von Leipzig die Ketten der Fremdherrschaft gebrochen waren. Wir, die Sklaven der Entente, verstehen besser als man es je verstanden, was ein Leipzig bedeutet —! Nebenbei bemerkt traf die Nachricht von der Leipziger Schlacht erst 6 Tage nachher in Smünd ein, was einen Maßstab für die Verkehrsverhältnisse jener Zeit bietet.

Wir wandern weiter. Frisch und lieblich, von den Goldfäden der Morgen Sonne umflimmert, tritt nun der Rechberg in das Landschaftsbild ein, während der klozige Stuisen sich erst die Nebelkappe vom Haupte zieht. Ein Haus zur Linken der Straße führt wie der nahe Bach (Waldstetter Bach) und der angrenzende Flurteil den Namen Tierbach, das folgende Haus die Bezeichnung Tiergarten. Tierbach hieß früher auch der noch heute an der Judenmühle in Smünd vorbeischießende Kanal, der ja vom Waldstetter Bach gespeist wird. Tiergarten soll nach einer alten Chronik ursprünglich auch die Stadt geheißten haben.

Das kath. Pfarrdorf

Waldstetten,

1257, wo die Pfarrei bereits selbständig war, Waldstetten genannt, liegt reizend in einem fruchtbaren, milden und anmutigen Talgrund. Obstgärten umkränzen und durchsehen den Ort; reichgegliederte Hügel, über die sich gegen Süden die Herrschergestalten des Stuisen und Rechbergs mächtig erheben, schaffen mannigfaltige Geländeformen. Liebliche Täälchen ziehen sich fächerartig gegen die Abberge hin. Mit seinen 1800 Einwohnern ist Waldstetten das

größte Dorf des Oberamtsbezirks. Es liefert den Gmündern gute Kirschen, schöne Äpfel und manierliche, gewandte Dienstmädchen. Es besitzt bereits einige Fabriken und weist in der Industrie unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten auf. Um jedes Dach schießen Schwalben um die Wette; an jedem Fenster prangen Blumen. Die schöne Pfarrkirche zum hl. Lorenz, erbaut 1905, steht burgartig auf einem steilen Hügel. Daneben liegen das Pfarrhaus, das hübsche neue und die beiden alten Schulgebäude. Schade, daß nicht auch noch das Rathaus auf der geistigen „Zitabelle“ Platz gefunden hat.

Unweit der Mühle steht das „Schlößchen“, ein ellwängisches Amtshaus aus dem Jahre 1772. An der gleichen Stelle stand das Rechbergische Schloß, das im Dreißigjährigen Krieg (1642) von dem kaiserlichen Feldherrn Karl von Lothringen eingenommen und niedergebrannt wurde. Eine zweite Rechbergische Burg, groß, stark befestigt und reizend gelegen, erhob sich auf dem Eichhölzchen. Sie wurde 1449 von den Gmündern und Hallern belagert, eingenommen und zerstört. Auf der Heimkehr ließen die Gmünder in ihrem Siegesjubel, vielleicht auch Siegesdusel, die einfachsten Vorsichtsmaßregeln außer acht. „Kling, klang gloria rembasse!“ Da brach plötzlich aus einem Hinterhalt Graf Ulrich von Rechberg mit seiner Reiter-schar, zu der 350 württembergische Reiter nebst einem starken Trupp Infanterie unter Führung der Grafen von Eberstein und Lüzelstein gestoßen waren, wie eine rasende Windsbraut hervor und in die ungeordneten Haufen der Städter ein. 100 Gmünder fielen, 150 gerieten in Gefangenschaft, alles Kriegszeug samt dem Stadtbanner ging verloren. Ein schwerer Schlag für die Stadt! Vor etwa 50 Jahren waren von dieser Feste noch Mauerreste und unterirdische Verließe vorhanden, jetzt ist nur noch der Burggraben zu sehen. (Die Erhardtsche Bilderchronik enthält ein Bild der Ruine aus dem Ende des 15. Jahrh.)

Die Pfarrei Waldstetten gehörte einst zum Bistum Konstanz, während sonst die Grenze zwischen den Bistümern Augsburg und Konstanz durchweg der Wasserscheide

zwischen Rems und Fils folgte. Vermutlich schied diese Grenze zugleich das Drachgau vom Filsgau. Dem Pfarrsprengel waren in früheren Zeiten auch Hohenrechberg und Teile von Reichenbach und Unterbettringen einverleibt.

Die Herrschaft über das Dorf ging 1672 von den Rechberg an die Grafen von Grafenegg, 1699 an das Stiftskapitel Ellwangen und 1802 an Württemberg über. Auch die Reichsstadt Gmünd war im Dorfe begütert. Weil so viele Herren im Laufe der Zeit ihre Regierungskunst an den Waldstettern erprobt haben, sind diese auch so zahme und lenksame Leute geworden. Aus angestammter Vorsichtigkeit halten sie sich aber ihre Freunde gern etwas vom Leibe, so seinerzeit auch die Eisenbahn. Die schönen, kerngesunden Spitzpappeln am Dorfsende, die dem Dorfbild so vortrefflich anstanden, hat man in der Kriegszeit leider mit Papierseken vertauscht, und die Buschgirlande des Baches wurde des Ofenfutters halber übel zerzaust. Aber ähnlich machte man es ja überall, auch in der Stadt, wo in manchen Gärten Birke und Flieder, Robinie und Magnolie, Rose und Nelke mit all ihrer Poesie der öden Prosa aufgeplusterter Kohlköpfe und wanstiger Radis den Platz räumen mußten. So war's immer: Armut und Schönheit, Not und Kunst haben sich nie gut vertragen. Suppenlogit und Knödelgründe haben von jeher die Menschen tiefer beeinflusst als ästhetische Erwägungen.

Im Weltkrieg fanden 66 Krieger aus der Gesamtgemeinde ein Grab in fremder Erde, wozu noch 7 Vermißte kommen. Vier Familien haben je zwei, Feldschütz Seiker hat drei Söhne verloren.

Um Wege nach Bargau steht ein uralter Kreuzstein.

Der Weg nach Weilerstöffel führt durch reichbewegtes Gelände der Doggerformation. Die Berge und Hügel, Schluchten und Klingen schaffen in reizendem Formen-, Licht- und Farbenspiel liebliche Bilder. Selbst der sonst so plumpmassige Stuisen zeigt hier in terrassenförmigem Aufbau eine gefällige Gestalt. Reet hingestellte Einödhöfe (oberer und unterer Zusenhof) schauen behäbig ins Tal herab. In butterweicher und milchfrommer Stimmung

hielten in der Kriegsnotzeit die städtischen Hamsterer auf solchen Höfen Einkehr. Ueber den Sandsteinbrüchen des Braunjura-Beta kommen Eisenerze vor.

Weilerstoffel,

der nächste Ort am Wege, gehörte einst den Herren von Stoffeln, deren Burg auf der Granegg stand. Der Ort ist wie das folgende Tannweiler hübsch gelegen, aber an Schillers „Heilige Ordnung“ wird man beim Wandern durch beide Weiler wahrlich nicht gemahnt.

Das stillgemüthliche Dörflein, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist, zählt unter die Sterne seiner Ortschronik auch den Schriftsteller und Lehrer Köhler, der nicht etwa deshalb berühmt worden ist, weil er ein Schwein in Ermanglung eines Schweinestalls an ein Kettlein neben seinem Kühlein anband, sondern weil er die lateinische Pädagogik des Mapheus Vegius ins Deutsche übersezte, so daß es bei seinem Wegzug aus dem Nestchen in einem Nachruf hieß:

„Stoffel war's, wo Vegius
Sich neu verjüngt zum Genius.
Doch jetzt heißt's: Fertig Durlesbach,
Glückauf, es geht nach Rindelbach!“

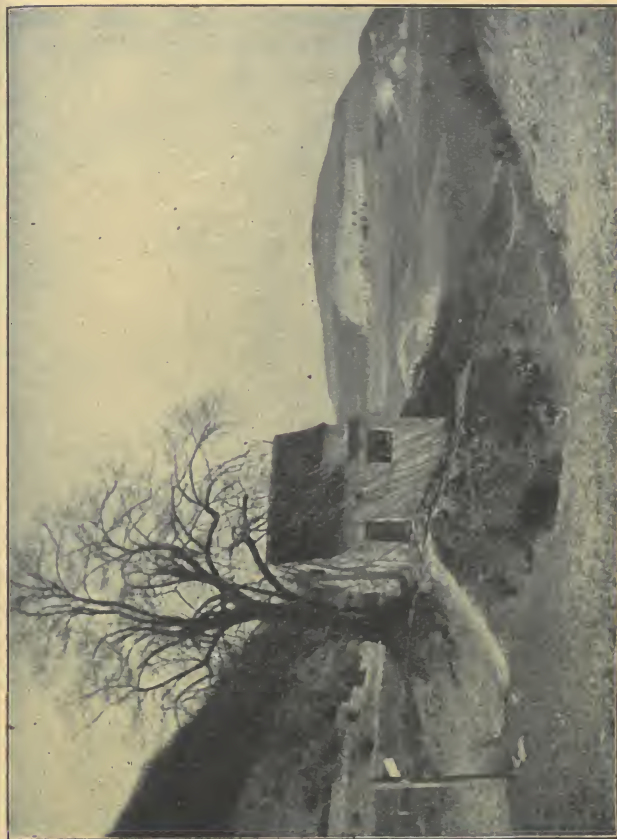
Bei besagtem Schwein wären aber seine magenträftigen Hoffnungen ums Haar eitel Schaum geworden, denn das Borstenvieh kam in gefährliche Utemnot, da mit der Weite seines Halses nicht auch die der Kette gewachsen war.

Hinter Tannweiler steckt im Talgrund der Tannhof, wo die Wiege des riesigen Urschwaben „Tannhans“ stand, der, wie Dr. Hofele erzählt, seinerzeit an der Tannhalde für sechs Mann Holz machte, dabei noch die Heilige Schrift und die Schriften des hl. Bernhard studierte und vom Tannhaldenstein herab den Sündern von Stoffel und Tannweiler Buße predigte. Bei ihm kauften, wie die Ortsbewohner erzählen, die armen Leute ihr Holz, denn er gab ihnen Maß, das dem Riesenmaß seines Leibes angepaßt war.

Auf einem Paßschnitt zwischen dem Kalten Feld und dem Rechbergle steht in einer Höhe von 602 m die

Ketterlestapelle.

Das ist ein Ort so eigenartig, hehr und stimmungsvoll wie kaum ein anderer in weiter Runde. Dem einsamen



Ketterlestapelle. Aus den Blättern des Schraub-Albvereins.

Wanderer, der auf der stillen Höhe neben dem weltfernen Kapellchen steht, ist es, als sei er der Welt des Todes

näher als der des Lebens. Wie schutzsuchend tritt er ein in das niedliche, trauliche Heiligtum, das mit seinen mächtigen Mauern das Gefühl des leiblichen Geborgenseins, mit seiner Weihe und seinem Himmelsfrieden das Empfinden seelischen Schutzes weckt. Zu sehen gibt es ja in der Kapelle, die 1714 erbaut wurde und dem hl. Leonhard geweiht ist, nicht viel. Ein Barockaltärchen mit einigen Figuren darauf und daneben (St. Leonhard, St. Antonius, St. Johannes, St. Georgius; eine Madonna und St. Ottilia) und in der Außenwand ein kleiner Oelberg bilden die ganze Ausstattung, aber der Gesamteindruck im Rahmen der großartigen Landschaft ist überaus hehr und ergreifend. „Dieses volkstümliche Kleinbauwerk weist einen außerordentlich künstlerischen und landschaftlichen Reiz auf,“ so lautet das Urteil des Landeskonservatoriums über die Kapelle. Der Schwäbische Albverein hat solcher längst seine besondere Bewunderung und Liebe zugebracht, und so hat er, als das Erdbeben vom 16. Nov. 1911 die Mauern erschütterte hatte, im Verein mit dem Smünder Bezirksauschuß für Natur- und Heimatschutz durch Beiträge und Sammlungen alsbald für Wiederherstellung des Kapellchens gesorgt.

Neben dem Heiligtum steht, es überschattend und schützend, eine wetterharte, alte Linde. Lange weilt der Wanderer unter ihr, sinnend und träumend die merkwürdige Landschaft betrachtend und die Labung der Einsamkeit genießend. Kein Laut der großen Welt lärmt Frieden in den heiligen Frieden der stillen Höhe. Gen Norden wonnige, lebensvolle Auen, gen Süden das öde, steinige Christental mit seinem harten, schwermütigen Zug. Die Erbauer der Burg Rechberg haben, wie die Sage weiß, dieses abgelegene Bergtal den ersten Christen der Gegend als Siedlungs- und Zufluchtsort angewiesen. Gen Osten recken sich das Kalte Feld, die Granegg und der Kuhberg, gen Süden der Heldenberg, der Messelberg und der Hohenstein, gen Westen das Rechbergle und gen Nordwesten der Schönberg und der Stufen empor, gewaltige Eckfeiler im wunderbaren Höhentempel der Natur. Von

der Granegg und dem Rechbergle schauten einst Ritterburgen trüzig ins Land hinaus.

Diese Burgen und die alte Hochstraße, die über das Kalte Feld nach Degenfeld und Heidenheim führte, mögen einst einen regen Verkehr in die nun so todesstille Gegend gebracht haben. Jetzt kann man lange hier oben weilen, bis man eines Wanderers ansichtig wird. Der Volksglaube hat dafür die einsamen Höhen mit Spukgestalten bevölkert. An einen dieser Berggeister erinnert der Reiter in der Wetterfahne der Kapelle, der den „Holzbrockeler“, den wilden Jäger von Schloß Winzingen, darstellt. Einem seiner ehemaligen Freunde, dem Reiterle von Tannweiler, dem die Kapelle Entstehung und Namen verdankt, erschien einst der ungebärdige Geist als Jäger zu Pferd. Reiterle grüßte, zu Tode erschrocken, höflich: „Guten Abend, Herr Hauptmann,“ worauf das unheimliche Gespenst kreischend rief: „Kannte ich dich nicht so gut, in Zunder und Felsen zerrisse ich dich!“ Manchmal geistert der Unhold mit vier tohlschwarzen Rappen unter Sturmgebraus und Hundegebell über die Wipfel der Bäume hin, besonders in heiligen Zeiten. Mitunter setzt er sich gar einem nächtlichen Wanderer zentnerschwer auf den Rücken, so daß dieser schweißtriefend auf der Höhe ankommt, namentlich wenn er noch einen „Ballen“ zu tragen hat.

Eine Labung für den müden Geist, allein in dem schlichten Kapellchen zu knien, fernab dem Treiben der Welt! Himmelsquellen öffnen sich, und dem Ewigen sich näher fühlend fleht zu ihm die Seele mit dem gottbegeisterten Dichter:

Bei dir quillt der lebend'ge Brunnen,
Der allen Durst für immer stillt,
Der unsre Seele tief erquicket
Und sie mit ew'ger Freud' erfüllt.
O gib mir, Herz, ich fleh' zu dir,
Von deinem Lebenswasser mir!

G. Chr. Dieffenbach.

So wirkt vieles hier oben zusammen, um tiefe Eindrücke im Sinn und Gemüt des Pilgers zu erzeugen. Begreiflich, daß schon mancher Maler am Kapellchen zum

Pinsel gegriffen hat. Wer aber kein Maler ist, trägt das Bild, das er geschaut, im Herzen mit. Ja, jedem bleibt unvergesslich das einsame Kapellchen auf der stillen, schönen Bergeshöhe!

Die Reiterlestapelle liegt am Fuße des

Rechbergles,

auch Schwarzenbergles und Heldenbergles genannt, 642 m hoch. In wenigen Minuten hat man seinen Gipfel erstiegen, der, von Norden gesehen, in seiner Umrißlinie wie eine Miniaturausgabe des Hohenstaufen erscheint. (Viele Karten bezeichnen das Rechbergles fälschlich als Granegg.) Auf zwei Seiten umrandet der Buchenwald den baumfreien Scheitel, auf dem, unterbrochen von Wacholder und wilden Rosensträuchern, eine eigenartige Blumenwelt haust. In die unzähligen Glöckchen des blaßgelben Fingerhuts mischen sich die zarten Sternchen der Schwalbenwurz, die purpurnen Kugeln riesiger Kohlblüsten, die gelben Kerzen des Wollkrauts, die roten Quirle des deutschen Ziest. Dazwischen wuchern üppig die Silberdistel, die nickende Nieswurz und verschiedene Euphorbien. Alles ist hier oben seltsam und absonderlich, auch die Ausschau, in deren Spannweite auch das volle Christental liegt.

Wie der Smünder Chronist Vogt um 1680 berichtet, befand sich auf dem Rechbergles eine große Burg der Herren von Rechberg, welche Kunde Vogt einem „alten, ehrsamem Bauersmann“ aus Stoffel verdankt. Dieser soll als Knabe noch Gräben und Mauern der Burg gesehen haben. Dekan Rink von Donzdorf will noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts Mauerreste vorgefunden haben. Die Smünder Oberamtsbeschreibung von 1870 spricht von unverkennbaren Spuren der Burg. Auch die Beschreibung Württembergs durch das statistische Landesamt vom Jahre 1904 nimmt eine Burg als erwiesen an.

Falls eine Burg den Berg einst krönte, könnte sie nur auf der nördlichen Scheitelfläche, wo des Berges höchste Erhebung rundum freien Ausblick gewährt und auf drei Seiten nahe Steilhänge wirksame Abwehr erleichtern, ge-

standen haben. Hier findet man nun eine ovalförmige, von Haselnußgesträuch überwucherte Grube von 13 und 19 m Durchmesser und 1,20 m Tiefe und einige Schritt entfernt eine flachere Vertiefung von 8 m Durchmesser. Von Ringwall, Graben und anderen Steinen als gewachsenen ist nichts zu entdecken. Die zerstörende Macht der Elemente müßte ein seltenes Meisterwerk geliefert haben, wenn hier eine umfassendere feste Anlage gestanden hätte. Es kann sich wohl höchstens um einen unbewallten Burgstall, einen Turm oder ein Steinhaus gehandelt haben. Die angeführten Gruben mögen auf Keller und Zisternen oder auch auf Schatzgräber zurückzuführen sein. Mit den genannten Gräben aber, die für die Bauern und die Chronisten wohl ausschlaggebend waren bei Annahme einer Burg, hat es eine ganz andere Bewandnis.

Gegen 40 m südlich von genannten Gruben befindet sich nämlich ein mächtiger, ganz in die Felsen gehauener Graben von etwa 6,5 m Tiefe, 2 m Sohlenbreite und 14 m oberer Weite. Er durchschneidet in der Richtung und Fortsetzung des Christentals den ganzen Berggrücken und trennt so die Berggruppe gegen Süden, wo der schützende Steilabfall fehlt, völlig vom Vorland. Den steilen Grabenwänden ist auf der Nordseite ein Wall vorgelagert, der sich dem Ostrand des Berges entlang eine Strecke weit fortsetzt. Gegen 70 m weiter südlich folgt ein Parallelgraben von kleinerer Tiefe, der die leicht zugängliche südliche Bergzunge abtrennt.

Diese Gräben können kein Zubehör einer etwaigen Ritterburg bilden, denn die Befestigungs- und Schutzanlagen einer Höhenburg lagen möglichst nahe beisammen, um sie mit wenig Streitkräften verteidigen zu können. Sie rühren her von einer vorgeschichtlichen Volksburg aus der Zeit von etwa 1100—850 v. Chr. (ältere Hallstattzeit). Nahten überlegene Feinde, so floh die Bevölkerung der Umgegend des Berges auf die schützende Volksburg, wo auch die Viehherden gegen Raub gesichert wurden. Eine solche Fliehburg diente zugleich als Stützpunkt für bewaffnete Auszüge. Auf drei Seiten machten die steilen

Abhänge, die oben durch künstliche Abteufung und durch Verhaue und Dornhecken noch mehr gesichert wurden, die Bergplatte völlig unzugänglich, und so konnte sich die Abwehr auf die schmale Südseite, die durch Gräben und Wall geschützt war, beschränken.

Auf der andern Seite des Paßeinschnitts bei der Reiterleskapelle, von letzterer etwa 100 m entfernt und von dem Weg aufs Kalte Feld, einem uralten Höhenweg, durch eine Klinge getrennt, liegt die

Granegg,

688 m hoch. Haupt und Schulter des Bergleins sind in frisches Waldesgrün gekleidet. Von einer Burg Granegg berichten Vogt und Rint. Sie war die Stammburg der Ritter von Granegg. Diese Familie ist nach Vogt im Büchlein der Smünder Sebastiansbruderschaft (gegründet 1470) verurkundet, wo zu lesen sei: „Sedentet um Gotteswillen der edlen und tugend samen Frau Apollonia von Degenfeld, geborene Ifflinger von Granegg, Witwe.“ Es steht fest, daß noch vor etwa 40 Jahren Reste unterirdischer Gewölbe und Gewölbetreppe vorhanden waren. Noch leben Männer, die als Knaben in solche eingedrungen sind. Der † Lehrer Gauzele von Winzingen hat sie 1850 noch gesehen. Nach seiner Angabe bezeichnen jetzt Mulden die Eingangsstellen zu den unterirdischen Räumen. Wilderer sollen darin manchmal ihre Jagdbeute versteckt haben. Auch heute noch sind Spuren der einstigen Burg deutlich erkennbar. Auf dem höchsten Punkt des Berges, wo zweifellos ein Turm, der Bergfried, stand, befindet sich eine kreisrunde Erhöhung von 5 m Durchmesser, dazwischen eine metertiefe Einsenkung. Nach allen Seiten fällt dieser kegelförmige, künstlich abgeschroffene Gipfel jäh ab. Gegen Osten trennt ihn ein mächtiger Felsengraben von dem leicht zugänglichen gratförmigen Ausläufer des Berges, welcher Graben auch den Nordhang noch teilweise umgürtet. Gegen Westen folgen mehrere Gruben von $\frac{1}{2}$ bis 2 m Tiefe und Spuren eines Grabens. Schatzgräber haben wiederholt die Burgstätte durchwühlt, letztmals vor etwa

hundert Jahren. Der frühere Jäger von Wisgoldingen, ein alter Mann, der an Wahrheitsliebe es ecklich mit jedem Weidmann aufnehmen konnte, wußte genau, wie es dabei zugegangen war. Einige beherzte Männer hatten zur Nachtzeit mittels des Christophelgebets schon eine goldgefüllte Kiste gehoben, auf der aber immer noch ein böser Geist in Gestalt eines Frosches saß. Alles mußte unbeschrien geschehen. Da ging das geweihte Wachs aus, und drum schickte man schnell nach Tannweiler. Voll Jubel über die winkenden Millionen sprangen die Weiber mit Wachsstöcken herbei, aber bei ihrem Geschrei fiel die Kiste donnernd in einen bodenlosen Abgrund, was auch ein Schäfer im Christental hörte, der an Zuverlässigkeit dem Jäger durchaus ebenbürtig war. Da sieht man wieder, wohin es führt, wenn Weiber den Mund nicht halten können, was freilich der alte Jäger kürzer und kräftiger auszudrücken verstand. (Weitere Sagen im kommenden III. Band des Heimatbuchs.)

Nun hinauf aufs Kalte Feld (781 m). Der Pfad zieht sich steil hinauf am unwirtlichen Hang. Die Silberdistel in stachlichem Geschmeide, die Haubechel in sanfterer Blütenfülle, der blaßgelbe Fingerhut und die weißsternige Schwalbenwurz setzen lieblichen Schmuck zwischen den düstern Trauerpuß der Wacholderstöcke.

Wir sind auf dem Gipfel, dem höchsten Punkt des Oberamtsbezirks, angelangt. Welch eigentümliche Landschaft! Welch sonderbare Vegetationsformen! Es ist, als ob man plötzlich weit nach Norden versetzt worden wäre. Haselstauden, Hagebuchen, Lärchen und Wacholderbüsche umkränzen und durchsetzen die Hochfläche, und das Heidekraut schlingt um die bleichen Felsen, die überall die Köpfe zum Boden herausstrecken, purpurne Bänder, die da und dort in breite Streifen übergehen. Manch seltene Alpenpflanze fristet hier ihr Dasein. Die wetterharte Tanne dort hat nun der Blitz zerspellt. Auf dem kohligen Humus, dem Fleinsboden, gedeihen, wie einige Ueder bekunden, trotz der hohen Lage noch verschiedene Getreidearten. Ein laufender Brunnen, dem ein hydraulischer Widder das

Wasser zutreibt, erquickt den durstigen Wandrer. An der Süd- und Südostseite des Bergrückens findet man riesige Wälle, die vielleicht von einer vorgeschichtlichen Wallburg stammen. An mehreren Stellen, so auf der Albvereinschuhhütte und beim großen und kleinen Tannhaldenstein, hat man herrliche Ausblicke.

Noch vor einigen Jahrzehnten war das Kalte Feld ein gemiedener Ort, jetzt wird es zu jeder Jahreszeit von vielen Ausflüglern besucht, besonders auch von solchen aus der Landeshauptstadt. Im Winter finden sich oft Hunderte von Schneeschuhfahrern ein. Dieser rege Besuch hat zur Erbauung mehrerer Schuhhütten geführt (Albvereinschuhhütte, Donzdorfer Nordblickhütte, Göppinger Tannhütte, Stuttgarter Steinbühlhütte und Göppinger Hüttenvereinsheim). Einige derselben sind nach Lage, Ausstattung und Umgebung wirklich reizende, heimelige und behagliche Erholungsorte.

Der Heimweg führt uns in prächtiger Randwanderung durch ein seltsames Gelände auf die Nordwestkante des Hornbergs (690 m), wo beim Luginsland sich wiederum eine herrliche Aussicht bietet. In einer starken halben Stunde kann man von hier aus Waldstetten wieder erreichen.

19. Auf den Bernhardsberg.

Wir wählen den Weg über Unterbettringen. Die dortige Wallfahrtskapelle zur hl. Ottilie, uralt und reizend gelegen, schon 1358 unter dem Namen „Holzkirche“ (= Waldkirche) genannt, war einst die Pfarrkirche von Ober- und Unterbettringen. Der Kaplan zum hl. Sebald in Smünd war zugleich Pfarrer an der Ottilientirche.

Die hl. Ottilie, die Tochter eines Herzogs im Elsaß, war blind geboren, wurde aber sehend, als ihr im Alter von 12 Jahren Bischof Erhard von Regensburg die Taufe erteilte. Verwundert und freudig schaute das glückliche Mädchen dem milde lächelnden Bischof ins Gesicht, der

Gott lobpreisend zu ihr sprach: „So, meine Tochter, mögest du mich einst ansehen im Himmel droben.“ Von da an war ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes und den Werten heiliger Nächstenliebe geweiht. Sie starb am 13. Dezember 720 als Aebtissin des von ihr gegründeten Klosters Hohenburg. Viele Kranke, Blinde und Bresthafte fanden an ihrem Grabe Heilung. Das Elsaß verehrt die Heilige, die auf Bildern zwei Augen und ein Buch trägt, als seine Patronin.

Der sehr alte massige Turm des traulichen Kirchleins war ursprünglich wohl erheblich höher. Er enthält den hübschen, mit kräftigem Rippentreuzgewölbe versehenen Chor. Die Umfassungsmauern des Erdgeschosses des Turms gehen wohl in romanische Zeit zurück, der Einbau ist aber gotisch. Das Schiff ist 1757 erbaut und in neuerer Zeit in romanischem Stil umgebaut worden. Es enthält einige spätgotische Altarstatuetten: die Mutter Gottes, die hl. Barbara, die hl. Katharina und den hl. Leonhard. Hinter den starken Friedhofsmauern suchten ehemals die Ortsbewohner, wie einst in Döffingen, Schutz bei feindlichen Ueberfällen.

Ueber den Lindenhof (seit 1915 Eigentum der Stadtgemeinde Stuttgart), dessen Kapelle dem hl. Felix von Cantalicio geweiht ist, wandern wir dem kath. Pfarrdorf

Weiler in den Bergen

zu. Scheuelberg, Himmelreich, Bargauer Horn, Falkenberg, Bernhardsberg und Hornberg bilden den weitem, waldbige Hügel den engern Rahmen des gartenreichen, anmutigen Beckens, in das der Ort mit seinen malerischen Gruppenbildchen gar reizend eingebettet ist. Wenige Dörfer der Gegend haben eine so hübsche und heimelige Lage.

Das altertümliche Dorfkirchlein zum hl. Michael, auf einem Hügel hinter Friedhofsmauern gelegen, ist trefflich der bergumwallten Landschaft angepaßt. Es stammt noch aus romanischer Bauzeit und ist (ungefähr um 1100 erbaut) die Doppelgängerin der Kirche von Degensfeld. Es ist einschiffig mit Turm gegen Osten. Im Untergeschoß

des letzteren erhebt sich über 4 Säulen ein Kreuzgewölbe, den Chorraum überdeckend. Die Kirche ist ein Quaderbau von fester Technik. Das im 18. Jahrhundert verlängerte Schiff hat gegen Süden eine schöne romanische Pforte. Im Triumphbogen hängt ein wertvolles altgotisches Kreuzifix. Altäre im Zopfstil. Kenner der Kunst und der Kunstgeschichte schwärmen für das altherrwürdige, nach Laienbegriffen ziemlich unscheinbare Kirchlein. Die Pfarrei Weiler wurde 1420 von Papst Martin V. dem Spital in Smünd einverleibt.

Am westlichen Ende des Dorfes, das früher der Reichsstadt Smünd, ursprünglich zur Hälfte den Herren von Rechberg untertänig war, stand eine Rechbergische Burg, von der noch unterirdische Gewölbe vorhanden sein sollen. Das Kiegersche Haus soll ein Teil des Schlosses sein.

Auf einem eine Viertelstunde nördlich vom Dorf gelegenen Hügel, an dessen Fuß der Siengerhof liegt, stand die Burg Stubenberg, deren Ringgraben noch sichtbar ist. Eine weitere Burg, von der noch tiefe Gräben vorhanden sind, lag an der Burghalde oberhalb der Steinbacherhöfe. Da auch das nahe Herdtlinsweiler mit einem Schloß bedacht war, so war das liebliche, fruchtbare Tälchen wahrlich einst überreich mit adeligen Herren gesegnet.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg ließen sich mehrere Tiroler im Dorfe nieder, deren Gemütlichkeit noch jetzt in den Ortsbewohnern fortzuleben scheint. Einen wichtigen Nebenerwerb bot früher vielen Ortsbewohnern die Leinweberei. Petrefaktensammlern bieten die berühmten Doggerfundplätze der Markung reiche Ausbeute.

Der Weltkrieg forderte aus der Gemeinde 23 Todesopfer, 5 Kriegsteilnehmer sind vermißt. Eine Todesanzeige aus dem Dorfe, ein vielsagendes Schattenbild aus dem Leidensbuch des großen Kriegs, soll den kommenden Geschlechtern überliefert werden. Sie erschien im März 1917 in der Rems-Zeitung. Aus ihr war folgendes zu ersehen: Von den 10 eingerückten Söhnen des Landwirts Georg Mangold waren zwei gefallen, einer wurde vermißt, zwei waren schwer verwundet worden, ein weiterer

Sohn befand sich im Lazarett, ein anderer in einer Irrenanstalt, zwei standen im Feld und einer war in Garnison. Eine Viertelstunde vom Dorf entfernt liegt

Herdtlinsweiler,

wo einst die Burg eines ritterlichen Geschlechts stand, das schon 1367 verurkundet ist und nach dem Wappen ein Zweig der Herren von Waldhausen war. Der Weiler ist durch sein schönes Obst rühmlich bekannt.

In einer Stunde erreicht man von Weiler aus den

Bernhardsberg (775 m).

Auf wenigen Bergen des Schwabenlandes hat man eine so großartige Fernsicht wie hier. Prächtige Buchenwälder bedecken den Rücken des Berges. Den Geologen werden auch die vielen Malm-Steinbrüche und besonders das Felsen- und Dolomitedelta Beachtung abgewinnen. Die Platten zeigen: Amm. trifurcatus, divius und Balderus. „Das normale Plattendelta findet hier, wie im ganzen Lande nirgends mehr, seine normalste Ausbildung in Massenplatten.“ (Binder.)

Ehedem stand auf der weltabgeschiedenen Höhe des Berges (Spitzkopf genannt) eine kleine Einsiedelei und dabei eine Kapelle mit einer kleinen Statue des hl. Bernhard. Die Kapelle wird 1696 urkundlich erwähnt. Der hl. Bernhard († 20. Aug. 1153) war der gewaltigste Geistesmann seiner Zeit. Durch Wort, Schrift und Tat griff er mächtig in das kirchliche und staatliche Leben ein. Wie ein Engel durchwanderte er die Länder, entzündete überall in den Herzen die Liebe zu Christus und stiftete Frieden, wo Haß und Kampf entzweiten. Päpste und Bischöfe, Kaiser- und Fürsten, unzählige heilsbegierige Seelen aus allen Ständen haben aus seinen Schriften Weisheit und Erbauung geschöpft; auch Luther, Calvin, Neander, Bucer und andere Reformatoren neigten sich bewundernd vor Bernhards Geist. Der Zisterzienserorden verehrt in ihm seinen Stifter.

Graf Gaudentius von Rechberg ließ 1730—1733 auf dem Berg eine Kirche erbauen. Sie war etwa 30 m

lang und im Turm 27 m hoch (Abbildung in Erh. Bilderchronik). Der Einweihung, die durch den Weihbischof von Konstanz in hochfeierlicher Weise erfolgte, wohnten viele hohe Standespersonen, die Geistlichkeit der ganzen Umgegend und eine riesige Menge Volkes bei. Auch ein Benefiziathaus, ein Mesnerhaus und ein Wirtschaftsgebäude wurden erstellt. Tausende pilgerten jedjährlich zur ehrwürdigen Gnadenstätte auf dem Berge. Gestärkt und getröstet zogen sie von dannen. Als aber ums Jahr 1800 eine falsche „Aufklärung“ weite Kreise ergriffen hatte, da wurde außer vielen andern Wallfahrtskirchen auch die Bernharduskirche abgebrochen (1806), und das trotz der inständigen Bitten vieler umliegenden Gemeinden. Das Bild des hl. Bernhard wurde in die Kirche auf dem Rechberg verbracht. Auch die andern Gebäulichkeiten wurden dem Erdboden gleichgemacht, ausgenommen das Mesnerhaus, das als Jägerwohnung benützt und erst später, als es haufällig geworden, abgetragen wurde. Einige Mauertrümmer und Zisternengruben und eine Nepomuktatue sind alles, was zerstörende Hände von dem übrig ließen, was der fromme Sinn der Vorfahren geschaffen hatte. Uralte, riesige Buchen sind noch die einzigen lebenden Zeugen für die Geschehnisse in früherer Zeit. Auf genannter Statue ist zu lesen: „Ich Bero Ernst Freiherr zu Rechberg und Kellmünz“, und „Dies ist der Ort, allwo der hl. Vater Bernardus nach seinem Verbott zu Clarenthal anno 1727 sich wieder das erstemal hat wundertätig gezeigt und ihm zu Ehren das folgende Jahr 1728 den 20. August die erste hl. Messe soleniter gehalten worden“. Unter dem „Ort“ ist die ursprüngliche Kapelle zu verstehen.

Auch nach der gewaltsamen Aufhebung der Wallfahrt pilgerte das gläubige Volk der Umgegend vertrauensvoll zur einstigen Gnadenstätte. 1880 ließ die gräfl. Familie von Rechberg in einem besondern Familienanliegen auf dem Berge, an der Stelle des Chores der ehemaligen Wallfahrtskirche, eine Kapelle errichten, die am 8. Juli 1880 eingeweiht wurde. Seitdem mehrt sich stetig die

Zahl der Wallfahrer. Am 20. August, dem Todestag des hl. Bernhard, wird jedjährlich in der Kapelle ein feierlicher Gottesdienst und im Freien, unter dem grünen Laubgewölbe, eine Predigt gehalten. In Scharen finden sich dazu aus weiter Runde die Gläubigen ein. Besonders stark war der Besuch in den Jahren des Weltkriegs. Fast jeder der damaligen Wallfahrer hatte Angehörige im Felde stehen, und die meisten hatten Gefallene zu beklagen. Mit wieviel Bitten und Tränen wurde da auf dieser Höhe der Himmel bestürmt!

Der Rückweg nach Smünd kann über den 3 km entfernten Hornberg und Waldstetten genommen werden. Empfehlenswert ist auch der Heimweg über das Kalte Feld und Waldstetten, der etwa 2 $\frac{1}{2}$ Stunden beansprucht. Er verlängert sich um etwa eine halbe Stunde, wenn man dabei über

Degenfeld

geht. Das größtenteils katholische, recht wohlhabende Dörfchen liegt, von Albbergen umrandet, prächtig im Lautertal. Die gleichnamige Burg, auf der die Ahnen eines heute noch blühenden Geschlechts saßen, stand auf einem Vorberg des Kuhbergs. Die letzten Mauern wurden 1811 abgebrochen, und nur noch ein Graben zeugt von der alten Ritterfeste. Auch im Dorf stand ehemals ein Degenfeldsches Gebäude. Die Herren v. Degenfeld verkauften das Schloß und ihren Dorfanteil 1597 an Württemberg. Die Hälfte des Dorfes gehörte den Herren von Rechberg, woher es kommt, daß der Ort paritätisch ist. Die romanische Kirche, eine Schwester des Kirchleins in Weiler, liegt malerisch auf der höchsten Stelle des Dörfleins. Sie wurde in neuerer Zeit restauriert. Beim Turm stammt nur das Erdgeschos noch aus romanischer Zeit. Das Schiff hat außer spätgotischen Fenstern noch 2 Rundbogenfensterchen. Beachtung verdienen auch ein altes Kreuzifix und eine hochgotische Sakramentsnische. Schon 1275 war Degenfeld eine selbständige Pfarrei. Mit Erbauung einer kath. Kapelle wurde 1924 begonnen. An der Burghalce wurden römische Münzen gefunden.

Im Weltkrieg fielen 9 Angehörige des Ortes; einer wird vermißt.

20. Auf den Rosenstein.

Wer das Schwabenland kennen will, muß auch auf dem Rosenstein gewesen sein. Er ist eine Perle im Kranze der heimatischen Berge. Was ein Berg Schönes und Merkwürdiges bieten kann, ist hier zu finden: mächtige Felsgebilde, Höhlen, Burgtrümmer, Ringwälle, seltene Tiere, Pflanzen und Gesteine und eine prächtige Fernsicht. Dichtung und Sage erhöhen noch die Reize dieser erhabenen Felseninsel.

Vorbei am Zeißelberg. Hier stand einst eine Burg, so erzählt die Sage, aber nicht die Geschichte. Hat man das Hochreservoir, neben dem die 1911 aus Unlaß der Silbernen Hochzeit des Königspaares gepflanzte Königslinde steht, hinter sich, so liegt rechts von der Straße der Flurteil Har dt, dessen Name auf einen ehemaligen Wald hinweist, links der Galgenberg mit dem „Galgenschlöfle“. Rechts von der Straße stand nach einer Flurkarte von 1572 ehemals der Smünder Galgen. Die Gewalt, über das Leben zu richten, der Blutbann, soll der Stadt von Kaiser Sigismund 1433 verliehen worden sein. Einmal soll ein Stadtrichter, Hans Anton Mar von Rauber, den eigenen Bruder, ohne ihn zu kennen, dem Galgen überliefert haben. Und das ging, wie alte Nachrichten erzählen, also zu: Des Stadtrichters Bruder, eine stolze, ungebändigte Rittersnatur, verließ nach manchen Abenteuern die Reichsstadt, nachdem er zuvor geschworen hatte, Frieden halten zu wollen „treulich und ohne Gefährde“. 24 Jahre später brachte man vor das Gericht zu Smünd einen Räuber, einen starken Mann mit bleichen Haaren, den man im Schurwald nach hartem Kampf überwältigt hatte. Er verweigerte dem Stadtrichter jegliche Auskunft über Namen, Stand und Herkunft. Am 6. des Ernte-

monats im Jahre des Heils 1399 wurde dem Missetäter auf dem Marktplatz die rechte Hand abgehauen, und dann wurde er, da sein Leben peinrechtlich verwirkt war, „an den Schneller ob dem Kößlein“ gehentt. Als der Henker dem Toten die Kleider abnahm, machte er eine auffallende Entdeckung. Auf dem rechten Arm des Toten war dessen Name rot eingekätzt. So erfuhr man, daß der Hingerichtete der verschollene Bruder des Stadtrichters war. Das Entsetzen darüber, den eigenen Bruder dem Galgen überliefert zu haben, brach dem Stadtrichter das Herz. Mit ihm erlosch die Familie der Kofwager oder Rauber. In der Dominikanerkirche war noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein Grabdenkmal zu sehen, dessen Inschrift, verfaßt von Mönch Xaver Hamerstädter, das tragische Geschick und Ende des Stadtrichters der Nachwelt überlieferte. Da hieß es unter anderem:

„Ihm war die Schickung zubestimmt,
Dem Bruder abzukünden
Das Leben, das peinrecht verwirkt
Er hat mit Raubesünden.
Darob grämte der Gselmann
Sich also ab hinieden,
Daß er nach dem in einem Jahr
Sein Haupt geneigt zum Frieden“.

Weiter oben liegt neben der Straße eine hübsche Lourdesgrotte, erstellt von der Familie Stegmaier. Die einst so stolze Pappelallee der Straße, die der Landschaft vortrefflich anstand, ist allmählich recht lückig geworden. Auf der Höhe folgt die Straße, prächtige Ausblicke nach allen Seiten bietend, der Wasserscheide zwischen Remstal und Bettringer Bach. Es folgt das katholische Pfarrdorf

Oberbettringen,

1307 Batringen genannt (wohl von Bathari = Schlachtenkämpfer abgeleitet). Es besitzt eine hübsche Kirche, die 1813 erbaut und 1913 erweitert wurde. Der eigenartige Tabernakel in Kofoko, aus der Dominikanerkirche zu Smünd stammend, zeigt eine feine Intarsienarbeit. Beachtung verdienen auch ein Gemälde mit den 14 heiligen Nothelfern (1675), einige gotische Schnitzbilder und ein

Kelch von 1674. Auf dem Kirchplatz befindet sich eine romanische Säule aus einem alten Fenster der Ottilienkirche, gekrönt mit einer Statue des hl. Bonifatius. Die jetzige Kirche ist die vierte. Die ersten zwei Kirchen standen unterhalb des Pfarrhauses, wo auch der alte Friedhof war. Die uralte, hochgotische Nikolaustapelle wurde 1914 leider abgebrochen. Oberbettringen besaß einst ein adeliges Geschlecht, das den „Bettringer Turm“ bewohnte. 1307 verkaufte Konrad von Batringen seine dortigen Güter an das Kloster Gotteszell. Später wurde genannter Turm Sitz des Smünder Amtsvogts. 1813 wurde er wegen des Kirchenbaus abgebrochen. Als 1913 die neue Kirche erstellt wurde, fand man bei den Grabarbeiten von ihm noch Grundmauern und Verliese. Vom südlichen Teil des Kirchplatzes aus hat man ein prächtiges Landschaftsbild vor sich.

Auf dem Flurteil und einstigen Allmandplatz Gügling, wo früher alte Schanzen sich befanden, und beim Lindenhof wurden keltische Goldmünzen, sog. Regenbogenschüsselchen, gefunden. Paulus hält das Werk auf dem Gügling für ein römisches Lager. Vor etwa hundert Jahren wurde auf Anordnung der Regierung der Gügling aufgeteilt, was in der Bürgerschaft zu viel Zwietracht und Hader führte. Schließlich erhielt jeder Bauer, Söldner und Häusler $1\frac{3}{4}$ Morgen zugewiesen. Bei Nacht hapert es noch heute auf dem Gügling. Da erscheint der Güglinggeist, der allerhand Spuk treibt und schon manchen Wanderer irregeführt hat. Noch mehr gefürchtet ist der Schimmelreiter, der ohne Kopf auf schäumendem Pferde über die Fluren faust. Unten im Tale wandelt bei Mondschein mit klagenden Gebärden die „Kränzlesjungfer“.

Die Opfer des Weltkriegs beziffern sich für die Gesamtgemeinde auf 42 Gefallene und 4 Vermißte.

Von Oberbettringen aus erreicht man in einer starken halben Stunde nach hübscher Wanderung das Pfarrdorf

Bargau,

an den Vorterrassen des Scheuelbergs und im Efelbrunnenthal freundlich und behäbig gelegen. Die Bargauer

sind friedliche und gemütlche, vielfach wohlbegüterte Leute. Viele Mädchen- und Frauenhände sind in Hausindustrie für Heubacher Korsettfabriken beschäftigt. Die hübsche neue Kirche, 1911 nach dem Bauplan von dem † Stadtpfarrer Anton Harisch von Bopfingen erstellt, bildet eine Zierde und den beherrschenden Mittelpunkt des anmutigen Dorfbildes. Daneben steht das stattliche neue Schulgebäude. Die ursprüngliche Dorfkirche soll, wie die Heiligkreuzkirche in Smünd, ein Freiort für Totschläger gewesen sein. Eine weitere Freistätte, und zwar für Flüchtlinge und Missetäter aller Art, soll sich in der Wirtschaft zum „Adler“, in der Ecke des jetzigen „Herrgottswinkels“, befunden haben. Die Geschichte weiß allerdings hiervon nichts zu berichten, um so mehr aber die Sage.

Als einst der Kaiser — seinen Namen kennt man nicht mehr — bei dem Ritter von Rosenstein auf Besuch weilte, fügte es sich, daß er, von einem Edelknaben begleitet, nach Bargau kam. Alldieweil der hohe Herr von der Jagd, deren er in den Wäldern des Scheuelbergs zuvor obgelegen war, einen grausamen Durst und mächtigen Appetit mitbrachte, so ritt er fürbaß dem Wirtshaus zum Adler zu, unter dessen Haustüre eben der wohlbeleibte Wirt in Zwilchkittel und Zipfelmütze stand. Dieser erkannte den Kaiser nicht, da solcher keine Abzeichen seiner hohen Würde trug. Als er aber von dem Edelknaben erfahren hatte, wer der fremde Gast wäre, da warf er sich tapfer in seinen schönsten Leibrock und erwies dem Kaiser, der indes in der schwarz getäferten Wirtsstube Platz genommen hatte, alle Ehre und Reverenz. Er reichte ihm seine feinsten Weine, gewachsen in den besten Bargauer und Heubacher Lagen, als Tabetrunck dar, derohalben sich Seine Majestät dann sehr vergnüglich zeigte. Diweil hatte des Wirtes Weib einen Imbiß für den Kaiser bereitet, das Beste, was eine Bürgerstüchle damals zu liefern wußte, Pfauenbraten und mit Früchten gefüllte Semmeln. Der Wirt deckte dazu den Tisch, und da er es bei einem so hohen Gast mit der Reinlichkeit besonders genau nehmen wollte, so putzte er jeden Teller, ehe er solchen auf den

Tisch vor den Kaiser hinstellte, nochmals ab, aber nicht mit einem Stück Linnen oder Tuch, sondern an seiner Hose, und zwar an dem Körperteil seiner Rehrseite, der da anfängt, wo der Rücken seinen anständigen Namen verliert. Ebenso verfuhr er mit Löffel, Gabel und Messer. Der Kaiser war über diese Art der Bedienung nicht wenig verblüfft, doch faßte er die Sache von der heiteren Seite auf, sintemal der Wirt sich ja als ein so dienstbeflissener und gutwilliger Untertan erwiesen hatte. Er lachte herzhast über das Gebaren des Wirtes, und nachdem er gespeist und noch einen Becher Bargauer Weins getrunken hatte, beschloß er in fröhlicher Stimmung, dem Körperteil des Wirtes, mit dem sich solcher um die Bedienung der Majestät so absonderlich bemüht hatte, einen besonderen Hulderweis zu gewähren. Und derothalber bestimmte er, daß hinfüro, und zwar für ewige Zeiten, der Sitzplatz des Wirtes, der sich im Herrgottswinkel befand, ein Freiplatz sein solle für jeden, der sich darauf niederlassen werde. Also geschehen zu Bargau und nachhero verurkundet und besiegelt in des Kaisers Hofkanzlei.

Bargau war bis 1193 hohenlohisch und dann rechenbergisch; kirchlich war es bis 1476 ein Filial von Heubach. 1554 ging das Dorf samt dem Mönchshof und weiteren Höfen um 32000 Gulden an die Reichsstadt Smünd über, mit der es 1802 zu Württemberg kam. Dasselbe Schicksal teilte die Burg auf dem Schloßberg, die erst 1817 abgebrochen wurde. Grundmauerreste, der Burggraben und ein Nebengebäude sind noch vorhanden. In einer Scheuer ist ein sehr altes Christusbild in die Außenwand eingemauert, das vielleicht noch von der Burgkapelle herrührt. (Ein Bild der Burg befindet sich in der Erh. Bilder-Chron.). Vom Schloßberg und vom Birkenhof (= Burghof) aus genießt man eine hübsche Aussicht.

Am westlichen Ende des Schloßbergs sind noch deutliche Spuren eines alten Burgstalls oder einer vorgeschichtlichen Wallburg zu finden, nämlich eine burstelartige, größtenteils schon abgebrochene Erhöhung, die durch einen 24 Schritt breiten und tiefen Graben von der Hochebene

getrennt ist. In der Sohle des Grabens befand sich eine noch erkennbare Zisterne. Auch Wall- und Mauerreste und Bautrümmer sind noch vorhanden. Auf dem Burggrund des Burgstalls soll später eine Kapelle gestanden sein.

Im 30jährigen Krieg wurden Kirche und Pfarrhaus des Dorfes niedergebrannt. Im Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) nahm das Reichsheer zwischen Bargau und Iggingen eine verschanzte Stellung ein.

Im Weltkrieg fielen 41 Gemeindeangehörige. Mesner Andreas Hieber verlor in einer Woche 3 Söhne. Das Kriegerdenkmal auf dem Friedhof, ein Meisterwerk von Baurat Peter und Bildhauer Deibele, verewigt die Namen der Gefallenen.

Der Weg nach Heubach führt über

Buch,

ein durch seine stattlichen Bauernhäuser mit recht geordneten, reinlichen Hofplätzen sehr ansprechender Weiler. Die spätgotische Kapelle (1519) besitzt einen sehenswerten Flügelaltar der Frührenaissance. Die Umgebung des Weilers bietet schöne Ausrisse in Braunjura-Alpha.

Das trauliche Landstädtchen

Heubach,

468 m hoch gelegen, schmiegt sich reizend an den Fuß des Rosensteins, des Hochbergs und des Scheuelbergs an. Der Rosenstein — aufsteigend aus Gartenhainen und Wiesengründen, die beblümete Trift um die Lenden, den Waldmantel um die Schultern, das graue Felsenhaupt mit den malerischen Resten einer kühn angelegten, abenteuerlichen Burg bekrönt — bietet von hier aus ein großartiges, fesselndes Bild. Schon mancher Sänger (Uhland, Knapp u. a.) griff in die Saiten beim Anblick dieses herrlichen Berges. Das Städtchen, das gegen 2000 Einwohner zählt, macht mit seinen sauberen Häuschen und Häusern, die mitunter noch altertümliches Gepräge zeigen, den verschiedenen Fabrikgebäuden, den hübschen Villen und stattlichen öffentlichen Gebäuden, den reinlichen Plätzen und Wegen und schmucken Gärten den Eindruck einer

wohlbestellten, emporblühenden Gemeinde. Den vornehmen, weisevollen Mittelpunkt des Stadtbildes bildet die kath.

Heubach mit Ruine Rosenstein.



Pfarrkirche, erbaut 1912 von Architekt Cades. Der Rohbau des einheitlichen, stilreinen Gotteshauses kam auf

116 000 Mark zu stehen. 1905 wurde ein kath. Expositurvikariat, 1912 eine kath. Stadtpfarrei errichtet. Die evang. Kirche zum hl. Ulrich gehört in ihren ältesten Teilen dem 12. Jahrhundert an. Das Langhaus ist aus Buckelquadern erstellt. Der Chor besitzt ein schönes Sterngewölbe und frühgotische Maßwerkfenster. Die Kirche enthält auch ein Oelgemälde von dem Smünder Maler Melchior Würth aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Der Turm mit fast 2 m dicken Mauern weist im dritten Geschos frühgotische Fenster auf. Baukundlich beachtenswert ist auch die Sakristei, wohl eine ehemalige Kapelle, im Uebergangsstil gehalten. Ein Teil der wehrhaften, massigen Kirchhofsmauer ist noch erhalten. 1898 bis 1899 wurde die Kirche erneuert und erweitert. Am Eingang zum Kirchhof steht ein gotischer Torturm mit der Jahreszahl 1473. Das Rathaus ist im Unterstock sehr alt. 1581 erhielt es einen Fachwerkoberbau; vor mehreren Jahren erfolgte ein Umbau des Gebäudes. Die gemalten Fenster des Treppenhauses sind mit den Wappen Württembergs, Smünds und Heubachs geschmückt. Sehenswert ist auch der altertümliche, prächtige Sitzungssaal. Die kleine Altertümersammlung, die unter anderem einen Gerichtstisch mit Richtschwert, alte Urkunden und Siegel und Funde von der Ruine Rosenstein enthält, wurde 1920 vom Rathaus ins Volksschulhaus verlegt. Auch Sanitätsrat Dr. Keller, der verdiente Rosensteinforscher, besitzt eine beachtenswerte Sammlung von Altertümern. Das ehemalige Schloß, unweit des Rathauses gelegen, 1524 umgebaut, jetzt ein bürgerliches Wohnhaus, hat einen alten Holzeinbau. Viel Prunk scheinen die Herren von Heubach, die schon 1292 urkundlich genannt sind, und ihre Nachfolger, die Herren von Wöllwarth, nach dem Aussehen des Schlosses zu schließen, nicht entfaltet zu haben. Uebrigens waren die Fenster einst weit höher, und ein Turm gab dem Ganzen einigermaßen ein adeliges Gepräge. Im Innern ist noch manches erhalten, was an die besten Tage des Hauses erinnert: stattliche Treppengeländer, Gänge mit Steinfliesen, eine geschnitzte Säule, verschiedene Malereien u. a.

Das Städtchen steht zweifellos auf uraltem Kulturgebiet; denn einzelne Rosensteinhöhlen waren ja schon lange Zeiträume vor Christi Geburt bewohnt. Zur Römerzeit hat vielleicht schon eine Siedlung bestanden, da bei Grabarbeiten eine römische Münze gefunden wurde.

Nach der Ueberlieferung lag Heubach ursprünglich auf dem Hochberg, wo Crusius noch Mauern, Keller und Graben gesehen haben will. Als Zubehör der Burg Rosenstein war der Ort zuerst im Besitz der weitbegüterten Pfalzgrafen von Dillingen, um dann 1191 an die Haden von Wöllstein, die sich später „von Rosenstein“ nannten, überzugehen. 1283 wird ein Henricus miles de Rosenstein in Lüzingen belehnt. 1298 macht ein Hacin „dominia de Ros.“ dem Kloster Adelberg eine Schenkung. Eine Margarete von Rosenstein war 1330 Klosterfrau in Gotteszell. Auch die Lauterburg und Hoheneck bei Ludwigsburg waren im Besitz der Haden. Von den Haden von Wöllstein ging die Burg Rosenstein samt Heubach an die Grafen von Vettingen, dann an die Grafen von Württemberg, hierauf an die Herren von Wöllwarth und 1579 für immer an Württemberg über. Die Nachkommen der Haden von Rosenstein, die Haden von Hoheneck, lebten zuletzt in mehreren Generationen in Gmünd, wo noch vor einigen Jahrzehnten ein Grabmal eines Kaspar Had von Hoheneck, † 1501, zu sehen war. 1488 war ein Ulrich Had von Hoheneck Bürgermeister der Reichsstadt. Die Wöllwarth verlegten 1524 ihren Wohnsitz von der alten, wohl haufälligen Feste Rosenstein nach Schloß Heubach. Im 30jährigen Krieg sank die Zahl der Bürger Heubachs von 172 auf 10. Weil das Städtchen lange Zeit so klein war, mußte es früher manchen Spott erdulden. So sagte man, die Wölfe hätten den Schultheißen auf dem Markt gefressen, und die Stadtmauer sei so hoch gewesen, daß oft Bürger darüber gefallen und so zu Schaden gekommen wären. Im Weltkrieg fielen aus der Gesamtgemeinde 60 Ausmarschierte, wozu noch 10 Vermißte kommen.

In der Erzklänge, unweit der Stadt gelegen, wurde früher Eisenerz gewonnen. Herzog Friedrich ließ hier

1599 auf Silber graben. — Bei den Vorzügen Heubachs sei etwas nicht übergangen: die auffallend geringe Säuglingssterblichkeit. Solche betrug 1911 bis 1915 nur 7,3%.

Nun auf den

Rosenstein.

Es empfiehlt sich folgender Weg: Uleenweg, Kreuzsattel, Ringwälle 20 Min., Finsterloch 14, Hohfels 10, Große Scheuer und Haus 6, Randwanderung, Waldwiese 25, Sophienruhe, Dreieingangshöhle 8, Plictsburghöhle 10, Bärenfelsen 9, Ruine, Kleine Scheuer, Heubach 20 Min. (Abstieg nach Lautern, sehr hübsch, 20 Min.) Für Freunde der Geologie sei voraus bemerkt, daß der Fuß des Berges im untern Weißjura liegt, daß der Wald Gamma bedeckt und die Felsentuppe des Berges aus Felsendelta besteht.

Beim Aufstieg beanspruchen unsere Aufmerksamkeit außer den landschaftlichen Reizen besonders die Ringwälle. Diese Befestigungen, aus vorchristlicher Zeit stammend, schützten die leicht zugängliche Südostseite des Berges und gestalteten im Verein mit dem natürlichen Schutz der hohen und schroffen Felswände den Berg zu einer unbezwingbaren Volksburg oder Fliehburg, auf die in Kriegszeiten die Bewohner der weiten Umgebung mit Hab und Gut sich flüchteten. Der Wall ist 325 m lang, bis 2,5 m hoch und bis 12 m breit. Streckenweise war er beiderseits durch eine 2 m dicke und wohl 4 m hohe Mauer verstärkt, die später wohl von dem Erbauer der Burg Rosenstein als Steinbruch benützt wurde. Vor ihm war ein Rundengang und ein breiter Graben, teilweise ein Doppelgraben. Eine Strecke weit ist unmittelbar hinter diesem Graben ein zweiter, aber kleinerer Wall. Die Stelle, wo der Weg ursprünglich den Hauptwall durchschnitt, ist noch erkennbar. Sanitätsrat Dr. Keller und Dr. Hertlein haben durch Einschnitte den Ringwall eingehend untersucht.

Ein zweiter großer Zufluchtsort wurde weiter ostwärts hergestellt durch einen von Norden nach Süden ziehenden

künstlich verschärften Hang, dem an zwei Stellen seichte Gräben vorlagen. Diese Befestigungslinie ist von der Ostkante des Berges etwa 600 m entfernt.

Den nächsten Haltepunkt bildet das Finsterloch, die größte und schönste Höhle des Berges, auf dessen Südseite gelegen. Sie ist 133 m lang, 7 m hoch und bis 11 m breit. 1920 wurde die engste Stelle künstlich erweitert, so daß nun die ganze Höhle bequem begangen werden kann. In deren Mitte ist eine Ausgangsöffnung in die Südwand gebrochen worden. Sanitätsrat Dr. Keller entdeckte bei Grabungen in der Höhle mehrere Teile zweier menschlichen Gerippe aus mittelalterlicher Zeit, zwei römische Sigillatascherben, Tonscherben aus der Hallstattzeit und einen Bärenknochen aus der Eiszeit.

Auf der weiteren Wanderung genießt man entzückende Ausblicke, besonders von dem 720 m hohen Hofseis aus. Es folgt dann eine zweite Höhle, die Große Scheuer, die schönste Grotte der Alb, auf der Nordostseite des Berges im zuckerkörnigen Felsentalt gelegen. Sie bildet ein großartiges Gewölbe von 40 m Länge, 10 m Höhe und 6 m Breite. Ihre drei Eingänge bilden die Rahmen zu herrlichen Landschaftsbildern.

Ganz in der Nähe liegt eine weitere Höhle, vom Dichter G. Schwab das Große Haus genannt. Sie erstreckt sich in 4 Bogen 30 m bergein. Der wuchtige, schöne Eingang ähnelt einem gotischen Portal. Felsstrümmen bilden die Tische und Stühle des „Häuses“. Im hintern Höhlenteil überkleidet Bergmilch, da und dort sonderliche Gebilde schaffend, Decke und Wände. Im Boden fand man viele Tonscherben aus der Hallstattzeit, einige römische Sigillatascherben und eine Menge Tierknochen (Bär, Wolf, Pferd, Rind, Eber, Nagetiere). Schon in Urzeiten war diese Höhle also bewohnt.

Weiter gegen Westen vordringend kommt man nach etwa 23 Minuten an einen 150 m langen, 4,5 bis nahezu 8 m tiefen, oben 18 m breiten Graben mit sehr steilen Wänden. Im nördlichen Teil liegt ein Felsstück, das in der Grabensohle durch einen 2 m breiten Spalt durch-

brochen ist. Etwas rückwärts vom Graben findet man Spuren eines teilweise 13 m breiten Walles, der als Kern eine mächtige Steinmauer enthält, die einst von Holzbalken durchschossen war, wie Kohlenschichten deutlich bekunden. Der südliche Grabenteil wird außer durch den Wall noch durch einen über 12 m tiefen Hang mit Rundengang verstärkt.

Dieser Graben mit Wall gehörte nicht zur Burg Rosenstein, sondern ist wie der zuerst genannte Ringwall ein Ueberrest von uralten Befestigungsanlagen.

Die vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen des Berges gehören, wie Tonscherbensfunde beweisen, hauptsächlich der ältern Eisenzeit oder Hallstattzeit an (1100—500 v. Chr.), teilweise mögen sie sogar in die Bronzezeit (1800—1100 v. Chr.) zurückreichen. In Verbindung mit den gleich gewaltigen Volksburgen auf dem Mittelberg und Hochberg, die den Zugang zum Rosenstein über den Klafenberg flankierten, bildete die Bergfeste Rosenstein ein großartiges, wohl uneinnehmbares Verteidigungswerk. Dr. Mehlis (Schwäb. Merkur 1921 Nr. 323) erblickt in dem Rosenstein die Festung Riusiava, oder Rusiava des berühmten Alexandrinischen Geographen Claudius Ptolomäus (um 130 n. Chr.), der in seinem großen erdkundlichen Werke auch Germanien behandelt.

Schon manches Dichterherz haben die alten Ringburgen unseres Landes in Wallung gebracht. Erinnert sei nur an das Sonett „Glemsec“ von Chr. Wagner:

Wie anders mir erscheinst du, Werk der Kelten,
Als, eingefast von Sümpfen und von Rohr,
Einst reckhaft dein Ringwall stieg empor
Und wild und kühn die Auerhörner gellen.

Wo Feuer brannten unter Laubgezellen,
Der Bären Brüllen sich im Wald verlor,
Aus Dorn und Schilf das Elen brach hervor
Und in den Schluchten rings die Wölfe bellten.

Unheimlich düster ist noch heut dein Frieden:
Das Opferkraut, das scharfe, deckt den Rain,
Von Kossen wie von Stieren streng gemieden.

Colltische lehnt sich an den Opferstein,
Und wo es traf, das Schlachtbeil des Druiden,
Füllt nun der Boden moderhaft Gebein.

Der weitere Weg führt über die Waldwiese, die zu Kinder- und Waldfesten benützt wird, und vorbei an der Sophienruhe, einem waldumfluteten, felsenumgürteten Plätzchen, einladend zum Rasten und zum Träumen, Dichten und Malen.

In der Nähe befindet sich die Dreieingangshöhle, auf der Südseite des Berges am Fuße schroffer Felskolosse gelegen. Ein Felsenpfeiler teilt den Eingang der 19 m langen, 2 m breiten und bis 3 m hohen Höhle in zwei Tore. Sanitätsrat Dr. Keller fand 1919 bei Grabungen in der Höhle zwei Steinmesser aus der ältern Steinzeit, zwei Brandschichten aus Kohle, Asche und Knochen von Bär, Pferd, Rind und andern Tieren und Tonscherben aus der ältern Eisenzeit.

Nicht weit davon entfernt ist die Plicksburghöhle, benannt nach dem † Apotheker Plicksburg, dem vieljährigen verdienten Vorstand des Verschönerungsvereins Heubach. Sie ist etwa 12 m lang und ebenso hoch.

Unmittelbar vor dem Lärmsfelsen zieht ein 45 m langer, 13 m breiter und 4 m tiefer Felsengraben von Süden nach Norden, der den Burgplatz vom Bergrücken abschnitt.

Der Lärmsfelsen, 699 m hoch gelegen, mit einer Orientierungstafel versehen, bietet eine herrliche Fernsicht. Bis zum Schwarzwald und Odenwald schweift der Blick.

Der Weg zur Ruine führt über einen 14 m breiten und bis 19 m tiefen Graben. An Stelle der ehemaligen Zugbrücke befindet sich nun ein eiserner Steg. Staunend betrachtet man die kühn angelegten, gewaltigen Mauern der Ruine, die wetterfest die jähe Felswand krönen. Auf einer solchen Felsenfeste konnte ein verwegener Kumpfan jedem Angriff trocken.

Mit ihren Mauern und Türmen, dem massigen Bergfried am Rande des schroffen Riesenfelsens, den Erkern, Bogen, Zinnen und Wehrgängen mag die Burg ein märchenhaftes Bild geboten haben. Nach Crusius, der

sie 1595 besuchte, stand solche an Ausdehnung dem Tübingen Schloß nicht nach. Durch die Fensteröffnungen der Palasmauern hat man reizende Ausblicke in die gähnende Tiefe und die ferne Weite. In den Fensterbänken sieht man noch eine gemauerte Sitzbank, die besonders für die Frauen bestimmt war. Gegen Nordwesten sind die Reste eines Turms sichtbar. Jenseits des innern Burggrabens sind noch Mauerreste des Vorwerks zu erkennen, das nach Crusius so groß war wie das Schloß selbst. Die starke Mantelmauer ist auf der Ostseite in bedeutender Höhe noch erhalten. In ihr befand sich ein Zwingerpförtchen, dessen Angeln noch vorhanden sind. In der südöstlichen Ecke des Burghofs sind Reste einer Zisterne. Man fand in ihr eiserne Pfeilspitzen und Gefäße aus römischer Zeit.

Im Trümmerschutt des Burghofs wurde eine Münze aus dem Jahr 991 gefunden. Wann die Burg erbaut wurde, ist unbekannt. Sie wird wohl ums Jahr 1100 entstanden sein. Eine Volksfage weiß zu berichten, daß auf der Burg Raubritter gehaust hätten und daß deshalb Rudolf von Habsburg sie 1287 oder 1290 zerstört habe. Nach einer andern Sage wurde die uralte Kapelle zu Weiswang von dem Rosensteiner mit seinen Schnapphähnen ausgeraubt, worauf als Strafe des Himmels ein Blitz in die Burg schlug und sie einäscherte. Eine weitere Nachricht geht dahin, daß die Gmünder 1389 das Raubnest zerstört hätten. Für alle diese Ueberlieferungen fehlen geschichtliche Belege, auch dafür, daß sie, wie Crusius berichtet, ein Opfer des Bauernkriegs geworden sei. Nachdem die Burg 1524 von den Herren von Wöllwarth verlassen worden war, haben wohl der Zahn der Zeit und die Gewinn gier der Menschen (Abbruch) das Zerstörungswerk vollbracht. Wie die Burg ums Jahr 1475 aussah, zeigt ein Bild der Erhardschen Bilder-Chronik.

Das Leben auf den frühmittelalterlichen Burgen war durchaus nicht so behaglich und romantisch, wie viele meinen und träumen. Die Fensteröffnungen waren noch nicht verglast, sondern nur mit Vorhängen und Läden

verschlossen. Da Kamine mit Rauchabzügen fehlten, konnten die Räume nur mangelhaft erwärmt werden. Zur Beleuchtung dienten brennende Holzspäne oder Kerzen. Es mangelte auch jener Ort, auf den selbst Karl der Große keinen Vertreter schicken konnte. Oft saßen auf einer Burg mehrere Adelsfamilien, die alle von den oft sehr bescheidenen Einkünften lebten. So beherbergte z. B. die Burg Hohenentringen ums Jahr 1400 fünf Ritterfamilien, die zusammen 100 Kinder hatten, so daß beim Kirchgang der Zug vom Burgtor bis zur Kirchentür reichte. Oft hat bitterer Not mitgewirkt, wenn die Ritter, für die ein bürgerlicher Erwerb als Schande galt, zu Raubgesellen wurden.

Der Abstieg führt, an riesigen Felsen vorbeigehend, zur Kleinen Scheuer, im Massentalk von Delta und Epflon gelegen. Der Eingang ähnelt einem gotischen Tor. Ein Felsblock verdeckt den hintern Teil der zerklüfteten Felsennische, die in eine 11 m lange, aber niedrige Spalte einmündet. Letztere zieht sich nach der Volksfrage als unterirdischer Gang bis zur Großen Scheuer hin. Raubritter sollen einst hier unten ihre Schätze verborgen haben. Nach Crusius haben einmal zwei Männer mit Fackeln den ganzen Gang durchwandert. 1916 wurde die Höhle von Prof. Dr. Schmidt, Tübingen, genau erforscht und ausgegraben. Die Funde, aus der ältern Steinzeit stammend, wanderten in die urgeschichtliche Sammlung in Tübingen. Sanitätsrat Dr. Keller fand bei Fortsetzung der Grabungen noch weitere Gegenstände (Murrignac- und Madeleinestufe): zwei Menschenzähne, Knochen von Höhlenbär, Hyäne, Renntier, Wildpferd, steinerne und knöcherne Waffen, Werkzeuge und sonstige Geräte. Auch junge Leute, die nachher Pickel und Spaten ansetzten, machten viele Funde. Die glattpolierten Felsenstellen der Höhle sind nach Ansicht eines hervorragenden Forschers durch Bären verursacht worden, die vor dem eiszeitlichen Menschen in der Höhle sich einlogiert hatten und dabei durch Vorbeistreichen mit ihrem rauhen Fell den Stein nach und nach glatt rieben, wie man das in Bärenzwingern noch heute beob-

achten kann. Eine andere Erklärung geht dahin, daß die Rutschstreifen durch Verschiebung von Gebirgsschollen entstanden seien.

In der ältern Steinzeit wohnte in diesen Höhlen der Renntierjäger, der in Fanggruben, mit Schlingen und mit Feuersteinwaffen das Renntier, den Hirsch und den Alpenhasen erlegte, mit Angeln aus Tiergeweihen in den Gewässern fischte und manch harten Kampf mit dem Mammut, dem Höhlenbären und der Höhlenhyäne ausfocht. In der geschichtlichen Zeit dienten solche Höhlen als Zufluchtsort in Kriegszeiten, vielleicht bei den Einfällen der Hunnen und Ungarn und im 30jährigen Krieg.

Die Hochbeete im Tannicht der Hochebene des Berges, die Zeugen einstigen Ackerbaus, gehören der Alemannenzeit, wenn nicht der vorgeschichtlichen Zeit an.

An Pflanzen und Tieren bietet der Rosenstein viel Eigenartiges und Seltenes. Auf den Felsen findet sich eine üppige Bergwaldflora. An den sonnigen Halden sind auch die Pflanzenarten der Steppenheide reich vertreten. Von mehr oder weniger seltenen Pflanzen seien gemäß den Namenbezeichnungen von Straubs Erkursionsflora genannt: Europäisches Haargras, Niedrige Segge, Türkenbund, Salomonsiegel, Großes Schneeglöckchen, Gelbe Anemone, Holder-Schwertlilie, Rotes und Großblütiges Waldvögelein, Schildampfer, Wolfseisenhut, Leberblume, Feinblättriger Raukensenf, Bergschildkraut, Ausdauernde Mondviole (Ostseite), Trägerischer und Dreifingeriger Steinbrech, Gemeine Zwerg-Nispel, Bergkronwicke, Blutroter Storchschnabel, Schönes Hartheu, Wunderbares Veilchen, Rauhaariger Kälbertropf, Bergheilwurz (Sophienruhe), Köstimmellartiges Lasterkraut, Gelber Enzian, Alpenziest, Blaugelber Fingerhut, Nelkenduftende Sommerwurz, Gem. Kugelblume, Doldentraubiges Habichtskraut, Silberdistel, Eibe, Douglastanne, Nordmannstanne, Wellingtonie (Pflanzschule).

Als Vertreter der reichhaltigen Fauna des Berges seien angeführt: Uhu, Turmfalke, Wiedehopf, Kreuzotter und von den Schmetterlingsarten Schwalbenschwanz, Segler

und Apollo. Im Mittelalter war bei Heubach ein Balzplatz des Auerhahns.

Wer über die Höhlen und die vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen des Rosensteins eingehenden Aufschluß wünscht, greife zu Kellers „Urgeschichte des Rosensteins“, worin die Früchte jahrelanger Forschung niedergelegt sind.

Der Weg nach Unterböbingen führt über den Klobbach, der den ganzen Lias durchschneidet, und durch das evangelische Pfarrdorf

Oberböbingen.

Das reizend gelegene Dorf, von fruchtbaren Gefilden umgeben, gehörte ehemals teils zu Smünd teils zu Württemberg. Die beiden Herrschaften vertrugen sich hier wie Hund und Kaze. Die hoch und frei gelegene Pfarrkirche zum hl. Michael, ursprünglich eine romanische Kapelle, besitzt einen gefälligen gotischen Chor, hübsche Chorfenster und im Innern ein schönes Grabdenkmal H. W. von Wöllwarth (1558).

Auf der Markung befinden sich alemannische Reihengräber. Die Fundstücke daraus (Schwertklingen, Dolche, Armbänder, Fibeln, Gürtelschnallen, Spangen) wurden als Stiftung von Sanitätsrat Keller der Heubacher Altertümersammlung einverleibt.

Im Weltkrieg sind aus der Gemeinde 17 Krieger fürs Vaterland gestorben, wozu noch 4 Vermißte kommen. Bauer J. Müller in Zimmern hat allein 3 Söhne verloren.

Wo der Klobbach bei

Unterböbingen

in die Rems mündet, auf dem Flurteil „im Bürgle“, liegt ein Römerkastell. Unter Kaiser Hadrian wurde Kastell Ursprung hierher verlegt, da hier der uralte Verkehrsweg von Ursprung über Heubach ins Remstal einmündet. Nachdem man schon früher viele römische Münzen, auch Gefäßscherben, Ziegel, eine Bronzefigur und Mauerreste gefunden hatte, wurde 1892 das Kastell teilweise freigelegt. Das Pratorium war auf der Westseite durch Anbauten erweitert. Das Kastell ist 148 m lang und 135 m breit.

Die Umfassungsmauern sind 1,19—1,50 m stark. Die Wallgräben waren in den Felsen eingegraben. Die bürgerliche Niederlassung war auf der Hochfläche südlich und östlich des Kastells, wo zwei Gebäude entdeckt wurden. Gefunden wurden Münzen von Marc Aurel bis Septimius Severus und Julia Domma, ein Militärdiplom aus der Mitte des 2. Jahrhunderts, Schleudertugeln u. a.

Beim Friedhof des Dorfes wurden alemannische Reihengräber gefunden. Schon der Ortsname („ingen“) weist auf alemannische Ansiedlung hin. Ein Alemanne namens Babo (Kampfglanz) siedelte sich hier an.

Die Pfarrkirche des Dorfes (1837) besitzt einige hübsche Gemälde und mehrere gotische geschnitzte Statuetten. Eine der Glocken, dem Aussehen nach uralt, soll der Sage nach bei der ehemaligen Kolomanuskapelle, die östlich vom Dorfe stand, von Schweinen aus dem Boden gewühlt worden sein. Ursprünglich gehörte das Dorf zur Pfarrei Mögglingen. Das Pfarrhaus ist ein ehemaliges Schloßchen aus der Barockzeit (1695). An seiner Stelle stand schon lange vorher eine Burg. Herren von Böbingen, denen auch die Burg Michelstein im Altbuch gehörte, treten schon 1120 urkundlich auf. Das Schloßchen ging 1715 aus dem Besitz einer Gräfin von Sirgenstein, Nebtissin des Klosters St. Stephan in Augsburg, an das Stiftskapitel Ellwangen über. 1802 kam es an Württemberg. Die Wirtschaft zum Adler weist die Jahreszahl 1577 und ein hübsches Kokoko-Schild auf. Ihre Glanzzeit erlebte sie, als noch keine Bahnzüge, aber dafür zahllose Fuhrwerke den Verkehr durch das Remstal vermittelten. Die Nebenbahn nach Heubach wurde 1920 eröffnet.

Die Unterböbingen sind schlichte, christlich gesinnte Leute, die heute noch so manche schöne Sitte der Väter hochhalten. So kniet beim ersten Ernteschnitt der Bauer mit dem Gesinde auf dem Acker betend nieder und ebenso beim letzten Schnitt, bei dem man einen Büschel Wehren stehen läßt, in den man einen Maien steckt. Man wird da erinnert an die Dichterworte H. Linggs:

Verscheuche nicht die wilde Taube,
 Laß hinter dir noch Lehren stehen,
 Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Traube.

Unterhalb Unterböbingen vertauscht das Kemstal die Eiasformation mit dem Keuper, was sich in lebhafterer Gestaltung der Talhänge auswirkt.

21. Nach Donzdorf.

Gmünd—Rechberg-Vorderweiler siehe Nr. 10. Von Rechberg-Vorderweiler bis Donzdorf führt die Straße durch eine schmucke, abwechslungsreiche und gesegnete Landschaft. Es ist eine Lust, diesen Weg zu wandern. Das katholische Pfarrdorf

Wißgoldingen,

frei und anmutig am Steilrand einer Eisensandsteinplatte gelegen, besitzt in seinem Pfarrhaus ein Rechbergisches Schloßchen aus dem 16. Jahrhundert. Das Rittergut, das den Blutbann als Reichslehen hatte, ist seit 1742 im Besitz der Herren vom Holz auf Alsdorf. Die Pfarrkirche zum hl. Johannes dem Täufer, beherrschend inmitten des Dorfes gelegen, wurde 1919—20 nach dem Entwurf von H. Herkommer erbaut, wobei der Turm und ein Teil des Schiffes des alten Kirchleins dem Neubau eingegliedert wurden. Der Turm ist im unteren Teil romanisch, vom dritten Geschos an barock. Der Hochaltar und das große Chorfenster dahinter, welches das Altarbild vertritt, bilden eine Einheit. Ein Nebenaltar zeigt ein schönes Marienbild von Kunstmalers Fehle. Die gesamten Baukosten der Kirche betragen 360 000 Mk. Die Pfarrei, einst konstanziß wie Winzingen, bestand schon 1275.

Die Umgebung des Dorfes bietet ergiebige Fundplätze für Petrefakten Sammler. Am Stufen und seinen nächsten Ausläufern sind sämtliche Schichten vom Braunjura-Beta bis Weißjura-Gamma aufgeschlossen. Der ums Jahr 1840 verschiedene Pfarrer Joseph Kunkel besaß eine reiche

Sammlung wertvoller Versteinerungen, die er dem Lehrerseminar in Gmünd vermachte. Von dem gleichen Geistlichen wurde bei dem Dorf eine Nußbaumallee gepflanzt, deren prächtige Bäume 1916 ein Opfer des Krieges wurden. Das hat sich der geistliche Herr auch nicht gedacht, daß sich seine prächtigen Nußbäume einmal in lauter Gewehrschäfte verwandeln würden.

In die Totenliste des Kriegs schrieb das Dorf 25 Namen. 4 Krieger werden vermißt.

In einer halben Stunde erreicht man das katholische Pfarrdorf

Winzingen,

das in die Obstgärten des fruchtbaren und freundlichen Maybachtälchens eingebettet und von reichbewegter Landschaft umrahmt ist. Das Wässerlein des Tals war wie die Lauter, mit der es sich vereinigt, in Urzeiten ein reißender Fluß, wie die ziemlich mächtigen Kiesablagerungen bei der Hagenbucher Mühle bekunden. Das trauliche Kirchlein, der Spätrenaissance angehörend, 1692—94 erbaut (die Emporesäule mit der Jahreszahl 1619 stammt von der früheren, 1618—19 von Hauptmann v. Roth erbauten Kirche), wurde 1918 recht würdig, gediegen und einheitlich renoviert und ist jetzt ein wirklich weihedolles Heiligtum. Die neuen Altäre (von Müller, Saulgau) weisen alte Oelbilder auf. Neu sind auch die Kanzel mit den zierlichen Putten und die hübschen Chorstütze. Am Hochaltar große Statuen von St. Sebastian und St. Rochus, in der Notthelferkapelle eigenartige alte Holzfiguren. Die Stationenbilder der Kirche stammen aus der Zeit um 1790. Der Oelberg ist in Spätrenaissance gehalten. Die Marienglocke des Turms wurde 1430 gegossen. Die Pfarrei ist schon 1275 verurkundet. Um 1780 wurde die Kirche von einer 13köpfigen Räuberbande völlig ausgeraubt. Bei einem weiteren Kirchenraub, den die Bande in Oberschwaben verübte, gelang es, sie festzunehmen. Die 12 männlichen Mitglieder wurden dem Galgen überliefert, ihre Genossin, die schöne Johanna, in den Turm gesperrt, wegen Wohl-

verhaltens aber bald begnadigt. Als sie hernach wieder mit Räubern umherstreifte und mit ihnen aufgegriffen wurde, gab auch ihrem Leben der Galgen den Abschluß.

Am Südeinde des Dorfes steht ein Rechbergisches Schloß, ein hochgieblihes dreistöckiges Steinhaus, das um 1610 von Freiherr von Roth erbaut worden sein soll. Die beiden Portale, von denen eines das Bubenhofensche Wappen führt, stammen aus späterer Zeit. An Stelle dieses Schlosses erhob sich vordem die Burg der Herren von Winzingen. Eine Anna von Winzingen befand sich 1366 als Nonne im Kloster Gotteszell. Ein Ulrich von Winzingen tritt 1307 in einem Kaufvertrag des Klosters als Zeuge auf.

Das Dorf kam 1607 durch Kauf an den württemb. Hauptmann v. Roth, der 1620 gewaltsam die Reformation einführen wollte. Wer innerhalb 14 Tagen den Glaubenswechsel nicht vornahm, hatte, wie er bekannt machte, auszuwandern. Damals bestimmte eben überall die Obrigkeit die Religion der Untertanen. Aber die Winzinger blieben dem ererbten Glauben treu und widersetzten sich dem Vorgehen ihres neuen Herrn, der bei einem Aufruhr aus dem Dorfe fliehen mußte. Er fand Beistand bei Württemberg, dem er sein freies Rittergut zu Lehen gemacht hatte. Mit 500 Mann württemb. Truppen rückte Roth im Dorfe ein und hielt strenges Gericht. Die Rädelsführer beim Aufruhr küßten am Galgen, und viele andere Dörfler wurden bis aufs Blut mit Ruten gestrichen. Der kath. Pfarrer wurde verjagt und ein protestantischer Pastor an dessen Stelle gesetzt, der aber bald den Winzinger Staub von den Füßen schüttelte, da er nach der Ueberlieferung Zwang und Gewalt bei der Glaubensänderung verabscheute und sich über das sittenlose Treiben am Hofe Roths entrüstete. Die Dorfbewohner jubelten, als 1621 der Tod sie von dem gewalttätigen Schloßherrschaft befreite. Beim Begräbnis soll der Verschiedene, so wie er lebte und lebte, plötzlich zur obersten Ladendöffnung des Schlosses herausgeschaut und gerufen haben: „Habt ihr mich schon oder wollt ihr mich erst? Hui däch däch!“ Der Leichnam wurde aus der Kirche, wo er beigelegt worden war, bald wieder fort-

geschafft, weil der Geist des Toten, wie erzählt wird, allerlei Spuk verübte. In der Sage lebt der verrufene Schloßherr als der Schloßgeist und der „Holzbrockeler“ fort. Noch heute betreten manche Ortsbewohner nur mit Gruseln das alte Schloß. (Siehe bei Reiterlestapelle.)

Nach dem Tode des Hauptmanns Roth kamen Schloß und Dorf an den kath. Freiherr Benjamin von Bubenhofen. Dieser erließ sofort den Gegenbefehl: „Wer innerhalb 14 Tagen nicht katholisch wird, hat auszuwandern.“ Roth hatte nämlich eine Reihe von Protestanten ins Dorf gezogen. Letztere wandten sich um Hilfe an Württemberg, das wiederum 500 Soldaten schickte und das Rittergut einzog. Freiherr von Bubenhofen erlangte aber 1628 die Zurückgabe seines Guts und die Aufhebung der württ. Lehensherrlichkeit. Die altadelige Familie von Bubenhofen soll aus der Schweiz stammen. Vorübergehend gehörte ihr auch Schloß Ramsberg. Im Jahre 1490 war ein Hans Kaspar von Bubenhofen Landmarschall von Württemberg und Ritterhauptmann am Neckar. Der letzte Sproß der Familie war der bayrische General v. Bubenhofen. Nach seinem Tode ging das Rittergut an die Grafen von Rechberg über (1824). — Im Weltkrieg haben 6 Kämpfer aus dem stillen Dörfchen in fremder Erde ihr Grab gefunden, ein weiterer wird vermißt.

In der Geschichte des Dorfes darf nicht vergessen werden der Lehrer Bernh. Gaugele, gestorben 1915 im Alter von 82 Jahren. Aus seiner Feder stammt das lehr- und gemütreiche Heimatbuch „Meiner Heimat Täler und Höhen“. Ueber 150 Jahre herrschte die Lehredynastie Gaugele im Winzinger Schulhaus.

Der Weg führt nun hinunter ins schöne und obstreiche Lautertal, hinab zum katholischen Pfarrdorf

Donzdorf.

Der Ort, einem Landstädtchen gleichend, zählt über 2000 Einwohner. Er liegt reizend in einem bergumrahnten, fruchtbaren Talteffel. Das stattliche Rechbergische Schloß (1568) mit vier Erkertürmchen, die spitzurmige

Kirche, die lange Pappelallee und der schöne Park bilden anziehende und vornehme Gruppen in dem anmutigen Dorfbild. Die Kirche zum hl. Martinus mit Turm aus gotischer Zeit und zwei eigenartigen Emporesäulen von 1418 erfuhr 1777 einen Umbau. Sie enthält vier spätgotische Altarflügel von Zeitblom, ein prächtiges Gestühl in Kotofo, spätgotische Holzfiguren (St. Georg und St. Christoph) und zahlreiche Grabdenkmäler von 1348 bis zur Gegenwart. Unter letztern verdient besonders Beachtung die Ritterfigur Ulrichs von Rechberg, ein einheitliches, stiles Meisterwerk von 1458. Das figurenreiche Doppelsepulchrum der Pfarrer Balthasar und Thomas Lang zeigt reichbewegte Renaissance (1594). Ueberhaupt bilden die vielen Grabmäler für die Stilkunde ein kleines Museum der Plastik. Den Kirchplatz schmückt eine Mariensäule.

Um die Bedeutung Donzdorfs voll zu würdigen, müßte man noch von vielen Dingen reden: von schmucken, behäbigen und altertümlichen Häusern, von schönen Blumen- gärten und musterhaften Gärtnereien, von dem rührigen gewerblichen Leben (Fabriken für landw. Maschinen, eine Wagen- und eine Möbelfabrik u. a.), von den verschiedenen Wohltätigkeitsanstalten (Vinzentiuspflege, Josephsheim), von den aufgeweckten, strebsamen Bewohnern, auch von den Sternen der Ortsgeschichte: von Rittern, Prälaten und Dichtern und vielen anderen Lichtern.

Donzdorf stand ursprünglich unter einem Ortsadel, der schon 1281 verurkundet ist. Die Helfensteiner waren im Ort reich begütert, aber wegen Ueberflusses an Geldmangel ging ihr Besitz allgemach an Rechberg über. Im 30jähr. Krieg raffte der Schwarze Tod fast alle Dorfbewohner weg. Der Weltkrieg schrieb in die Ortschronik 65 Todesopfer und mehrere Vermißte.

Ostlich vom Dorf erhebt sich der 749 m hohe Messelstein, der eine großartige Fernsicht bietet. An seinem Fuß wurde bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts auf Eisenerz gegraben. Der Schmelzofen mahnt noch an das ehemalige Schmelzwerk. 1796 kam es am Messelstein und am Ramsberg zu heftigen Scharmüßeln zwischen den

Franzosen und den Oesterreichern. Gegen Süden erblickt man die abenteuerlichen Formen der Ruine des Scharfenschlößchens, das schon 1194 genannt wird und bis 1845 bewohnt war. Wiederholte Blitzschläge nahmen die Burg, die Heimat des Minnesängers von Scharfenberg,



Scharfenschloß. Aufn. v. Staudinger.
Aus d. Bl. d. Schw. Albvereins.

hart mit. Südlich von ihr reckt sich der Hohenstein empor, 701 m. Der Ausblick vom Albrand auf dem Weg von diesem Berg über Kuchalb bis zum lindenbeschatteten Hof Wederstell gehört zum Schönsten, was die Alb bietet. Gegen Nordwesten fesselt das Auge das Rechbergische Schloß Ramsberg, dessen Steinhaus bis ins 13. Jahrhundert zurückgeht. Die starke Ringmauer dieser Burg

ist aus mächtigen Buckelquadern erstellt. Der Keller besteht aus einer Halle mit 9 Rippenkreuzgewölben auf 4 Pfeilern. Der Bergfried wurde 1830 abgebrochen. Philipp von Rechberg, † 1530, gewährte auf diesem Schloß flüchtigen Protestanten eine Zuflucht. Die Schloßkapelle zur hl. Margareta stammt in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Westlich vom Dorfe, 3,5 km von ihm entfernt, grüßt von der Gebirgseite zwischen Lauter- und Filstal die Schloßruine Staufeneck verlockend herüber.

Bei der Ruine ist ein Degensfeldischer Hof mit stattlichen Oekonomiegebäuden. Nach der alten Burg, von der ein massiger Turm und einige Mauerreste erhalten sind, schrieb sich ein edelfreies Geschlecht, ohne Zweifel ein Zweig der Staufer.

Auf dem Heimweg sei der Weg über Reichenbach eingeschlagen. Er führt anfangs durch ein liebliches Wiesentälchen, vorbei an einem alten Steinkreuz. Das kath. Pfarrdorf

Reichenbach

hat sich mit seinen stattlichen Bauernhäusern wohl in das sonnige Tal gebettet, an dessen Hängen wie in Winzingen und Wisgoldingen einst Weinbau getrieben wurde. Aus den Obsthainen der Hänge lugen allorts behäbige Bauernhöfe hervor. Schon 1275 hatte das Dorf einen eigenen Pfarrer. Die spätgotische Pfarrkirche ist im Innern verzapft. Jedjährlich wird das Fest des hl. Patrizius, der von den Landwirten der Gegend als Beschützer der Haustiere verehrt wird, feierlich begangen. Im 18. Jahrhundert trieben bei Viehseuchen die Leute der Umgegend ihr Vieh zur Reichenbacher Kirche. Wie es kam, daß der hl. Patrizius, der Apostel Irlands, † 461, in der Gmünder Gegend zu besonderer Verehrung gelangte, ist völlig im Dunkeln. Die Kirche in Hohenstadt mit ihrem Patrizius-Ennadenbild und die Patrizius-Kapellen beim Rehnenhof, in Böhmentkirch und Weilerstoffel sind ebenfalls Denkmale dieser frommen Sitte.

Von allen Gemeinden des Bezirks hatte im Weltkrieg Reichenbach verhältnismäßig die wenigsten Gefallenen, nämlich nur 8. Dazu kam ein Vermißter.



Staufeneck. Aufnahme von Staudinger.
Aus den Blättern des Schwäb. Albvereins.

Die weitere Wanderung führt über das sogen. Rehgebirge nach Rechberg-Vorderweiler, wo die Straße nach Gmünd erreicht wird.

22. Ins Mental.

So eigenartig und stimmungsvoll wie das Wen- oder Wendtal ist kaum ein zweites Landschaftsbild im schönen Schwabenland. Es ist von Königsbronn aus in etwa $1\frac{1}{2}$, von der Bahnstation Heubach aus in $1\frac{1}{4}$, von Mögglingen aus in 2 Stunden zu erreichen. Unsern Ausgangspunkt bildete letztgenannte Station.

Mögglingen

ist ein gefälliges, gemütliches Dorf: freundliche Leute, saubere Häuser und Häuschen mit reichem Blumenschmuck an den Fenstern und auffallend viele Schwalben. In neuerer Zeit hat die Fabrikindustrie Eingang gefunden: Korsettfabrik von Allgöwer & Erbe, eine Filiale der Korsettfabrik von Spießhofer & Braun in Heubach und Kartonnagefabrik von Clement.

Die kath. Pfarrkirche zum hl. Petrus wurde 1442 erbaut und 1618 unter Leitung des berühmten Gmünder Baumeisters Kaspar Vogt, des Erbauers der Salvatorkirche, erweitert; 1840 wurde das jetzige Langhaus neu erstellt. Das Erdgeschoß des Turms, das romanische Formen zeigt, ist der Rest einer früheren Kirche. Auf einem Nebenaltar befindet sich eine spätgotische Pieta. Drei alte Holzfiguren stammen aus der Friedhofskapelle in Essingen. Das Pfarrhaus wurde 1760 durch M. Keller erbaut. Die Pfarrei ist sehr alt. 1351 war ihr Inhaber ein Ulrich von Rechberg, Domherr in Mainz. Die Wirtschaft zum Reichsadler hat ein hübsches Kotoschild mit Reichsadler und Einhorn. Den Namen verdankt das Dorf — 1143 Mechelingen genannt — der Siedlung des Alemannen Macilo (= der Kraftvolle). Da im Ort die uralte Salzstraße das Tal durchquert, bestand hier wohl schon vor der Alemannenzeit eine Siedlung.

1143 schenkten die mächtigen Grafen von Dillingen dem Kloster Anhausen Güter in Mögglingen. Die Ortsadeligen, die Ruchen von Mecklingen, verkauften den Burg-

stall 1367 an Württemberg. Dieser befand sich auf einem ehemaligen Grabhügel aus der älteren Eisenzeit, der südlich von der Kirche liegt und noch deutlich zu erkennen ist. Seine Länge beträgt 35 m, seine Breite 29 m. Seiner Größe nach war er wohl die Begräbnisstätte einer fürstlichen Familie. Da die Grabhügel in der Nähe der Wohnungen der Lebenden waren, weist auch dieses Grabmal auf eine uralte Ansiedlung hin. Hauptgrundherr des Dorfes wurde allmählich Gmünd, an das 1444 auch die Wöllwarthschen Besitzungen übergingen. Ein Hans von Mögglingen war 1378 erster Bürgermeister von Gmünd. Aus der Kriegschronik des Dorfes sei erwähnt, daß Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, 1796 in der Langschen Mühle Quartier bezog. Im Weltkrieg starben 36 Krieger aus der Gemeinde den Heldentod fürs Vaterland.

Im Grubenhölzle, Hegleswald, Heuholz, Stockwald und auf der Gollenhofer Markung befinden sich Grabhügel aus der Zeit 850—500 v. Chr. Die des Heuholzes werden vom rätschen Limes durchschnitten. In einem derselben hatten die Römer einen Ziegelofen angelegt. Daneben stand ein römischer Wartturm. Weitere solche Warttürme befanden sich am Rande des Heuholzes und rechts der Straße nach Heuchlingen.

Auf der Markung des Dorfes wurde um 1550 Erz gegraben. 1723 bildete sich eine Bergwerksgesellschaft, deren Erzgrabungen erfolglos blieben. 1763 bekamen Christfels & Co. die Erlaubnis, ein Alaun- und Vitriolwerk anzulegen.

Haben wir das Dorf hinter uns, so führt der Weg der klaren, forellenreichen Lauter entlang, die ein reizendes Gefilde durchschlängelt. Der Weg ist bis Bartholomä eine Fortsetzung der uralten Salzstraße aus der Haller Gegend. Schon in der Hallstattzeit, als noch keines Germanen Fuß unser Land betreten hatte, spielte sich hier ein reger Verkehr ab.

Bald ist das trauliche Dörfchen

Lautern

erreicht, wo in Gärtnereien Rosen und Nelken in Fülle gezogen werden. Schmucke Bauernhäuser in ansprechen-

den Gruppen, stattliche Nussbäume, schlankte Pappeln und das Silberband des raschfließenden Baches malen hübsche Linien in das anheimelnde Bild des Dorfes. Rosenstein und Pfaffenberg flankieren das Tälchen, aus dessen waldigem Hintergrund die Ruine Lauterburg kühn und abenteuerlich emporragt. Das liebliche Kirchlein zum hl. Martinus, von mächtigen, einst wehrhaften Friedhofsmauern umwallt, steht auf erhöhtem Platz im Herzen des Dorfes. Es wurde 1783 an Stelle einer früheren Kirche im Rokoko-Stil erbaut. Von letzterem Gotteshaus stammt noch ein Teil des Turms, dessen zwei untere Stockwerke gotisches Gepräge zeigen. Die Decke des Schiffs ist mit Fresken, drei Altäre sind mit Oelbildern geschmückt. Die Pfarrei bestand schon vor 1357.

Neben der Kirchhofsmauer liegt, von wilden Rosen umrankt, im Schatten eines Baumes, das Grab der Violinfünftlerin Anna Kohleder, gestorben 1893 im Alter von erst 19 Jahren. Der Kranz der Muse und der Zauber der Anmut und Unschuld schmückten das schlichte, hochbegabte Mädchen. Oft habe ich mit ihr im schönen Ulgäu, wo sie einmal längere Zeit zur Erholung weilte, musiziert. Rosig, beneidenswert erschien mir ihre Zukunft, und nun —!

Auf der Dorfmarkung befinden sich Hügelgräber aus der Hallstattzeit (1100 – 500 v. Chr.). Die Burg des Ortsadels, der 1153 bezeugt ist, stand nach der Sage auf dem Pfeifersberg.

In das Helden- und Tammerbuch des Weltkriegs trug das Dörflein 18 Tote und 2 Vermißte ein.

Der Weg wird steiler. Ein üppiger Laubwald mit überschulanten Eschen und Buchen kleidet die Schluchten und Klüfte aus und umwindet die weißen Fessengruppen an den schroffen Berghängen. Enzian und Silberdistel säumen den Pfad. Plötzlich tritt, ein entzückendes Bild, aus dem hellen Buchengrün eines Bergvorsprungs wiederum die märchenhafte Erscheinung der

Ruine Lauterburg

hervor. Daneben steht die gefällige Dorfkirche und einstige Schloßkapelle, ein schlichter Renaissancebau aus dem An-

fang des 17. Jahrhunderts. Die Lauterburg, wohl an der Stelle einer römischen Befestigung erbaut, war 1128 im Besitz der Pfalzgrafen von Dillingen und kam 1191



Ruine Lauterburg. Aufn. v. A. Herneck, Bussenhausen.
Aus d. Bl. des Schw. Albo.

mit der Burg Rosenstein an die Hacken von Wöllstein, später an die Grafen von Oettingen und 1479 als württembergisches Lehen an die Herren von Wöllwarth. Sie beherrschte die wichtige Verkehrsstraße vom Remstal über Lautern, Bartholomä und Heidenheim nach Augsburg.

re Not weiter vorzudringen. Es konnte aber nicht
 dividuell geholfen werden. Es seien auch nicht
 alle Gemeinden in der gleichen schlechten Lage
 in die Romanze „Süd Heilbronn seien nicht bedürftig im üblichen
 gang zur Ruine sinn. Niemand habe die Frage erörtert, woher
 Haupttor, je mit Po der Staat das Geld nehmen soll. Es frage sich
 mauer, ein Teil derselben Aktion durchführen könne; er könne jedoch
 viele unterirdische als besonders bedürftige Gemeinden unter
 Gewölbe von der Erde die Zuständigkeiten nicht verrückt werden so
 alte Zisterne wurde. Zuständig seien die Gemeinden und Bezirke
 Eifer; nicht ermordetsorgeverbände; diese müssen die Wohlfahrts-
 war. Es sei und lege durchzuführen. Mit Rücksicht auf die Lage
 und Waldbäume Staatsfinanzen müßten die Anträge abge-
 den Mauerlücken hnt werden. Das Reich sei den Städten und
 im Spiel von Lidgeengekommen. Hier hätten die Gemeinden
 und Harfentklang ue Geldquellen für Wohlfahrtsaufgaben. Der
 Hof und die Hallerbeitsbeschaffung. Ein Redner des Bauern-
 blüte slicht sich in nds tritt der Auffassung der Regierung bet
 und Mythe zauberte freie Wohlfahrtspflege leiste auch viel, ins-
 (Ein Bild der sondere die beiden christlichen Kirchen.
 schen Bilder-Chron Finanzminister Dr. Dethlinger besprach die Lage
 Wer Zeit hat, Staatsfinanzen und erklärte, daß die Gemein-
 Oberwehrenfeld, n durch die Notverordnung neue Mittel erhal-
 stammen aus der iterer Aussprache wurde abgestimmt. Die An-
 die bei einem Du äge der Kommunisten, Sozialdemokraten und
 zu 1,5 m habenagegen fand folgender Antrag der Abgeordneten
 befindet sich in dndre (Bir.), Joh. Fischer (Dem.) und Hartmann
 Die Straße (Wp.) mit 11 Stimmen bei drei Enthaltungen
 meer, das ein Soz.) und der Stimmentweigerung der Kom-
 Mer würde auf nunisten Annahme: Der Landtag wolle beschlie-
 Es ist wahrlich wönig, auf Staatsministerium zu ersuchen, den Not-
 im Sonnenglanz dahinzuwandern!
 Es folgt das Dorf

Bartholomä.

Der ansehnliche Ort hieß ursprünglich Laubenhart, d. i. Laubwald, später St. Bartholomä, aber nicht den Bewohnern zu Ehren, die nie gerade im Geruch der Heiligkeit standen, sondern deshalb, weil das evangelische Kirchlein in seiner katholischen Jugendzeit dem Apostel Bartholomäus

geweiht war. Gar urgemütlich blickt dieses Kirchlein, das an Alter wenigstens 700 Jahre zählt, darein. Ursprünglich romanisch, wurde es 1510 erweitert und 1741 erneuert. Die katholische Pfarrkirche zum hl. Kreuz, ein freundliches, ansprechendes Gotteshaus, wurde 1865/66 erbaut. Sie enthält einige gute spätgotische Holzfiguren und ein schönes Oelgemälde des hl. Sebastian aus dem 16. Jahrhundert. Das Dorf hat meist niedliche, aber putzige Häuslein, teilweise noch mit Strohdächern versehen. Mit der ehemaligen Strohedachung hängen die vielen großen Brände zusammen, von denen die Chronik des Dorfes zu melden weiß. So brannten 1865 60 Gebäude ab, darunter auch die katholische Pfarrkirche. Im Gegensatz zu den übrigen Häusern bilden die kath. Pfarrkirche, das Rathaus, das gefällige alte und das



Aus Bartholomä.
 Aufn. v. Reallehrer Gätle, Heidenheim.
 Aus den Blättern des Schwäb. Abvereins.

Im Gegensatz zu den übrigen Häusern bilden die kath. Pfarrkirche, das Rathaus, das gefällige alte und das

re Not weiter vorzudringen. Es konnte aber nicht individuell geholfen werden. Es seien auch nicht alle Gemeinden in der gleichen schlechten Lage. Die Gemeinde wie Stuttgart hätte ohne Umlage die Erhebung durchkommen können. Städte wie Ulm und Heilbronn seien nicht bedürftig im üblichen Sinn. Niemand habe die Frage erörtert, wofür der Staat das Geld nehmen soll. Es frage sich, ob der Staat neben den Gemeinden ein besonderes Amt durchführen könne; er könne besonders bedürftige Gemeinden unterstützen. Ein Zentrumsredner ist der Auffassung, die Zuständigkeiten nicht verrückt werden sollen. Die Zuständigkeiten sind die Gemeinden und Bezirksvereine; diese müssen die Wohlfahrtsangelegenheiten durchführen. Mit Rücksicht auf die Lage der Staatsfinanzen müßten die Anträge abgelehnt werden. Das Reich sei den Städten und Gemeinden mit der Biersteuer und Bürgersteuer im Spiel von entgegengekommen. Hier hätten die Gemeinden neue Geldquellen für Wohlfahrtsaufgaben. Der Staat habe große Aufgaben auf dem Gebiet der Arbeitsbeschaffung. Ein Redner des Bauernbundes tritt der Auffassung der Regierung bei, die freie Wohlfahrtspflege leiste auch viel, insbesondere die beiden christlichen Kirchen. (Ein Bild der Finanzminister Dr. Dethlinger besprach die Lage der Staatsfinanzen und erklärte, daß die Gemeindefinanzen durch die Notverordnung neue Mittel erhalten würden; der Staat bekomme nichts. Nach einer längeren Aussprache wurde abgestimmt. Die Annahme der Kommunisten, Sozialdemokraten und Sozialchristlichen Volksdienstes wurden abgelehnt. Die Anträge (Ztr.), Joh. Fischer (Dem.) und Hartmann (Soz.) mit 11 Stimmen bei drei Enthaltungen wurden abgelehnt. Die Kommunisten und Sozialdemokraten stimmten gegen die Annahme; der Landtag wolle beschließen, das Staatsministerium zu ersuchen, den Notstand zu beseitigen, auf dreierlei Weise: 1. Wohlthätigkeit im Sonnenglanz dahinzuwandern!

Es folgt das Dorf

Bartholomä.

Der ansehnliche Ort hieß ursprünglich Laubenhart, d. i. Laubwald, später St. Bartholomä, aber nicht den Bewohnern zu Ehren, die nie gerade im Geruch der Heiligkeit standen, sondern deshalb, weil das evangelische Kirchlein in seiner katholischen Jugendzeit dem Apostel Bartholomäus

geweiht war. Gar urgemütlich blickt dieses Kirchlein, das an Alter wenigstens 700 Jahre zählt, darein. Ursprünglich romanisch, wurde es 1510 erweitert und 1741 erneuert. Die katholische Pfarrkirche zum hl.

Kreuz, ein freundliches, ansprechendes Gotteshaus, wurde 1865/66 erbaut. Sie enthält einige gute spätgotische Holzfiguren und ein schönes Oelgemälde des hl. Sebastian aus dem 16. Jahrhundert. Das Dorf hat meist niedliche, aber putzige Häuslein, teilweise noch mit Strohdächern versehen. Mit der ehemaligen Strohhäbedachung hängen die vielen großen Brände zusammen, von denen die Chronik des Dorfes zu melden weiß. So brannten 1865 60 Gebäude ab, darunter auch die katholische Pfarrkirche. Im Gegensatz zu den übrigen Häusern bilden die kath. Pfarrkirche, das Rathaus, das gefällige alte und das



Aus Bartholomä.

Aufn. v. Reallehrer Gätke, Heidenheim.

Aus den Blättern des Schwäb. Alpenvereins.

schmucke neue Schulhaus eine recht stattliche und wirkungsvolle Gebäudegruppe.

Einst hing vor mancher Tür des Ortes ein Bettelsack, aber das ist jetzt anders geworden. Die wirtschaftliche Lage hat sich im Lauf der letzten Jahrzehnte erfreulich gebessert. Viele Arbeitskräfte finden Verdienst in Heubach, und über 300 Frauen und Mädchen sind in Hausindustrie mit Korsettnähen beschäftigt. So kommt viel Geld in das Dorf, was sich auf vielen Gebieten vorteilhaft bemerkbar macht.

In dem Kolomanswald, $\frac{1}{2}$ Stunde südlich vom Dorfe gelegen, stand die vielgenannte Kolomanskapelle. Hier wohnte am Ende des 18. Jahrhunderts ein Einsiedler, der in einem harten, schneereichen Winter, wo er kein benachbartes Dorf mehr erreichen konnte, Hungers gestorben sein soll. — Im Weltkrieg haben 59 Ausmarschierte der Gemeinde den Heldentod erlitten. 6 werden vermisst.

Hat man das Dorf etwas hinter sich, so erblickt man zur Linken auf einem Höhenrücken das Dörflein Irmannsweiler, einen sehr alten Ort, der 1143 zum Kloster Unhausen gehörte. Den Burgstall kaufte Württemberg 1576 von Smünder Bürgern und erbaute darauf ein Forsthaus. Bis 1855 hatte hier das Revieramt seinen Sitz. Bei dem Haus des D. Wild befindet sich ein Grabhügel aus vorchristlicher Zeit.

In 20 Minuten ist man von Bartholomä aus im

Wentale,

auch Wendtal genannt, angelangt, einem über $1\frac{1}{2}$ Stunden langen Trodentale (das Gnannental eingerechnet), das ins Steinheimer Becken mündet. Die Bedeutung des Namens, der wiederkehrt in der Ortsbezeichnung Wenelenwilare (ein abgegangener Weiler im oberen Wental), ist dunkel. Das merkwürdige Tal ist, wie die Geologen sagen, dadurch entstanden, daß ein unterirdischer Fluß durch Auswaschung Hohlräume schuf, deren Einsturz eine oberirdische Einsenkung, eine Talbildung bewirkte. Andere Fachgelehrte vertreten die Ansicht, daß alle Trodentäler der Alb ehemals

Wasser führten, bis der Grundwasserspiegel sich senkte oder bis die Alb über ihr eigenes Grundwasser emporgehoben wurde. Bei rascher Schneeschmelze und bei Wolkenbrüchen wälzen sich gewaltige Wildwasser verheerend durch das Tal und über die Steinheimer Fluren bis Heidenheim:

der berühmte „Weadl“ kommt.

Aus der Sohle des Tales steigen groteske Dolomitsfelsen einzeln und in Gruppen empor; düstere

Wacholderbüsche mit ihrem Friedhofscharakter, gespenstisch weiße Birken und eigenartige

Felspflanzen umkleiden die bleichen Steingebilde; dunkle Tannenwälder, von absonderlichen Felstrümmern unterbrochen, rahmen den Talgrund ein. Dem Wanderer, der allein das weltferne, einsame und todesstille Tal durchwandert, wird zu Mute, als wäre er nahe dem Reiche der Geister. Kein Haus, kein Mensch, kein Bach: eine ausgestorbene, steinerne Welt.



Aus dem Wental: Bischofsmüge.
Aufn. v. Doll, Smünd. Aus d. Bl. des Schw. Alb.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Grita das rote Band.

Don Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land. D. v. Sittencron.

Man sieht hier Landschaftsbilder, die an Böcklins Toteninsel mahnen. Auf solchem Boden muß der Wunderbaum der Sage wohl gedeihen. Räuber und Zigeuner sollen in alten Zeiten hier oben gewohnt und gar übel gehaust haben. Bei Nacht hört man ein jämmerlich Klagen in dem Tale. Das Mentalweible ist's, das ruhelos die Felsenkluft durchgeistert und den einsamen Wanderer irre zu führen sucht.

Nun die einzelnen Teile des Tales. Wo die Straße in das Mental einmündet, stehen neben ihr drei Steine. Hier sollen im 30 jährigen Krieg Soldaten den evang. Pfarrer von Bartholomä erschossen haben. Am Eingang des Tales erheben sich gleich Rätselfn aus der Urzeit sechs Dolomitsfelsen aus der Heide. Es folgt eine Gruppe von Steinblöcken und Felsenzinken. Enzian und Heidekraut, auch silberflimmernde Disteln beleben die magere Trift. Eine Viertelstunde weit wird nun das Tal eiförmig. Dann aber füllen plötzlich Felsruinen in abenteuerlichen Formen, das Steinerne Meer genannt, die ganze Talbreite aus. Es ist, als ob Riesen in gigantischem Kampfe mächtige Felsenburgen in Trümmer geschlagen hätten. Aus der Nische eines der fahlen Leichensteine huscht ein scheuer Vogel. Seltene Falter schweben über die Heidefläche. Schwermütig zieht das Lied des Föhrenwalds durch die Einsamkeit.

Wir überschreiten die Straße nach Steinheim. Gleich darauf kommt eine Gruppe von etwa 50 Felsenpyramiden und -Obelisten, doch nimmt jetzt das Grün des Waldes, der nun auch von rechts in den Talgrund hereinrückt und seine Kinder zwischen die Felsensputgestalten stellt, der Landschaft den melancholischen Charakter. Es folgen in kleinen Abständen einzelne Felsen, denen die Natur in launenhaftem Spiel phantastische Formen verliehen hat. Die einen haben das Aussehen von geborstenen Säulen, zerfallenen Türmen, verwitterten Triumphbogen und Pyramiden, andere erinnern an fagen-

hafte Gebilde oder an Tiergestalten, an Sphinx und Centauren, an Elefant, Nilpferd, Bär und Walroß.

Der Fußpfad mündet jetzt in den Fahrweg nach Steinheim ein, dem wir folgen. Der Charakter des Tales wird anmutig und friedlich. Nach einer Viertelstunde treten aber wiederum gewaltige Steinkolosse auf. Hinter einem mächtigen Felsentor erheben sich riesige Dolomittürme und andere Steingebilde. Ein Felsen zur Linken gleicht einer



Mentalfels. Tapir oder Bär.
Aus den Blättern des Schwäb. Albvereins.

ungeheuren Kröte mit einer Krone. Eine Schuhhütte mit Kochstelle ladet zum Rasten und Beschauen ein. Wundersamer Waldesfrieden umweht hier den Wanderer. In 3 Minuten gelangt man zu einer am östlichen Talhang gelegenen Höhle, der Steinhütte, in der Herzog Paul von Württemberg auf der Jagd öfter übernachtete (ums Jahr 1830).

Noch heute ist das Mental sehr wildreich. Auch Hirsche kommen noch vor. Beachtung verdient auch die eigen-

artige Flora des Tals: *Saxifraga decipiens* als Massenvegetation, *Draba aizoides*, viele Moos- und Flechtenarten, *Asplenium viride* (Widerton), *Ophioglossum vulgatum* (Sem. Natterzunge), *Botrychium lunaria* (Sem. Mondraute), *Aconitum Lycoctonum* (Wolfseisenhut) u. a.

Nach einer Viertelstunde kommt man an einem gewaltigen Felsenturm und an mächtigen Steinblöcken vorbei. Dabei finden die Dolomithfelsen, die aus Korallenstöcken hervorgegangen sind, ihren Abschluß. Eine halbe Stunde weiter unten folgt nochmals ein Felskoloss, der torartig durchbrochene Hirschfelsen, der aber aus Gries besteht, aus einem durch vulkanische Tätigkeit zertrümmerten und wieder zusammengebackenen Marmoralk. Von hier aus wird in 20 Minuten

Steinheim

erreicht, ein uralter Ort, denn schon im Anfang des 9. Jahrhunderts war das Kloster Fulda hier begütert. Das stattliche Dorf, in einem von Hügeln umrahmten Kessel gelegen, besitzt in seinem weltberühmten vulkanischen Becken, einem Ries im kleinen, einen unerhörten Reichtum von Ueberresten eines verschwundenen Lebens und ist deshalb das Dorado der Geologen und der Lieferant für die naturkundlichen Sammlungen aller Länder. Der dortige Schnecken sand aus dem Obermiozän setzt sich fast ausschließlich aus winzigen Süßwasserschnecken und deren Trümmern zusammen und enthält auch reiche Einschlüsse von Wirbeltieren verschiedener Art.

In dem Becken war nämlich zur Tertiärzeit ein seichter See, in den sich eine kalkhaltige Warmwasserquelle ergoß. Barben, Weißfische, Hechte, Frösche und Schildkröten bevölkerten die Fluten; Gänse, Pelikane und Ibisse hatten im Schilf ihre Brutstätten; Hirsche, Nashörner und elefantähnliche Mastodonarten kamen an die Ufer zur Tränke.

Der im Mittelpunkt des Beckens befindliche Klosterberg trägt auf seinem Scheitel mächtige Felsen aus Süßwasserkalk, sogenanntem Sprudalkalk.

Wir wandern Königsbronn zu. Der Weg führt fast durchaus durch Buchen- und Tannenwald. In Königsbronn bietet die Besichtigung der Brenzquelle, die einen prachtvollen, von Felsen umkränzten Quelltopf bildet, dessen kristallklares Wasser in tiefem Blau erstrahlt, einen würdigen Abschluß des schönen Ausflugs.

23. Durchs Christental und Roggental.

Wir wandern über Waldstetten hinauf zum Pafeinschnitt zwischen dem Kalten Feld und dem Rechbergle, wo im Schatten der alten Linde das einsame, von heiligem Frieden umhauchte Reiterleskapellchen Wache hält. Noch wenige Schritte, und wir sind in dem eigenartigen

Christental,

als dessen mächtige Randpfeiler sich im Westen der Heldenberg, im Osten der Kuhberg und Galgenberg emporrecken. Trukige Ritterburgen schauten einst von den beiden letzteren Bergen ins Land hinaus. Ueber die Herkunft des Namens „Christental“ weiß die Geschichte keinen, die Sage aber genaueren Bescheid.

Es mag ums Jahr 700 gewesen sein, da zog der christliche Alemannenherzog Rumelius mit einem großen Heer wider den heidnischen Fürsten des Teckgau, da solcher die christlichen Missionäre verfolgt und aus seinem Gebiet verjagt hatte. Unweit der Teck, bei dem Ort Hausen, kam es zu einem gewaltigen Kampf. Die Heiden wurden aufs Haupt geschlagen und ihr Fürst verlor, von einem Pfeilschuß getroffen, das Leben. Unter den vielen Gefangenen, welche in die Hände der Sieger fielen, waren auch vier tapfere Brüder aus edlem Geschlecht, die im Schild als Abzeichen einen roten Löwen führten. Rumelius hatte an ihnen Wohlgefallen, und da sie das Christentum annahmen, befehnte er sie mit Land zwischen Fils und Rems. Die Brüder bauten sich nun eine mächtige Burg

auf dem Rehberg (Rechberg). Die Christen, die ihnen der Alemannenherzog zur Ansiedlung zugewiesen hatte, ließen sich in einem kleinen, abgeschiedenen Tal nieder, das hierfür das Christental genannt wurde.

Am Eingang des Tals, das ein dünner Wasserfaden mit der Außenwelt verknüpft, liegt wie eine Einsiedelei der Hof Christental, früher den Herren vom Holz, später zum Rittergut Winzingen gehörig. Den Städtern überkommt ein Gruseln beim Gedanken, in so weltfremder Abgeschlossenheit jahraus jahrein weilen zu müssen. Wie die Oede und Stille, so mutet auch das Landschaftsbild den Wanderer sonderbar an: steinbedeckte, magere Hänge, von Wacholderstöcken, wilden Rosensträuchern, Schlehdorngebüsch und Haselstauden durchsetzt, am Scheitel von Laubwald berandet. Man fühlt sich um ein Duzend Breiteregrade nach Norden versetzt.

An der Einmündung des Christentals in das Lautertal, am Fuß des 717 m hohen Galgenbergs, liegt anmutig das kath. Pfarrdorf

Nenningen,

das schon 1275 eine eigene Pfarrei bildete. Auf der abgegangenen Burg, an die noch die „Burghalde“ erinnert, saßen helfensteinische Dienstmannen, die einen Deutschmeister Wölflin und einen Augsburgener Bischof Anselm zu den Ihrigen zählten. Die Pfarrkirche zum hl. Martinus, beherrschend gelegen, wurde 1910 von Architekt Kades erbaut. Der Turm der alten Kirche war, nachdem er gegen 700 Jahre lang der Nenninger Tun und Treiben, Freuden und Leiden geschaut hatte, allmählich wackelig geworden und stürzte 1909 in einem Schwächeanfall plötzlich ein. Das Friedhofskirchlein besitzt ein hervorragendes Kunstwerk, eine holzgeschnitzte Pieta von dem Münchner Künstler Günther (1774). Das Werk ist „gleich vollendet in dem sichern Wurf der Komposition wie in dem realistischen Pathos der Schmerzdarstellung. In der Wiedergabe des nackten Körpers mit dem gesucht komplizierten Muskelspiel und in der Behandlung der feinen, in Strähnen

geknitterten Gewandung offenbart sich das glänzende Können eines bedeutenden Bildhauers.“ (E. Gradmann).

Die Strecke Nenningen—Weißenstein kann mit der Bahn, die 1901 eröffnet wurde, zurückgelegt werden. Der kurze Weg, eine Römerstraße, ist aber angenehm zu gehen. Vom Lautertal aus in ein enges, stilles Seitentälchen einbiegend, über das sich mehrere Morgen Himmel wölben, ist man in einer halben Stunde in der drittgrößten Stadt, nicht Württembergs, aber doch des Oberamts Geislingen angelangt, in

Weißenstein

das es in einer 700 jährigen Geschichte auf über 600 Einwohner gebracht hat. An diesem Schnecken-, zeitweise auch Krebsgang der Entwicklung sind aber nicht die rührigen und freundlichen Leute, sondern die Lüzelsalb, der Kriegsburren und andere Berge schuld, die dem Städtchen den Atem und den Bau- und Brotgrund nehmen. Auch spüren's die Weißensteiner am Magen, daß vom Markungstuchen drei große Stücke der gräßlichen Herrschaft zugefallen sind, nämlich die Güter Weißenstein, Lüzelsalb und Ruppertsstetten, die zusammen 273 Hektar umfassen. Das Städtchen gibt sich aber alle Mühe voranzukommen, worauf auch die sauberen Häuser und die wohlgepflegten Gärten und Straßen hinweisen. Einst hatte, wie es für eine Stadt selbstverständlich ist, Weißenstein einen eigenen Ortsadel. 1296 kommt ein Konrad von Weißenstein als Abt von Kempten und 1361 ein Ulrich von dorten als Mönch vom Kloster Lorch vor. Später probierten die Herren von Remchingen und Neuhäusen ihre Regierungskunst an dem Städtchen. Von 1475 bis 1806 hielt es der „rote Löwe“ in seinen Pranken.

Das gräßlich Rechbergische Schloß, von waldfischem Hang herabgrüßend, ist ein leicht befestigter Herrensitz aus der Renaissancezeit. Mit seinen 4 Flügeln, den Staffeleibeln, den Ecktürmen und Erkern bietet es ein ansehnliches und dabei anmutendes Bild, das nichts an sich hat von dem finstern und trutzigen Wesen der mittelalterlichen Burgen. Doch hatte es ehemals ein Zeughaus, worin

mehrere Kanonen und Mörser sich befanden. Hinter dem Schloß ist eine Höhle, das Forellenloch, dem ein



Schloß und Kirche von Weissenstein.
Aus den Blättern des Schwäb. Albvereins.

Wildbach enteilt. Auf den Höhen beim Schloß läßt sich reizend lustwandeln.

Die kath. Pfarrkirche zu St. Maria wurde 1725 im Spätbarockstil unter Beibehaltung eines gotischen Turmes neu erbaut. Beachtenswert sind das Plafondgemälde im Langhaus von Konrad Huber von Weissenhorn (1815), die feinen Stuckaturen in Frührokoکو und die Rechberggrabmäler, besonders das Epitaph des Ernst v. Rechberg (1604). Bis 1478 war der Ort kirchlich Filial von Treffelhausen. Für des Leibes Uzung sorgen in dem Städtchen mehrere gute Gasthöfe mit billigen Preisen. Die Schloßbrauerei, vielleicht seit Gambrinus Zeiten, jedenfalls aber seit über 250 Jahren bestehend, hat einen bedeutenden Versand.

Bei den Touristen und Lustkurgästen ist Weissenstein wohl angeschrieben. Botaniker finden in der Umgebung manch seltene Pflanze, auch aus den Sippen der alpinen und präalpinen Felsgewächse; Geologen halten reiche Petrefaktenerte. Besondere Beachtung findet bei letztern die neue Steige nach Böhmentkirch, wo alle Schichten des Weißjuras vor Augen treten, wie denn auch Altmeister Quenstedt diese Steige seinem Idealprofil für den Weißjura zugrunde gelegt hat.

Nach kurzer aber mühsamer Wanderung erreicht man das kath. Pfarrdorf

Treffelhausen.

Am 14. Juli 1859 legte ein Brand fast das ganze Dorf in Asche, auch die Kirche, ausgenommen den Turm. Bei der einstigen Strohbedachung und dem damaligen Wassermangel waren ja auf der Alb große Brände nichts Seltenes. Die Kirche zum hl. Veit wurde 1865 in neugotischem Stil erbaut. Sie ist ein Werk des berühmten Wiener Dombaumeisters Friedrich Frhr. v. Schmidt, geb. 1825 zu Fridenhofen O. Gaildorf. Dieser große Künstler — Sohn eines protestantischen Pfarrers, seit 1858 Katholik — ist der Schöpfer vieler herrlichen Bauten in Oestreich und Deutschland, so des Rathauses, der Lazaristenkirche und der Weißgerberkirche in Wien; er ist auch der Wiederhersteller des Stephansdoms und einer der hervorragendsten Architekten vom Kölner Dombau.

Wer es auf Versteinerungen abgesehen hat, geht bei den Gebrüdern Schmid, die einen Deltabruch besitzen, gewöhnlich nicht leer aus.

Am Ende des Dorfes erheben sich auf einmal mächtige Deltafelsen, unter denen auf der deutlich sichtbaren Grenze von Gamma und Delta die obere Eybquelle hervorkommt (601 m). Man steht hier an der Pforte des

Roggentals,

eines tiefeingeschnittenen Abtals, dessen hohe, oft steile Hänge mit endlosen Wäldern bekleidet sind, aus denen sich mächtige Felsgebilde in abenteuerlichen Formen erheben, bald als durchlöcherter und zerklüfteter Pyramiden, bald als gewaltige, scharfkantige Felsenmauern, die an weißgetünchte Festungswerke erinnern. Manche Seitenschluchten, wie die Teufelsküche, muten den Wanderer wie ein Stück unentweiheter Wildnis an. In den Wäldern, die das Tal so urfriesch umgürten, kommt noch ziemlich häufig die Eibe vor, von welcher der Talbach und das Dorf Eybach ihren Namen ableiten. Nur in wenigen Gegenden Deutschlands kommt dieser Baum, der an den dunkelgrünen, oberseits glänzenden, unterseits mattfarbenen Nadeln und scharlachroten Früchten kenntlich ist, noch wildwachsend vor. Aus seinem unbegrenzt dauerhaften Holz fertigte man im Mittelalter die Armbrustbogen, auch Eiben genannt, und in Urzeiten, wie die Funde in den Pfahlbauten bekunden, die Bogen, Messer, Kämme u. a.

Den östlichen Talhang krönte einst die Burg Ravenstein, neben dem gleichnamigen Hof gelegen. Wälle und Burggraben sind noch sichtbar. Die Herren von Ravenstein kommen von 1150—1233 vor. Ihnen folgten in der Burgherrschaft die Grafen v. Helfenstein, die Zöllnhart, die Herren v. Rechberg und die Reichsstadt Ulm. 1393 wurde die Burg von den Smündern eingenommen und geplündert. Ravenstein soll auch das Stammschloß der Herren von Hausen sein. In der Heiligkreuzkirche zu Smünd liegt ein Glied dieses längst ausgestorbenen Geschlechts begraben, nämlich Ritter Hans mit seiner Ehe-
wirtin.

Wer über Ravenstein und das Dörfchen Steinentirch geht, macht etwa $\frac{3}{4}$ Stunden Umweg. Die neue Steige von letztem Ort ins Roggental zurück zeigt ein gutes Profil von Weißjura und bietet schöne Eiben.

Ist Ravenstein etwas hinter uns, so folgt auf der westlichen Talseite eine Höhle, das Nordloch, und weiter abwärts im Talgrund zuerst die Oberroggenmühle und dann die Unterroggenmühle, die schon 1291 verurundet ist. Daneben türmt sich der Roggenstein auf. Ein Herr von Roggenstein, damals Ruggenstein genannt, hat uns aus dem Jahr 1281 seinen Namen hinterlassen.

Endlich wieder ein Dorf, nämlich das paritätische Pfarrdorf

Eybach,

reizend gelegen zu Füßen des mächtigen Himmelfelsens, der noch Trümmer der uralten Burg Zwach, d. h. Eybach, aufweist. 1291 verkaufte ein Helfenstein die Burg an das Kloster Ellwangen. Ueber die Ahlfingen, Klingenstein, Randeck und Zöllnhart ging sie 1457 an die Herren von Degenfeld-Schonburg über, die 1540 im Dorf ein Schloß erbauten, das dann 1768 neu erstellt wurde. Es enthält ein reiches Archiv und eine bedeutende Bibliothek. Schloß Eybach ist der Geburtsort des Freiherrn Christoph Martin von Degenfeld, 1599—1653. Dieser Abenteurer stand im 30jährigen Krieg zuerst in kaiserlichen, dann in schwedischen und französischen Diensten. Zuletzt wurde er venezianischer Generalgouverneur von Dalmatien und Albanien, wobei er sich im Kampf gegen die Türken hohen Ruhm erwarb. Seine Gemahlin war eine Tochter des Wilh. Adelmann von Adelmansfelden. In der Chronik Smünds ist sein Name übel vermerkt. 1634 machte er nämlich die Stadt zum Sammelplatz seines schwedischen Reiterregiments und spielte dann gewalttätig den Herrn und Gebieter. Die Krone Schwedens überwies ihm zur Entschädigung für die Verpflegungskosten seiner Truppe sämtliche Klöster der Stadt, auch Gotteszell, und dazu die Fuggerei und die Adelsgüter zu Straßdorf, Lautern und Unterböbingen. Der Herr Oberst saß nun in der Wolle, doch die für den

Kaiser siegreiche Schlacht von Nördlingen machte seiner Gewalt und Herrlichkeit ein jähes Ende.

Auf dem Himmelfelsen zeigt man auch Schwedengräber. Schon zur Keltenzeit scheint hier oben eine Ansiedlung bestanden zu haben, worauf aufgefundene Regenbogenschüsselchen, also hohle Goldmünzen, hinweisen.

Die spätgotische, paritätische Kirche des Dorfs, aus Tuffsteinquadern erbaut, weist ein gotisches Tabernakeltürmchen und viele Grabmäler von 1533—1745 auf. In der Nähe der Kirche zweigt ein Weg ab in das Felsental mit seinen prächtigen Dolomitsfelsen.

Dem Eybach folgend gelangt man in einem Stündchen nach der Oberamtsstadt

Geislingen.

Die Stadt, mit Altenstadt etwa 14000 Bewohner zählend, ist eingeeengt ins tief eingeschnittene Rohrachthal (458 m), um dessen Steilhänge Obstgärten und prächtige Wälder ihre grünen Bänder schlingen, über welche Weißjuraklippen malerisch emporsteigen. Gegen Süden erhebt sich der trohigwilde Block des Geißelsteins (640 m), gegen Osten schließen der Helfenstein- und der Odenturmberg das farben- und formenreiche Landschaftsbild ab.

Als Fabrikstadt spielt Geislingen eine wichtige Rolle im Schwabenland. Die Württ. Metallwarenfabrik gehört zu den bedeutendsten industriellen Unternehmungen Deutschlands. Trotz der ausgedehnten Fabrikanlagen und vieler Neubauten hat das Bild der arbeitsamen, ernsten Stadt noch manche altertümliche Züge bewahrt. Da und dort schaut aus den enggeschlossenen Häuserzeilen noch ein urtümlicher, mitunter malerischer Bau aus gotischer oder Renaissancezeit hervor. Die spätgotische evang. Stadtkirche, in ihrer Jugend katholisch, konnte am 26. April 1924 das 500jährige Jubiläum der Grundsteinlegung begehen. Vollendet wurde sie 1467. Der spitze, 67 m hohe Turm, die schönen Chorstrebebögen und die edelformigen Fenster und Portale verleihen dem architektonischen Bild der dreischiffigen Basilika eigenartige und fesselnde Züge. Die

elegante, sterngewölbte Vorhalle der Südpforte hat Hans Schweinbacher von Windsheim 1467 errichten lassen. Von den alten Altären konnte sich nur einer in die Gegenwart retten: ein prächtiger Flügelaltar, den der Ulmer Meister Daniel Mauch um 1520 gefertigt haben soll. Seine Predella entstammt der Werkstatt des älteren Syrlin, während Chorgestühl und Dreisitz von der Kunst der jüngern Syrlin zeugen. Die Holzkanzel, 1621 von Daniel Hennenberger gefertigt, ist eine hervorragende Schöpfung der Schreinerarchitektur. Auch die geschnitzten Türen, teils in Renaissance teils in Barock gehalten, und verschiedene Grabmäler (1430—1792) haben erheblichen Kunstwert.

Die kath. Kirche zum hl. Sebastian wurde nach dem Entwurf von Dombaumeister Schmidt aus Wien erbaut (1866). Sie ist mit mehr Liebe und Eifer als Geschmack ausgestattet. Die neue kath. Kirche in Altenstadt, der unbesleckten Empfängnis geweiht, stammt aus dem Jahr 1908. Sie ist ein Werk von Kades-Stuttgart.

Von sonstigen Bauten sind sehenswert der Bauhof (1593), ein Fachwerkgebäude, das Rathaus (1422) mit einer von Eichenholzsäulen gestützten Halle, das Zollhaus (1593 erneuert), das Finanzamt, einst ein Helfensteinisches Schloß, das Forstamt, ein altes Steinhaus, das Schubartshaus (15. Jahrh., von 1763—69 Schubarts Wohnhaus), und das Seelhaus (Spital). Auf einer Doggerbantterrasse ist ein schmuckes Villenviertel entstanden.

Die Stadt steht auf uraltem Kulturboden. Schon lange, ehe der Alemanne Gisilo (der Geisel, der Bürge), der im Stadtnamen fortlebt, sich hier (in der Altstadt, dem jetzigen Altenstadt) ansiedelte, hatten da wohl die Römer eine Niederlassung. Es führte auch ihre Straße durchs Filstal nach Urspring durch den Ort.

Der Weltkrieg forderte von den Ausmarschierten der Gesamtgemeinde 512 Todesopfer, 16 Vermißte inbegriffen.

Ueber Geislingen stand auf gewaltigem Felsen die Burg Helfenstein, die schon 1113 genannt wird und 1552 abgetragen wurde. Die Helfensteiner ragten durch das Alter ihres Hauses, durch Macht und Ruhm unter

den Edeln Schwabens hervor. Schon im 9. Jahrhundert stiftete ein Glied dieses Geschlechts das Kloster zu Wiefenstein. Ins Heldenbuch der Kreuzzüge sind die Helfensteiner glänzend eingetragen, und unter den Staufern, in deren Gefolge sie unter den Ersten waren, kamen ihnen wenige Grafengeschlechter an Macht und Ansehen gleich. König Adolf von Nassau erhielt von dem kinderlosen Grafen Ulrich von Helfenstein dessen Anteil an Burg und Grafschaft Helfenstein. Diesem Helfensteiner war sein einziger Sohn früh gestorben, und der Alte gönnte seinen Vettern sein Erbe so wenig, daß noch lange nach seinem Tod das Volk von ihm erzählte, er habe seine Kasse mit Silber beschlagen, die fremden Weine im Neckarwein gekühlt und oft gewünscht, seine Güter möchten eine Erdbeere sein, um sie auf einmal verschlingen zu können. Endlose Fehden und prachtliebende Leppigkeit, die namentlich durch die reiche bosnische Fürstentochter Maria, die Gemahlin des ältern Ulrich von Helfenstein, auf die Burg gekommen war, führten das alte, mächtige Haus rasch dem Untergang entgegen. 1396 verkaufte Graf Friedrich in erdrückenden Geldnöten die Stadt Geislingen samt der Stammburg Helfenstein und andern Burgen an die Reichsstadt Ulm, die den gräflichen Nachbarn längst gewaltige Summen zu ungeheuren Zinsen vorgestreckt hatte. Ein alter Bauer sagte, als er hörte, daß Geislingen hingegeben worden sei, zu Graf Friedrich: „O Herr, wo gedenken Euer Gnaden hin? Hättet Ihr das ganze Jahr einen Bazen nach dem andern zum Fenster hinausgeworfen, so hättet Ihr doch allein vom Zoll noch Geld genug gehabt.“ Ein Besitztum nach dem andern ging dem vordem so stolzen und reichen Hause verloren, und etwa hundert Jahre nach dem Verkauf der Stammburg mußte sich die Gräfin Irmengard glücklich schätzen, aus der wohlthätigen Wucherhand Ulms einen Zehrpennig von 10 Gulden zu empfangen, und einer der letzten Helfensteiner mußte als Söldner Ulms seine eigene Stammburg, die im Schmalkaldischen Krieg Markgraf Albrecht von Brandenburg eingenommen hatte, erobern und zerstören helfen. Ulm

hatte durch Erwerb der helfensteinischen Güter sein Gebiet so vergrößert, daß es nahezu alle deutschen Reichsstädte an Umfang des Landbesitzes übertraf.

Noch eines Ereignisses aus der Chronik der Helfensteiner sei gedacht: Des tragischen Schicksals Ludwigs von Helfenstein. Er hatte mit Rudolf von Ehingen die schen-



Odenturm.

Aus den Bl. des Schw. Albo.

tischen und ellwangischen Bauern bei Göppingen geschlagen und im Zug gegen die odenwaldischen Rebellen die Bergfeste Weinsberg besetzt. Als die Bauern durch Mithilfe eines Teiles der Bürger von Weinsberg die Stadt in ihre Gewalt bekommen hatten, wurde die Burgbesatzung gefangen genommen und der Helfensteiner mit 70 andern Adeligen, Rittern und Edelknaben unter Pfeifenklang und Trommelschall in die Spieße der Bauern getrieben. Die schwarze Hoffmännin von Böckingen wühlte mit einem Messer in dem Leichnam des Helfensteiners und schmierte

sich mit seinem Fett ihre Schuhe, während andere dem Toten die Haare und Hautstücke abrissen. Die Gräfin Helfenstein, eine Tochter des Kaisers Maximilian, war vor der greulichen Mordtat den wütendsten Bauern zu Füßen gestürzt und hatte, ihr zweijähriges Kind auf den Armen, sie angefleht, ihr den Gatten und ihrem Söhnlein den Vater zu lassen. Aber weder ihr Jammer und ihre Tränen, noch ihre Schönheit und hohe Herkunft rührten das Herz der Unmenschen. Hohnlachend stießen die Bauern sie mit den Füßen zurück, daß sie rücklings niederstürzte, und verwundeten das lallende Kind. Drauf wurde sie mit Kind und Edelfräulein auf einen Mistwagen gesetzt und nach Heilbronn gebracht. (Siehe auch S. 140.)

Anweit der Burgstelle steht wie eine Sage und Frage der 34 m hohe Oedenturm, eine Hochwacht aus gotischer Zeit, längst das Wahrzeichen der Stadt. Der unten quadratische, oben zylindrische Baukörper ist aus riesigen, tabellos geschichteten Buckelquadern erstellt. Am 18. Jan. 1921 schlug der Blitz in den Turm. Er brannte aus, wurde aber im gleichen Jahr in seiner alten Form wieder hergestellt. Vom Dachstübchen, wie auch von der 635 m hohen Umgebung aus lohnen prächtige Ausblicke das Auge des Wanderers.

24. Nach Adelberg.

Ein Septembermorgen. Von Gmünd mit dem „Zügle“ bis Adelberg-Börtlingen. Auf der Straßdorfer Höhe kommt Licht in das graue Morgenbild. Aus silbernen Nebelgründen erheben sich die blaugoldnen Alpyramiden; aus dem düsteren Hügelland des Welzheimer Waldes schauen sonnbestrahlte Kirchtürme hervor, hehr und licht, wie erleuchtete Sehergestalten aus der Alltagsmenge. Urgemütlich fügt sich das alte Straßdorfer Kirchlein in das Landschaftsbild ein, während die Tochter, die 1910 vollendete neue Kirche, eine vornehme moderne Figur in dem reizenden

Panorama spielt. Zwischen Metlangen und Reitprechts steht einsam das neue Schulhaus für beide Weiler. In den Besitz von

Reitprechts

teilten sich einst die Grafen von Rechberg, die Helfensteiner, Gmünd und Kloster Lorch.

Lenglingen

war bis zur Reformation Filial von Straßdorf. Um 1700 wurde hier vergeblich nach Steinkohlen gegraben. Mit Erfolg wurde dagegen in der Umgegend früher auf Gagatkohle geschürft, die in der Gmünder Schmutzindustrie Verwendung fand.

Maitis,

schon im Donautreis gelegen, besitzt eine spätgotische ev. Kirche. Kloster Anhausen erhielt hier 1143 Besitzungen.

Wärschenbeuren,

einst Zubehör der nahen Wärscherburg, ist behaglich in das gartenreiche Liasgestilde eingebettet. Es besitzt ein Schloßchen mit zwei Erkern (1588) und in der spätgotischen Kirche, deren Turm noch aus romanischer Zeit stammt, beachtenswerte gotische Holzfiguren und einen Oelberg aus der Zopfzeit. In dem Dorf ist geboren Professor Joh. Kuhn, † 1887, das Haupt der Tübinger kath. Theologenschule, hochgeschätzt von König Wilhelm I., der auf seinen Rat im Revolutionsjahr 1848 Stuttgart nicht verließ und so das Ruder des schwankenden Staatsschiffes fest in Händen behielt.

Gegen Süden erhebt sich ein Berg, dessen Name keinem Deutschen unbekannt ist, der den beherrschenden Mittelpunkt der Landschaft und über hundert Jahre den der Geschichte Deutschlands bildet: der Hohenstaufen. Talabwärts schneidet der Schienenweg die Knollenmergel an, deren Rutschungen beim Bahnbau gewaltige Summen verschlangen. Der schlankte Barockturm der Wallfahrtskirche zu

Birenbach

blickt weit ins Tal hinaus. Im 30 jährigen Krieg war das Dorf mehrere Jahre unbewohnt. 1707 wurde es von den Franzosen ausgeplündert.

Von Station Börtlingen-Adelberg aus machen wir einen Abstecher nach dem nur einige Minuten entfernten

Rechberghausen,

dessen ansehnliches Dorfbild durch die schöne neue Kirche (wertvolle Holzskulpturen aus dem 15. und 16. Jahrhundert) ein vornehmes Gepräge erhält. Der Ort zerfiel einst in das Dorf und das höhergelegene Städtchen. Der Stadtgraben ist hinter dem obern Tor noch zu erkennen. Urväterisch schauen die hohen Siebelbauten von der Höhe herab. Die Ueberreste des alten Schlosses bieten einen eigenartigen, reizenden Anblick. Hier greift der Maler zum Pinsel, der Dichter in die Saiten. Das neue Schloß (1721), ein einfacher Bau, ist Eigentum der Grafen von Degenfeld-Schonburg. Am 12. Mai 1853 ging ein schrecklicher Wolkenbruch über das Dorf nieder. 8 Gebäude wurden fortgerissen, 37 Personen ertranken.

Von der Station Börtlingen-Adelberg führt der Weg zuerst ein halbes Stündchen durch ein liebliches Waldtal, und dann geht es, immer im Tannenschatten, hinauf auf den Rücken des Schurwalds, der uns überrascht durch die fruchtbaren Gefilde, besonders die vielen Obstgärten. Eine prächtige Landschaft mit weitem Fernblick! An dem Weg zum

Kloster Adelberg

stehen 7 uralte Riesenlinden. Gern hätte ich in deren Schatten mit meinem Begleiter etwas gerastet, aber laut Warnungstafel ist „Zigeunern und andern Gesellschaften“ das Lagern unter den Linden verboten. Wer kann wissen, wen alles die hohe Obrigkeit von Adelberg zu „andern Gesellschaften“ zählt?

Durchblättern wir flüchtig die Geschichte des Klosters, ehe wir seine Pforte überschreiten.

Das Chorherrnstift Adelberg, ursprünglich Madelberg genannt, gehörte dem Orden der Prämonstratenser an. Dieser Orden wurde 1120 vom hl. Norbert gestiftet. Seine Hauptverdienste sind die Befehrung der heidnischen Wenden und eifrige Pflege des Schulunterrichts. Die Kloster-

schule von Adelberg soll auch von hohenstaufischen Prinzen besucht worden sein. Mehrere Heilige und hervorragende Gelehrte und Schriftsteller (Gosfine) sind aus dem Orden hervorgegangen. Der Prämonstratenser Diwisch erfand 1754 den ersten Blichableiter.

Stifter des Klosters Adelberg ist der staufische Dienstmann Folkhard von Staufsen (1178), dessen Burg auf dem benachbarten Ebersberg stand. Kaiser Barbarossa bestätigte 1181 die Stiftung. Die Schirmvogtei behielten die Staufer bis zu ihrem Untergang; dann kam sie an das Reich und 1362 an die Grafen von Württemberg. Im Klosterwappen zeigen sich der Eber Folkhards und die staufischen Löwen. Zum Besitz des Klosters gehörten 10 Dörfer, 19 Weiler, 37 Höfe und 22 Mühlen. Bis 1423 hatte das Kloster Pröpste, dann Aebte. 1514 wurde es von den Aufrührern des „armen Konrad“ ausgeplündert, 1525 von den rebellischen Bauern gänzlich zerstört, wobei insbesondere auch Hintersassen des Klosters mithalfen. Die Bauern würfelten darum, wer das Feuer anzünden sollte. Die noch vorhandene Kapelle entging der Zerstörungswut der Bauernhorden, was einem einfältigen Mann namens Häckle zu verdanken sein soll, der die Unholde mit Tränen gebeten habe: „Diese Kapelle ist mein, o schonet sie!“

Abt Leonhard Dürr baute bald hernach das Kloster wieder auf. Nach Herzog Ulrichs Rückkehr in sein Land wurde 1535 die Reformation eingeführt; aber nach dem für die protestantischen Fürsten ungünstigen Ausgang des Schmalkaldischen Kriegs erhielt das Kloster 1547 nochmals einen katholischen Abt, Ludwig Wernher, † 1565. Ihm folgte unter dem Einfluß Herzog Christophs ein evangelischer Abt, unter dem alle Mönche, welche nicht protestantisch werden wollten, das Kloster verlassen mußten. Das Klostergut wurde dann allmählich verstaatlicht. Das Konventsgebäude, die Klosterkirche und die meisten der andern Klosterbauten wurden im Laufe der Zeit abgebrochen oder zerfielen. Schatzgräber versuchten häufig, mehrmals mit Erfolg, ihr Glück auf der Klosterstätte und im alten Gemäuer. Beim Abbruch der Siechenkapelle

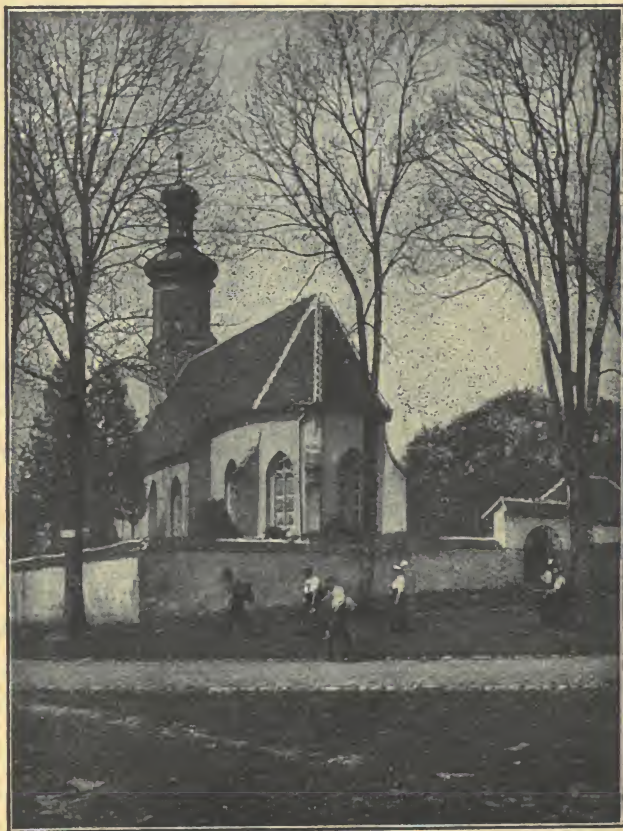
tam im Bauschutt ein silbernes Kreuz zum Vorschein. Der zuletzt (1802) gefundene Schatz enthielt 810 portugiesische Goldmünzen aus dem 16. Jahrhundert. Ihr Wert soll 30 000 Gulden betragen haben. Wie man im Orte noch heute erzählt, haben diese Schätze keinem ihrer Finder Glück gebracht, der letzte Finder habe sogar auf Gemeindefkosten beerdigt werden müssen.

Vom Klostertor aus, das 1751 erneuert wurde, wandern wir zuerst um die Klostermauer, an der hundertjähriger Efeu und wilde Reben emporranken. Wir kommen vorbei an einem steinernen Sühnekreuz, an dessen Stelle sich angeblich einst zwei Bettelbuben erstochen haben im Streit darüber, daß der eine im Pfarrhaus ein schwarzes, der andere aber ein weißes Brot bekommen hatte. Etwa hundert Schritte südlich davon genießt man eine herrliche Rundsicht. Durch eine Mauerpforte der Westseite den Klosterplatz betretend gelangt man zunächst an das ehemalige Jägerhaus, das jetzige Forsthaus, bei dem sich eine stattliche Esche und zwei prächtige Stechpalmenbäume befinden. Neben dem Forsthaus steht noch das einstige Speichergebäude mit Ecktürmchen. Nordöstlich befindet sich die Prälatur, das nunmehrige Pfarrhaus. Es ist in Renaissance und Barock gehalten und hat drei Barockstückdecken und herrliche Wandgemälde. Das Kleinod Adelsbergs, der letzte Zeuge verschwundener Größe, ist die

St. Ulrichskapelle,

jetzt eine ev. Kirche. Das spätgotische Kapellchen (1500) mit seinem zierlichen Kokotürmchen, umringt von der hohen Friedhofmauer, beschattet von stattlichen Bäumen, bietet ein anmutiges, stimmungsvolles Bild. In seinem Innern birgt es einige wertvolle Sehenswürdigkeiten. Die Predella des Hochaltars zeigt ein prächtiges Gemälde Zeitbloms: Christus, der Weltenrichter, umgeben von den 12 Aposteln (1511). Die inneren Flügelbilder des Altars stellen Mariä Verkündigung und Mariä Krönung dar. Kunstwerke sind auch die Standbilder des Hochaltars, die aus einer Ulmer Werkstatt stammen, wohl von einem Schüler

Syrlins. Rechts von der Himmelstönigin, der das Kloster geweiht war, stehen St. Katharina von Alexandria und



St. Ulrichskapelle.

Aus den Blättern des Schw. Albvereins.

St. Nikolaus, links St. Gertrud von Nivelles und St. Ulrich. Die Figuren zu oberst am Altar, das Kruzifix, Maria und Johannes, stammen aus dem Nachlaß des

Malers Dürr von Ulm. Von den Bildern der Rückseite des Altars erinnert die Auferstehung der Toten, wie auch das genannte Gemälde der Predella daran, daß das Kirchlein als Friedhofskapelle erbaut wurde. Beachtenswert ist auch das Bild vom Schweißtuch der Veronika. Die Wandgemälde des Schiffes, aus dem 16. Jahrhundert stammend, 1744 übermalt, führen die Gründung des Klosters vor. Unter einem weiteren Bild ist zu lesen: „Anno 1188 haben allhier auf der Dobelwyßen des Kaisers Friderici Barbarossa drey Edelknaben von Hohenstaufen ihrem Präceptor die Augen ausgestochen“. Der Kaiser ließ nach Crusius (1588) die flüchtigen Missetäter gefangennehmen und „in ein graußam Gefängnis werfen“; später wurden sie auf Fürbitte freigelassen, aber vom Hof verbannt.

Die sogenannte Prälatentafel an der linken Chorwand enthält das Verzeichnis der Pröpste und Äbte des Klosters. Vor dem Hochaltar ruht ohne Grabstein die Klosterfrau Katharina von Württemberg, Tochter des Grafen Ulrich des Vielgeliebten. Es bestand nämlich bis 1476 in Adelsberg auch ein Frauenkloster, gelegen auf der Nordseite des Klosterweilers, hinter dem Gasthaus zum Köhler beim „Frauengarten“. Die Kapelle weist auch verschiedene Denkmäler kath. und evang. Prälaten auf. So befindet sich an der Außenseite das schöne Grabdenkmal des Abtes Berthold Dürr, des Erbauers der Kapelle, und unter der Kanzel eine Messingtafel zum Gedächtnis des Abtes Ludwig Wernher, des letzten kath. Abtes, † 1565. Zur Kapelle gehörte ehemals ein Ölberg, der 1828 abgebrochen wurde. Die noch vorhandenen Ölbergfiguren, Meisterwerke in feiner Frührenaissance, sind nun in einem Schuppen untergebracht. Eine genaue Beschreibung der Ulrichskapelle und der anderen Sehenswürdigkeiten Adelsbergs findet sich in dem Schriftchen „Kloster Adelsberg von Pfarrer Müller, Adelsberg“.

Auf dem Friedhof hat seine Ruhestätte auch Generalleutnant v. Eind gefunden. Seine ehemalige Villa ist nun Eigentum des jetzigen Schultheißen von Adelsberg.

Die Dorfkirche in Adelsberg, deren stattlicher Turm weithin sichtbar ist, hat eine Predella von Zeitblom. Am Westgiebel steht neben dem Wappen des Abtes Berthold Dürr eine Inschrift, die in der Uebersetzung lautet: „Im Jahre des Herrn 1490, am zweiten Tag der Osterwoche, legte Herr Abt Berthold, Abt von Adelsberg, den ersten Stein dieser Kapelle zu Ehren Christi.“ An der Kirchhofmauer sind alte Grabsteine. Zwischen dem Dorf, das bis 1851 Hundsholz hieß, und dem Kloster, durch den einst überbrückten Tobelgrund, verlief die Grenze der Bistümer Augsburg und Konstanz.

Als Kurort gewinnt das hübschgelegene Dorf, insbesondere der Klosterweiler, stetig an Bedeutung.

Wir überschreiten den Schurwaldrücken und wandern hinab nach

Plüderhausen.

Bei einem Gang durch das stattliche Dorf fallen auf der eigenartige Turm der hochgelegenen ev. Kirche, die einst der hl. Margareta geweiht war, das schloßähnliche Schulhaus, das hübsche Rathaus, mehrere Villen und zwei große Nahrungsmittelfabriken. Auf der Heimfahrt lenten der Elisabethenberg bei Waldhausen, der einst die staufische Burg Waldhausen trug, und das Kloster Lorch, die Begräbnisstätte der Staufer, den Blick auf sich. Auf genannter Burg oder in dem Burgstall im Haslach bei Ravensburg stand Barbarossas Wiege. Im Weltkrieg wurde die Kuranstalt auf dem Elisabethenberg als Reserve-lazarett benützt. Für 32 Verwundete wurde sie das Sterbehäus.

25. Nach Mustenriet u. Großdeinbach.

Ein Abendspaziergang zur Herbsteszeit. Beim Gang über den St. Salvator machen wir auf der Felsenrinne mit den drei Kreuzen kurze Rast. Die Aussicht zeigt so recht, wie schön unsere Heimat ist. Der Blick auf das

Stadtbild läßt aber etwas vermissen: einen mächtigen Turm neben dem riesigen Satteldach der Heiligkreuzkirche. Das kleine Smünd des 14. Jahrhunderts hat das prächtige Gotteshaus erstehen lassen und nebenher noch eine weitere Kirche und eine Kapelle erbaut, die folgenden fünf Jahrhunderte aber haben nicht fertig gebracht, durch einen Turmbau das Werk zu krönen, und die Gegenwart ist kaum noch imstande, das herrliche Erbe notdürftig zu erhalten. Jeder Smünder sollte die Sorge für die Heiligkreuzkirche zu seiner eigenen Sorge machen.

Weiter, hinauf den Waldhang? Wo der Hang zum Rücken sich wölbt, führt den Waldsaum entlang ein Weg, von dem man wiederum eine besonders hübsche Aussicht genießt. Vor etwa 1800 Jahren blinkten hier römische Adler; denn durch den Wald zog die römische Grenzmauer, der rätische Limes, von dem heute noch Spuren zu finden sind. In der Nähe von Wustenriet, am Hang des Rötensbachtals, ist die Römermauer auf etwa 200 m Länge noch deutlich zu erkennen. Ein Hirtenbube sollte mir die Flurgrenze zeigen, da der Limes ihr teilweise folgt. Aber er wußte nicht Bescheid. Das war im alten Germanien anders. Da kannte jeder Bube die Markungsgrenze genau; denn zum jedsährlichen Flurumgang nahm man immer auch die Buben mit, und bei jedem Grenzstein fiel als Merkzettel für jeden eine Ohrfeige ab, woher sich noch heute der Spruch ableitet: „Einem etwas hinter die Ohren schreiben.“

Der Weiler

Wustenriet

war ursprünglich hohensaußisches Hausgut und dann Lorch's Klosterbesitz; doch gab es auch hier wie auf dem ganzen Melzheimer Wald noch freie Bauern, die bloß dem Kaiser untertänig waren und in der Waibelhube ihre eigene Gerichtsbarkeit besaßen. Ein Benz von Wustenriet tritt 1296 neben den ersten Smünder Patriziern als Urkundsperson auf. Im 15. und 16. Jahrhundert kamen freie Bauengüter des Dorfes in den Schirm von Württemberg und in die Untertanschaft von Smünd und Kloster

Lorch. Ein anderes freies Bauerngut gelangte in Besitz der Smünder Fugger und 1612 durch Kauf an Georg Friedrich v. Gaisberg. Der letzte Smünder Fugger, Graf Anton v. Weißenhorn-Kirchberg, † 1616, war wohl durch seine Verarmung zur Veräußerung des Gutes genötigt worden. Als „freiadeliges kaiserliches Freigut“ mit einem Schlößchen ging es im Laufe der Zeit in verschiedene Hände über. Württemberg scheint aber gewisse Rechte über das Freigut besessen zu haben, da der Vogt in Lorch wiederholt verlangte, daß die Leichname von Familiengliedern kath. Besitzer in Lorch zu beerdigen seien, und zur Durchführung dieses Befehls 1708 sogar mit bewaffneter Mannschaft anrückte, allerdings vergeblich; denn der kath. Pfarrer von Wehgau war früher aufgestanden und hatte bereits den Toten auf dem Wehgauer Friedhof beerdigt. Es muß damals viel überschüssige Kraft und Zeit vorhanden gewesen sein, daß man wegen einer Leiche solche Staatsaktionen ins Werk setzte. Aber der Grundsatz „Wessen das Land, dessen die Religion“ wirkte sich eben bis zum Sargdeckel aus, und in Württemberg war demgemäß auch bei Todesfällen jede kath. Kulthandlung streng verboten. 1712 ging das kaiserliche Freigut in den Besitz des Rittmeisters Wilh. Friedr. Höfer von Löwenfeld über, der 1742 starb, worauf dessen Witwe 1744 das Freigut an die Smünder Bürger Michael Spriegel und Achilles Stahl, den „Edlen von Pfeilhalden“ und Smünder Häufertkönig, verkaufte. Dabei scheinen gewisse Gerechtfame Württembergs abgelöst worden zu sein.

Nachkommen des genannten Löwenfeld sind Generalmajor Julius v. Löwenfeld, † 1916, und General der Infanterie Alfred v. Löwenfeld, Generaladjutant des deutschen Er-Kaisers. Ersterer hat stets ein warmes Interesse für den Besitz seines Ahnen bekundet.

Aus dem Schlößchen ist im Laufe der Zeit eine Wirtschaft geworden, die bis 1848 besondere Gerechtfame besaß. Die massigen Außenmauern des Gebäudes sind noch erhalten, aber das Innere ist völlig umgestaltet worden. Nur ein trauliches getäfeltes Zimmer im Bühnenraum

mit geschmackvoller Ausstattung in Spätrenaissance erinnert noch an die alte Zeit.

Auf dem Weg nach Großdeinbach erfreut sich das Auge an dem herrlichen Albpanorama. Die Berge vom Rosenstein bis zum Rechberg finden ihre Fortsetzung im Messelstein, Hohenstein, Hohenstausen, Böhler, Breitenstein und in der Teck.

Die Edlen von Sperbersack, die auch in Smünd ansässig waren, zählten zu den Dienstmannen der Herzoge von Teck, von denen einer sich sogar den Königstitel beilegte, da bei der Königswahl nach dem Tode Rudolfs von Habsburg auf ihn einige Stimmen gefallen waren. Im Titel der württemberg. Landesfürsten lebte bekanntlich der Name des teckischen Geschlechts, das 1439 mit dem Patriarchen Ludwig von Aquileja ausgestorben ist, weiter.

Die Straße führt von Mustenriet bis Groß- und Kleindeinbach durch das Gebiet des Eiasandsteins. Fast parallel zu ihr zieht sich nordwärts, vom Laichle bei Wehgau bis über Großdeinbach hinaus, ein 100—400 m breites Lehmfeld hin, eine diluviale Erscheinung.

Das Pfarrdörfchen

Großdeinbach,

1275 Tainbuch genannt, 443 m hoch gelegen, besitzt noch mehrere recht stattliche und gefällige Balkenhäuser. Rebspaliere schmücken viele Gebäude, und auffallend hohe und dickstämmige Birnbäume stehen prozig um die einzelnen Bauernhäuser. Der uralte Birnbaum in Schulzenbauers Garten soll, wie ein Bauer hochernst versicherte, über 1000 Jahre alt sein. Dies wäre also der älteste Großdeinbacher; doch wird man nicht bestraft, wenn man sein Mathusalasalter bezweifelt. Am Ende des Dorfes steht inmitten eines fesselnden Landschaftsbildes die ev. Kirche, ein gefälliger Bau, i. J. 1900 von Dolmetsch erstellt. Der gelbbuntblättrige Eschenahorn, die Cypresse und die Nordmannstanne, lauter Fremdlinge aus Amerika, bilden statt deutscher Tannen, Birken und Linden den Ausruf des

Kirchplatzes. Neben der Kirche stehen in holder Eintracht Pfarr-, Schul- und Rathhaus beisammen, der Dominantdreiklang im vielstimmigen Gemeindeorchester.

In die Herrschaft über die Großdeinbacher teilten sich einst, soweit der Grundbesitz nicht Freibauern gehörte, Kloster Lorch, die Herren von Rechberg und die Reichsstadt Smünd. Kirchlich war das Dorf bis 1897 Filial von Lorch. Im 17. Jahrhundert raffte die Pest viele Ortsbewohner weg. Der Weltkrieg forderte von dem Dörflein 17, aus der ganzen großen Stabsgemeinde, zu der auch Kleindeinbach, Hangendeinbach, Mustenriet, Wehgau, Pfersbach, Sachsenhof, Lenglingen und Kadelstetten gehören, 43 Todesopfer. Prälat J. Frohnmeier, durch sein Geschichtsbuch für höhere Lehranstalten vielen gut im Gedächtnis, versah über die Kriegszeit die erledigte Pfarrstelle.

Der Weg nach Kleindeinbach erfreut auch den verwöhntesten Wanderer. Die tiefeingeschnittenen Waldtäler des Rötensbachs, Hasel- und Schweizerbachs, der dunkelgepunktete Rücken des Schurwalds und der blaue Albberggürtel schaffen ein reizendes Bilderalbum. Durch die Felder nördlich von Kleindeinbach zieht der römische Limes. Im nahen Wald liegt ein Römerkastellchen, im Volksmund „Schlößchen“ genannt. Es flankierte mit dem Freimühlkastell das Rötensbachtal, die Grenzscheide der römischen Provinzen Rätien und Obergermanien. Andreas Buchner, Professor in Regensburg, hat es 1821 entdeckt, Steimle 1892 die Fundamente freigelegt und das Innere quer durchgraben. Es bildet ein Quadrat von 25 m Seitenlänge und nur einem Tor (im Süden). Türme und Gräben fehlten. Das einzige Fundstück bildete der Ober- teil eines römischen Schwertes. Dagegen wurde weiter unten, im Rötensbachtal, der 66 cm hohe und 86 cm breite Ober- teil eines großen römischen Altars aufgefunden.

Hat man Kleindeinbach hinter sich, so eilt der Fuß hinab ins schöne Remstal, in das von der gegenüberliegenden Höhe das alte Kirchlein von Straßdorf urgemütlich herabgrüßt.

Die Wälder am Wege sind von malerischen Gruppen der verschiedensten Pilze belebt. Wie niedlich schmiegen sich die zahlreichen Jungen an die würdevolle Pilzmutter an, unter deren Pilzdach brummige Käfer sich zu ernstesten Betrachtungen über die schlimmen Zeiten einfinden!

Wer vor 1800 Jahren aus diesen Wäldern ins Remstal trat, sah vor sich zwei römische Kastelle, die von der Schirenhofstuppe und dem Vogelhaubühl aus die Grenzmauer und die Talstraße schirmten. Jetzt beleben freundliche Höfe und das malerische Bild der Stadt das Gelände. Was wird es nach 1800 Jahren zu sehen geben?

26. Eine Runde über das Himmelreich und den Scheuelberg.

Sonnenglanz auf Rosen und Uehren. Schwalben schießen durch blauen Duft; Lerchen trillern über güldner Pracht.

Unser Weg führt über Oberbettringen nach Bargau (S. 208) und folgt dann dem Sträßchen, das den Bargauer Bach begleitet. Letzteres ist ein uralter Verkehrsweg, der die Kizinger Höhe erklimmt. Hallstätter und Kelten hatten ihn schon Jahrhunderte begangen, als die Germanen unsere Heimat besiedelten. Schon in den Zeiten, da Lykurg den Spartanern Gesetze gab und Romulus und Remus nach der Sage die Stadt Rom gründeten, war nämlich unsere Alb durch viele Höhenwege dem Verkehr erschlossen. Selbst aus fernen Ländern, wie Ungarn, Italien und Griechenland, kamen Händler mit allerlei Waren, auch prächtig ausgeführten Waffen und Gefäßen, ins jetzige Schwabenland, wofür die Gräberfunde der Hallstattzeit (1100—500 v. Chr.) sichere Zeugen stellen.

Zur Linken des Wegs schiebt sich der Bargauer Schloßberg anmutig in die Landschaft vor, den Uebergang zum mächtigen Höhenrücken des Scheuelbergs vermittelnd. Einst krönte den Schloßberg eine trutzige Ritterburg, die 1554

von den Herren von Rechberg auf die Reichsstadt Smünd überging und 1817 abgebrochen wurde. Der Berg weist auch deutliche Spuren von noch ältern Befestigungsanlagen auf, die auf einen Burgstall oder eine vorgeschichtliche Wallburg zurückgehen.

Manche Leute werfen sich, so sie an Ritterburgen erinnert werden, sofort in Harnisch und reiten eine Attacke gegen Raubritter und Bauernschinder. Aber nur ein kleiner Teil der Ritterschaft gehörte der unsaubern Sippe der Strauchritter und Schnapphähne an, und was die Bauernbedrückung anbelangt, darf nicht übersehen werden, daß die Bauern von dazumal so wenig wie die heutigen harmlose Lämmchen waren, die man beliebig scheren konnte. Die neueste Geschichtsforschung hat sogar festgestellt, daß häufig die Fronen und Abgaben der Bauern durch gleichwertige oder noch größere Gegenleistungen der Herrschaft ausgeglichen wurden. So hatten die Bauern bei Frondiensten freie Kost und freien Trunk, was meist zu erstaunlichen Leistungen führte, nicht mit den Händen, sondern mit dem Magen.

Rechts vom Wege steht als stimmungsreiches Bild eine Lindengruppe, die ein Feldkreuz beschattet. Die Linde ist eben doch des Deutschen liebster Baum. Sie behütet seine Kreuze und Kapellen; unter ihrem Dach tagten in alten Zeiten die Femgerichte und Volksversammlungen, und in ihren Stamm hat beim weichen Raunen der herzförmigen Blätter von jeher Frau Minne am liebsten ihre Runen gesurcht.

Der Weg wird, ins Gebiet des Braunjuras eindringend, steiler. Das Landschaftsbild verengert sich, da gen Osten ein Ausläufer des Scheuelbergs, gen Süden das Bargauer Horn, aus dessen Laubgewand überall dunkle Tannenspyramiden hervorspizzen, die Fernsicht verriegeln. Hauhechel, Thymian, Majoran, Zahntrost, Ziest, Natterkopf, Odermennig, Labkraut, Hornklee, Karde, Silberdistel und weiter oben auch Braun- und Schwalbenwurz bebändern den Pfad. Bald folgt Heideland, durchsetzt von düstern Wacholdergruppen und wildem Buschwerk. Der Schleh-

dorn, der Stammvater unserer Pflaumen, bietet seine rassen Früchte in üppiger Fülle dar. Friedsameres Schweigen in weiter Kunde. Nur das Hiä hiä zweier Mäusebussarde, die ihre anmutigen Schneckenlinien in einsamer Höhe ziehen, und die schläferigen Weisen eines Emmerlings tupfen an die Saiten der Natur. Doch horch! ein Lied und eine Zupfgeige kommen uns entgegen und zwei Wanderburschen mit. Sie halten und fragen. Den nächsten Weg in den — Spessart möchten sie wissen. Die Frage und weitere Worte lassen erkennen, daß geographische Kenntnisse ihr Lebensgepäck nicht beschweren. Schon vier Wochen waren die beiden Burschen, wie herauszubringen war, zum Vergnügen auf der Wanderung. Sie haben die Allgäuer Alpen durchkramelt, Oberschwaben und die Alb planlos überrast und durchstolpert und wollen nun zum Abschluß ihrer Reise in den Spessart, von dem der eine früher Wunderdinge gelesen hat. Auf ihrer ganzen Wanderung haben sie kein Bett gesehen, sondern nur in Schutzhütten und in Wäldern übernachtet. Ihre verbrannte, geschrubbte Haut, die verwilderten Haare und abgenühten Kleider und Schuhe bürgten für ihre Worte.

Was doch die Menschen so in der Welt herumjagt, oft hinauf bis zu den Firnen und Gletschern oder hinab bis zu den Wogen des Meeres? Es ist der unstillbare Drang nach Glück, hier Neugier und Naturgenuß genannt. Kommt man dann nach langem Wandern abgehetzt und müde heim, so ist das Herz so ruhelos wie zuvor, ja schon mancher konnte hernach im stillen Kämmerlein klagen:

Ueber den Bergen, weit zu wandern,
Sagen die Leute, wohnt das Glück,
Ach, und ich ging im Schwarme der andern,
Kam mit verweinten Augen zurück.

Karl Busse.

Noch keiner hat eben das Glück erjagt, noch niemand ist entronnen der Herrschaft des Schmerzes, der seine Kreuze neben alle Lebenswege stellt und auf allen Blättern der Geschichte seine Macht verurkundet hat. Auch Revolution und Republik mit allen ihren Neuerungen haben die Hoffnungensträume, die ihnen vorausgingen, nicht erfüllt, und

neue Zukunftsgauteleien werden neue Enttäuschungen bringen. Wo das Glück wohnt, das zeigt das lichte Kirchlein, das dort von des Reckbergs blauer Höhe herabgrüßt und Wegweiser sein will ins Land des ewigen Glücks, ins wahre „Himmelreich“.

Den steilen Hang vollends hinauf, und man ist auf dem

Himmelreich.

Beim Feldkreuz, das an seiner Pforte steht, überrascht eine entzückende Aussicht das Auge. Scheuelberg und Rosenstein, Hochberg und Nagelberg recken sich in kühnen Formen urfrisch empor und umschließen einen stillen, friedvollen Talgrund, in den der Weiler Beuren und das Städtchen Heubach traulich eingebettet sind. Frischer Wald, von weißen Felsstolossen und der malerischen Ruine des Rosensteins durchbrochen, umflutet die Höhen, und die beblümete Heide schlingt ein schlichtes Band um deren Fuß. Gen Westen und Norden breitet sich ein endloses Bild von Bergen, Hügeln und Tälern aus, in das Reckberg und Hohenstaufen hehre Züge bringen.

Nun hinauf den Hang! Unzählige Wacholderstöcke, die da und dort fast waldartig sich zusammenscharen, auch wilde Rosen, Schlehdornestrüpp, Liguster und Eschen durchsetzen die magere Trift, an deren Westrand der Wald Halt gemacht hat. Einst war's hier oben so einsam, daß der Wanderer am eigenen Schritt und Atem erschraf. Seit aber die Ortsgruppe Gmünd des Touristenvereins „Naturfreunde“ sich hier ein Schutzhause erstellt hat (1920), kann man sommers fast täglich, besonders am Samstag und Sonntag, Wandervögel antreffen. Die Baustelle wurde glücklich gewählt: ein sonniger, gegen Norden geschützter Platz mit prächtigem Ausblick. Das zweistöckige Haus, mit einem Aufwand von 65 000 Mark unter eigener Handanlegung vieler Mitglieder in Stein erbaut, kann in Betten und Massenquartieren gegen 100 Personen beherbergen. Es dient als Ferien- und Erholungsheim für Arbeiter und als Unterkunftsstätte für Wanderer. Soweit der Platz reicht, können auch Nichtmitglieder gegen mäßiges

Entgelt darin Unterkunft finden. Ein Gärtchen mit allerlei Blumen und Sträuchern macht das Heim noch heimlicher, doch sollte man sich, soweit nicht praktische Zwecke verfolgt werden, der Naturtreue halber auf bodenständige Pflanzen, auf die Albflora, beschränken.

Auch in geologischer Hinsicht verdient das Himmelreich Beachtung. Der Rücken besteht aus Weißjura, dessen Schichten leicht verwittern, daher die abgerundeten Formen. Die Felsgrate der Halde sind verhüllt durch Geröll- und Erdmassen, die im Laufe der Jahrtausende von der Höhe herabrollten und -rutschten und sich wie ein Mantel um den Felsenkörper legten. Trefflich läßt sich beobachten, wie das Albmassiv nach und nach in Einzelberge aufgelöst wird. Von Westen und Osten her nagen sich die Bäche immer mehr in den Berg ein, ihn immer stärker vom Bargauer Horn und Scheuelberg abschnürend. Im Rölt ist eine leicht zugängliche Opalinuschlucht, die den Kundigen schon manch schönen Ammoniten (A. Murchisonae) geliefert hat. Schätzenswerte Funde von Ammoniten bietet auch der in der Nähe des Himmelreichs gelegene Heidenbuckel mit seinen abgestürzten Weißjuraschichten.

Die mächtigen Gesteinschichten, aus denen die Albberge sich aufbauen, sind nichts anderes als Niederschläge und Bildungswerke eines Meeres, und die unzähligen Versteinerungen darin sind lauter Tierleichen. Der schlichte Mann aus dem Volke schüttelt dazu den Kopf, und doch ist diese Behauptung einwandfrei begründet. Ja, nicht nur einmal, sondern schon wiederholt haben die Meeresfluten sich über unsere Heimat und unser Vaterland gewälzt, und wenn die alternde Mutter Erde nicht zuvor in das Weltengrab der Vergänglichkeit sinkt, wird wieder eine Zeit kommen, wo die Meeresswogen um unsere Heimatberge schäumen und brausen. Mächtige Kräfte wirken eben ohne Unterlaß in der Tiefe der Erde, wölben den Erdboden, vermeintlich so fest und starr, in langen Zeiträumen da und dort in die Höhe und lassen ihn an andern Stellen allmählich sinken, so daß das Meer dort nach und nach, in einem Menschenalter kaum merklich,

zurückweicht und neue Ländermassen aus seinen Fluten ersteigen läßt, hier vordringt und ganze Erdteile verschlingt. Die ganze Erdgeschichte hindurch wiederholt sich dieses Schauenspiel zwischen Festland und Meer. Ununterbrochen wandelt die blaue Flut über den Erdball hin, überall in Versteinerungen die Spuren ihres Lebens, in Salzlagern, Sandmeeren und andern Ablagerungen die Werke ihres Schaffens zurücklassend. Die kleinen Fältchen und Runzeln im Antlitz der Erde, die durch Wirkung der innern Kräfte entstehen, zeigen sich dem Menschenauge als himmelragende Gebirge. Diese sind immer aus Meeres-tiefen emporgetrieben, in ihrer Geburtsstunde von Meeresswogen umdonnert worden. Aber kaum ans Licht getreten, begannen Wasser, Eis und Wind und andere Elemente ihr Zerstörungswerk an ihnen. Wie viele andere Gebirge wird auch unsere Alb im Laufe der Zeiten diesem Vernichtungskampf zum Opfer fallen. Nichts auf der Erde ist eben von Dauer, selbst die „ewigen Berge“ sind vergängliche Gebilde. Heute sind sie nicht mehr, wie sie gestern waren. Hat doch jeder von uns in seinem Leben schon manchen Zug eines liebvertrauten Bergantlizes sich wandeln sehen!

Heiß sticht die Mittagsonne. Ein Wacholderbusch bietet schattigen Ruheplatz. Einzeln und in Gruppen rücken des Himmelreichs Gäste an.

Einige Arbeiter schlendern vorüber. Nicht in dumpfen Wirtschaftsstuben, sondern im reinen, lichten Odem der Natur wollen sie Erholung suchen vom Grau des Alltags, vom bedrückenden Gleichmaß des Fabriklebens. Die Natur ist in der Tat ein unversiegbarer Born der Stärkung, Freude und Erhebung, doppelt für den, der ihr Wunderbuch zu lesen versteht und daraus erkennt,

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelsträfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldenen Eimer reichen!“

Ein solcher wird bei Betrachtung der Werke des Schöpfers mit dem Engel in Goethes Faust anbetend ausrufen:

„Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.“

Und dämmern wird ihm dann Sinn und Zweck des ganzen
Seins und seines eigenen kleinen Ichs:

„Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.“

(Goethe).

Weitere Ausflügler folgen. Sieh da zwei Smünder
Bierbankphilister! Wie sie pusten und fauchen! Kaum
sind sie angelangt, so öffnet der wanstige Rucksack seine
Schätze zu kräftigem Magenpflaster. „Der beste Natur-
genuß,“ schmunzelt einer. Wie heißt es doch im „Zigeuner-
baron“? „Mein idealer Lebenszweck ist Sauerkraut und
Schweinespeck“.

Jungvolk kommt angezogen. Sieder und Lauten ertönen;
es singt und klingt ohn' Ende. Wilh. Busch hat recht:
„Musik ist angenehm zu hören, doch ewig braucht sie nicht
zu wahren“.

Auch Touristen mit „Gepäck“ treffen ein, und flötende
und kreischende Stimmen mischen sich nun in das Ton-
gewirr. Die Wildwestkultur ist vertreten durch einen
fremden Naturhuber mit der „Schlampere“, in ihrer Klei-
dung sehr sparsame Leute. Die Wilden gehen nackt, die
Halbwilden halbnackt. Seit alters ist die Kleidung ein
Maßstab für die Kultur.

Von manchem Gespräch der vielen Ankömmlinge wird
man ungewollt Ohrenzeuge. Manche lassen in kräftigen
Sprüchen Wucherer und Schieber an zahllosen Galgen
baumeln; andere reiten politische Säule oder wärmen
Tagesereignisse mit saftigen Glossen nochmals auf und
lassen in froher Laune dem Witz freie Bahn; wieder
andere plaudern, die beste Erholung, zum Zeitvertreib
über gleichgültige Dinge. Ein Jüngelchen macht große
Worte über Kunst und Künstlertum. Er gehört zu jenen,
die in der Kunst die „höchste Religion“ erblicken und sich
erhaben fühlen über frommen Gottesglauben. Gern hätte
ich ihm ins Album das mahnende Dichterwort geschrieben:

Jüngling, merke dir bei Zeiten,
Wenn sich Herz und Sinn erhöh't,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Vom Himmelreich aus hat man in einer Viertelstunde
den Gipfel des

Scheuelbergs

erreicht. Der 696 m hohe Berg, ein Vorposten des Al-
buchs, bietet vom West- und vom Ostfelsen aus lohnende
Ausblicke. Im Westen und Nordwesten bestirnen ihn
wuchtige Epsilonfelsen. Den Bodengrund des lichten Laub-
walds überziehen Heidelbeerstauden in weiten Flächen.
Der Botaniker findet da oben manch seltene Pflanze
(Wunderbares Veilchen, Männliches Knabenkraut, Aus-
dauernde Mondviole, Gelber Enzian, Elsbeerbaum, Gem.
Zwergmispel, Vogelfußsegge, Trügerischer Steinbrech,
Graues Fingerkraut, Felsentreuzdorn, Alpenziesel, Deutscher
Ziesel, Weidenblättriger Mant u. a.). Auch die Tierwelt
hat noch eigenartige Vertreter, so die Wildkatze, den Uhu
und die Kreuzotter. Vom Westfelsen aus gelangt man
in einer Viertelstunde an zwei der vier Höhlen des Berges,
an das Enge Loch und die Jakobsgrötte. Letztere, einst
von einem Klausner bewohnt, ist etwa 16 m lang, bis
8 m hoch und 5 m breit. Man hat von ihr einen schönen
Blick in das Beurenener Tal.

Der Abstieg führt in $\frac{3}{4}$ Stunden über den Schloß-
berg nach Bargau. Die Bahnstation Heubach ist auf dem
Weg über den Schloßberg in 1 Stunde zu erreichen.

27. Nach Alen.

Bei Mögglingen übersieht das Auge den blauen
Gürtel der Albberge vom Hohenstaufen bis zum Braunen-
berg. (Smünd—Mögglingen s. Nr. 9, 20, 22). Die Straße
durchschneidet das Gelände des Posidonien-schiefers, dessen
fetthaltige Schichten während der Kohlennot der Nach-
kriegszeit bei Unterbödingen und Bargau abgebaut wurden,

um den Smündern Heizmaterial für die Haushaltungen und Fabriken zu liefern und die Retorten ihres Gaswerks zu füllen. Vorrat für spätere Zeiten ist noch genug vorhanden. Hinter dem Weiler Hermannsfeld grüßt von einer Vorterrasse der Prinzeß aus Laubgrün das Wöllwarthsche Schloß Hohenroden herab, ein gotischer Bau, dem Ringmauer, Zwinger und Torhaus ein recht urtümliches Gepräge verleihen. Die Herren von Roden waren noch Zeitgenossen der Staufer und Wappengenossen der Herren von Schnaitberg. Eine Adelsfamilie von Roden besaß auch in Smünd ein Wohngebäude, das auf dem Platz der jetzigen Mädchenrealschule stand. 1401 erwarben die Freiherren von Wöllwarth die Burg Hohenroden. Sie hatten schon damals mehrere Burgen der Umgegend in Besitz, darunter auch Hohenstadt. 1413 wurden sie Herren von Lauterburg und Essingen, später auch von Heubach und einer stattlichen Zahl weiterer Dörfer und Burgen, doch ging das meiste allgemach wieder verloren, weshalb dem Geschlecht auch die Reichsstandschaft und die Würde des hohen Adels vorenthalten blieb.

Georg III. von Wöllwarth nahm am Kriegszug gegen die Hussiten teil, und sein Entel Kennwart begleitete mit Ulrich II. von Rechberg den Grafen im Bart auf dessen Pilgerfahrt nach Jerusalem. Das Kloster Zorch enthielt die Begräbnistapelle der Familie. (Siehe S. 141.) Eine weitere Begräbnisstätte befand sich in der Smünder Weitskapelle. Ein hübsches Grabmal der Antoniuskapelle der Franziskanerkirche, aus dem 16. Jahrhundert stammend, zeigt das Wöllwarthsche und das Rechbergische Wappen.

In die Wiesengründe des weitgespannten Tals sind altertümliche Schafhäuser eingestellt, die daran mahnen, daß einst in dieser Gegend die Schafzucht in hoher Blüte stand. Der Weg führt vorbei am Zollhof, wo einst die Kaufleute den Zoll zu berappen hatten, wenn sie das Wöllwarthsche Reich betreten wollten. Waldiges Hügel land berandet das Tal gen Norden. Beherrschend reckt sich der Kolbenberg daraus hervor. Um seinen Nordhang hatte das „eiserne Weltreich“ seine Kette, die römische Grenz-

mauer, geschlungen. Prozig blickt von einer mächtigen Eisensandsteintappe der Oberfolbenhof ins Land hinaus.

Nun dem Weg nach, der von der Staatsstraße Essingen zu abzweigt. Prinzeß, Oberburg, Theußenberg und Falkenberg gruppieren sich in bunter Mannigfaltigkeit um das Tälchen, das Kinderland unserer Rems. Ein schlichter, freundlicher Mann aus Essingen pries in den höchsten Tönen die Aussicht von diesen Bergen, besonders aber die von dem etwa 1½ Stunden entfernten Voltmarsberg,



Degenfeldsches Schloß.
Aus d. Bl. des Schw. Alb.

der sicher der höchste Berg Württembergs sei. Vor der Revolution war er allerdings nur 743 m hoch, aber in dessen ist ja vieles anders geworden.

Das stattliche Dorf

Essingen

hat sich behäbig und behaglich an den waldigen Fuß des Halbuches gesetzt. Die Rems, die unweit des Dorfes ihre Wiege hat, ist hier ein schmutzig Ufchenpuddel, das sich schämt, wenn Smünder ihm begegnen. Die evang. Pfarrkirche des Dorfes, der Spätgotik angehörend und dem

hl. Quirinus geweiht, enthält Grabmäler der Herren v. Wöllwarth. Vom Kirchplatz aus genießt man einen reizenden Umblick. Das altdeutsche Schloß der genannten Freiherrn trägt das Gepräge eines stattlichen, heimeligen Landhauses, während das einstige Degenfeldsche Schloßchen, ein Renaissancebau (1610) mit Erker, Holzeinbau und Ringmauer, ritterwürdig und wehrhaft dreinschaut.

Das einstige Zeughaus hat sich in das Gasthaus zum Ritter umgewandelt, in dessen Schild ein St. Georg Heilmatrecht gefunden hat. Dieser Heilige gehörte als Namenspatron zur Familiengarnitur der Wöllwarthschen Ahnen. Die Geschichte Essingens reicht weit in die Vergangenheit zurück. Schon zur Römerzeit hat hier eine Ansiedlung bestanden. Um 1100 war Kloster Hirsau im Ort begütert. Die Wöllwarth besaßen hier ein Hochgericht. Wie viele Essinger der Ehre gewürdigt wurden, am Galgen zu baumeln, hat die Chronik nicht gebucht.

Ueber die Höfe Dauerwang und Mantelhof führt der Weg nach

Ualen.

Die Stadt ist, was schon Crusius annahm, wohl römischen Ursprungs. Man hat auch, nämlich in und beim Friedhof, Reste eines großen Römerkastells entdeckt. Auch treffen nicht weniger als vier Römerstraßen in der Stadt zusammen. Das Kastell entstand, als Kaiser Hadrian (117—138) die Kastelle des Alblimes in die Remslinie vorschob, wobei Ualen (Aquila) an die Stelle des Kastells Heidenheim trat. Es wurde von der Leg. 8. Aug. errichtet und später von einem rätischen Reiterregiment von 1000 Mann besetzt. Urkundlich tritt die Stadt erst im Jahre 1300 auf („Ualen“). 1328 wird sie als Stadt bezeichnet und 1360 rückt sie in die Reihe der Reichsstädte ein. König Wenzel (1378—1400) soll in ihr ein Schloß erbaut haben. Im Mittelalter unterstand die Stadt wohl der Herrschaft Lauterburg, wurde aber später eine freie Reichsstadt. Nach der Schlacht von Nördlingen (1634) verursachten Munitionswagen der fliehenden Schweden einen mächtigen Brand, der fast die ganze Stadt in

Schutt und Trümmer legte. Angesichts dieses Unglücks sollen sich die Einwohner bis auf 9 Familien in allen Winden zerstreut haben. Die Zurückgebliebenen feierten, wie die Sage weiß, auf einem nahen Berg unter einer Buche das Osterfest, weshalb dieser Berg bis heute das Osterbuch geheißt wird. Auch 1865 wurde Ualen von einem erheblichen Brandunglück heimgesucht, wobei die Gmünder Feuerwehr sich rühmlich hervortat. 1796 hauste der Franzos übel in Stadt und Umgegend. 1802 ging die Stadt, an deren Reichsstadtherrlichkeit auch noch einige Ringmauerstücke erinnern, wie Gmünd und noch andere Zwergstädtchen im Hauptnenner Württemberg auf.

Vom alten Ualen ist, eine Folge des erstgenannten Brandes, nicht mehr viel zu sehen. Das Architekturbild der Stadt trägt im wesentlichen das Gepräge des 17. Jahrhunderts. Manchen Neubauten fehlt völlig die Einstimmung in das Charakterbild der Stadt. Eigenartige Gassen mit einigen recht malerischen altertümlichen Holzfachwerkhäusern, eines datiert 1563, befinden sich um das alte Rathaus, so die Hirschstraße und Kreuzstraße. Das Rathaus ist ein gefälliger Fachwerkbau aus dem 17. Jahrhundert. 1836 wurde es umgebaut. Im Türmchen ist der sog. Spion von Ualen angebracht, ein geschnitzter Kopf mit Pfeischn im Mund. Eine bekannte Sage ist dieser Figur unterschoben. Die evang. Stadtkirche (1766), besonders der wichtige, klar gegliederte Kuppelturm mit Eckpilastern, Galerie und Laternenaufsatz, bekundet in ihrer edlen Eigenart ein Streben nach neuen Bauformen. Sie ist das Werk der Baumeister J. U. Groß aus Stuttgart und J. M. Keller aus Gmünd. Der letztere ist den Gmündern rühmlich bekannt; denn der Geist der Parler und Kellers haben vor allem das Gepräge vom Gesicht ihrer Stadt bestimmt. Auch das Innere der Kirche zeigt wertvolle Kunstwerke, so die Stuckaturen von Winnenberg, die Deckengemälde von U. Wintergerst (1767) und die Stuckmarmorarbeiten der Kanzel und des Altars. Das hübsche Altargitter hat Schlosser M. Storr aus Gmünd gefertigt. Die Baukosten der Kirche bezifferten

sich auf 30 000 Gulden. Die Friedhofskirche (1561) zeigt noch Reste einer Kapelle aus dem 14. Jahrhundert. Die alte kath. Kirche wurde 1868 von Morlok erbaut. Die neue kath. Salvatorkirche, 1912/13 von Schlösser aus Stuttgart in Neu-Renaissance erstellt, wirkt durch ihre beherrschende Lage, großartige Anlage und die schönen Formen recht stimmungsvoll und erhebend. Man staunt, daß solch ein Gotteshaus, Ausstattung und Bauplatz inbegriffen, um 300 000 Mark erstellt werden konnte.

Im heutigen 1605—1907 der befindet sich das um. Der Dichter Schubart (gest. nämlich in Alalen Die Stadt hat hof ein Denkmal grüblerisch = trotso recht die Zügeten, aber unfteten ten Mannes. Den Museums bildet zimmer, in dem kaiser am 6. Oktober von Gmünd aus getroffen war, mit seinem Schädel eine Fensterscheibe durchstoßen hat. Der eitle Korse, der überall von sich reden machen wollte, versah dann die neue Scheibe mit seinem Namenszug, und die gutmütigen „Boches“ beguckten noch heute staunend diese Erinnerung an den Erzfeind ihres Vaterlands. Heute, wo man von der „großen Nation“ einen andern Begriff hat als vor Jahrzehnten, würden gewiß die Alalener ihr Museum napoleonrein anlegen. Sehenswert sind in den Sammlungen die Funde aus der Römerzeit, die alten Wappenschilder, Kunstgegenstände und Urkunden, die Zunftstube, die Münzsammlung und Erinnerungen an Schubart. Ein Bild Goethes soll unvergessen machen, daß der große Dichter



Salvatorkirche.

Rathaus (von Gasthof 3. Krone) Schubart-Museum und Musiker (1791) verlebte seine Jugendzeit. ihm beim Bahngefecht. Dessen ziger Kopf zeigt eines hochbegabund ungebändig Haupttraum des das Napoleonsder Franzosenber 1805, wo er in Alalen eingetroffen war.

einmal in der Stadt geweiht hat. In dessen Tagebuch ist darüber zu lesen: „Freitag den 3. Nov. 1797 früh 6 Uhr aus Gmünd — man kommt nach Böbingen über Mögglingen nach Alalen. Schöne Mädchen. Uhr mit einem Tobakraucher. Chaussee mit Schlacken.“ Der „Tobakraucher“, der das Auge des Dichters auf sich zog, stellt den berühmtesten Alalener dar, den bereits genannten Spion von Alalen. Die Sage berichtet von ihm folgendes: Einst zog der Kaiser mit Heeresmacht gegen einige unbotmäßige Reichsstädte, worunter auch Alalen war. Da kam über die Bürger der Kocherstadt ein großer Schrecken; denn ihre Zahl war klein und ihre Stadtmauer schwach, aber das Heer des Kaisers war gewaltig. Darum hielten sie Rat, was zu tun wäre in so großer Not. Man vereinbarte, zunächst mal das kaiserliche Heer, das schon bis Gmünd vorgerückt war, auspionieren zu lassen. Hierzu wählte man einen Bürger, der als besonders schlauer und pfliffiger Kopf bekannt war. Dieser trottelte, sein unentbehrliches Pfeifchen im Mund, alsbald der Remsstadt zu und schritt, dort angelangt, fürbaß ins feindliche Lager hinein, gelangte auch ungehindert bis zum Kaiser, der unter einer Lindengruppe mit seinen Rittern gerade einen Kriegsrat abhielt. „Grüß ech Gott, ihr Herrra!“ sagt, sein Käpplein ehrfürchtig in der Hand haltend, gemütlich unser Kopperle (von Kaspar). „Wer bist du und was willst du hier?“ fährt ihn unwirsch der Kaiser an. „I bin dr Spion von Ola und will mer no uier Lager a bissele angucka,“ lautet treuherzig die Antwort. Da verzogen sich die Wolken auf des Kaisers Stirne und samt seinen Kriegsräten brach er in ein herzliches Gelächter aus. Dann gab er dem Spion einen Brief an seine Mitbürger mit, worin geschrieben stand, daß der Kaiser mit so klugen und furchtlosen Leuten gern im Frieden leben möchte und er daher der Stadt verzeihe. Darob herrschte bei allen Kopperla große Freude, und sie priesen den Spion als den Retter der Stadt. Um aber auch den kommenden Geschlechtern zu überliefern, wie man in der Stadt des silbernen Alales (Wappen) Weisheit und Ver-

dienst zu lohnen mußte, wurde die in Holz geschnitzte Figur des Spions an der Rathhausuhr angebracht, allwo sie noch heute mit dem Perpenditel sich bewegt und pfiffige Gesichter schneidet.

Sehr zu statten kommt Aalen die hübsche landschaftliche Umgebung, in die namentlich die Alb, vom Kocher kühn durchbrochen, großzügige und reichgestaltete Formen setzt.

Noch vor 80 Jahren war Aalen ein unbedeutendes Landstädtchen, jetzt zählt es mit seinen rund 12000 Einwohnern und der vielseitigen Gewerbetätigkeit zu den wichtigeren Industrieplätzen des Landes. Die Bevölkerung verteilt sich nun so ziemlich gleichmäßig auf beide Konfessionen, während noch 1846 die Zahl der Katholiken nur 43 betrug.

Die Aalener sind rührige, biedere und gefällige Leute, die sich und andern das Beste gönnen. Nur sind manche übertrieben empfindlich, wenn man die Größe und den Glanz ihrer Vaterstadt auch nur scherzweise anzutasten magt. Als ich das einmal bei einer Geschäftsfrau in der Umgegend Smünds, deren Wiege auch in Aalen gestanden, probierte, wurde ich nichts weniger als lammsfromm abgeriffelt. Seitdem spreche ich vom ganzen Kochergebiet nur mehr im Ton höchster Bewunderung, wenn einer oder eine von Aalen zugegen oder in der Nähe ist.

Zwischen Aalen und Smünd spinnen sich manche Fäden hin und her. Den nachhaltigsten Eindruck von der Gold- und Silberstadt hat zweifellos der dortige Hechtwirt empfangen. In den ersten Augusttagen 1914, wo der Spionenkoller alle ergriffen hatte, kam er geschäftlich nach Smünd, wo es ein Unstern fügen, daß er auf der Josepfbachbrücke beim Knöpflesturm stehen blieb und die Brückenanlage etwas in Augenschein nahm. Weitergehend wird er alsbald von einem Haufen Leute verfolgt, die ihm „Spion!“ „Verräter!“ und andere Ehrentitel nachschreien und Drohungen ausstoßen, von denen die mildeste in „Aufhängen!“ auslang. Man zerrt ihn auf die Bahnwache, die alle seine Angaben und Ausweise durchaus ungenügend findet. Nun verweist er, ein rettender Einfall, auf den

Gasthof zum Josepfle, wo man ihm als alten Bekannten bezeugnissen werde, daß er wirklich der leibhaftige Hechtwirt von Aalen und nicht ein verkappter Ausländer sei. Vier Mann wollten ihn nun mit schußbereitem Gewehr dorthin zu Fuß begleiten, doch setzt er bittend durch, daß dazu ein Auto benützt wird. Dieses rattert vor dem Josepfle an, und alles klärt und löst sich sofort in allseitige Befriedigung auf. Die nachfolgende „Befreiungsfeier“, gewürzt durch einige Flaschen vom Besten, zeigte, daß des Hechtwirts Humor unter dem graulichen Vorfall nicht gelitten hatte. Als aber der Hechtwirt dann wieder dem Bahnhof zuschlenderte, soll er in weitem Bogen die verhängnisvolle Brücke umgangen haben. Doch kann letztere Behauptung auf historische Treue vorerst nicht Anspruch erheben; ich muß, wenn ich wieder nach Aalen komme, den Hechtwirt zuvor noch selbst darüber hören.

28. Durchs Ottenbacher Tälchen nach Göppingen.

Ein Junimorgen. Der Himmel so klar wie das Auge der Unschuld. Im Brautgewand mit Blütenkranz und Rosengürtel begrüßt uns die Natur.

Gloden rufen, Vöglein schlagen,
Blütenlicht durchflammt das Land.
Wirf dein Zagen und dein Klagen,
Herz, in diesen Feuerbrand!

(v. Auerbach.)

Frische und Freude durchprückeln die Glieder, und rasch hat bestügelter Schritt die Straßdorfer Höhe genommen. Kühn und klar, von Sonnengold und blauer Himmelseide umwoben, recken sich die Häupter der Alb empor. Dort der Rosenstein, in dessen Höhlentammern vor Jahrtausenden der Kenntierjäger hauste und von dessen kühnen Schroffen im Mittelalter trugig eine gewaltige Burg herniederspähte. Vor uns der Rechberg im Schmuck des lichten Kirchleins und der malerischen Ruine. Zur Rechten

die edle, königliche Gestalt des Hohenstaufens, an den sich der höchste Ruhm des schwäbischen Namens knüpft. Mit Liebe umfängt der Deutsche das hochgemute Kaisergeschlecht der Staufer, weil er seine hochfliegende Seele in ihm verkörpert findet. Ja, wie des Reiches Feinde sich kuschten und auseinanderstoben, wenn der Staufer sein Banner schwang? Von der Rhone bis zur Raab, von Sizilien bis zum Baltischen Meer spannten sich damals die Grenzen des Reiches. Das Morgenland horchte auf, wenn Deutschlands Kaiser gebot, Byzanz zitterte, wenn er mit dem Schwert klirrte. Dänemark, Polen, Ungarn, England, Nordafrika, Cypren und Kleinarmenien sandten, der Lehenspflicht genügend, Tribut. Aber vom Gipfel der Macht und des Glanzes wurde das hochstrebende Staufergeschlecht, nicht ohne eigene Schuld, hinabgerissen in den Abgrund der Vernichtung, und so erscheint seine Geschichte wie ein Schicksalsmesser fürs deutsche Volk, das nach jedem Aufstieg wieder hinabsinkt in die Tiefe, nie ohne Mitschuld an seinem furchtbaren Geschick.

Bei Rechberg-Hinterweiler schlängelt sich der Weg in das liebliche Ottenbacher Tälchen. Die Opalinustone bilden hier wie bei Waldstetten einen weitausgreifenden Busen, der von Klingen und Tobeln buntgestaltig durchschnitten und von Böschungen und Terrassen des Eisen sandsteins kräftig umgürtet wird. Die Albberge des Hintergrunds geben der anmutigen Landschaft einen freien, großen Zug. Wiesen und Obstgärten, von einem Waldkranz umschlungen, füllen das wasserreiche, von der Krumm durchflossene Tal, an dessen Hängen allerorts behäbige Bauernhäuser Fuß gefaßt haben. Wie kleine Könige sitzen die Bauern auf diesen schmucken, statilichen Höfen, bei denen aus allen Fugen der Wohlstand lugt. Gen Norden zieht sich wallartig der Nasrücken hin, der wie eine Brücke den Kaiserberg mit dem Rechberg verbindet. Die Sage weiß von einem unterirdischen Gang in diesem Höhenrücken, einem geheimen Verbindungsweg zwischen den einstigen Burgen beider Berge. Bei Nacht huschen oft, was schon viele Leute gesehen haben wollen, zwei Lichter

über die einsame Höhe hin, bald sich jagend, bald miteinander kämpfend. Es sind, der Sage wohlbekannt, die Geister zweier Ritter, deren einer den andern mit der Lanze durchbohrte, als er in der Maiennacht vor den Zingeln der Burg Rechberg mit Laute und Lied um ein Edelsträulein minnte. — Ob nicht der Kopf des Wortes Nasrücken auf die Aßen der germanischen Götterlehre zurückgeht? Der Name Rechberg, vielleicht von Recheoberg, d. h. Kiesenberg, abstammend, verstärkt diese Vermutung.

Am Wegrand steht ein traulich Bildstöcklein von 1820, dessen Nische einer geschmackvollen Füllung harret. Auf linker Talfantede thront fest der Saurenhof. Auf der Gegenseite schmiegt sich das Dorf Staufen anmutig an den Fuß des Kaiserbergs an. Ein Blick nach rückwärts freut sich an dem malerischen, fast fremdartig ansprechenden Bilde der Ruine Rechberg. Vorbei geht's am Kleinlis-, Strudel-, Tack- und Herbenhof und in einiger Entfernung am Brühl- und Lochhof. Beim Tackenhof steht, bis an den Querarm in den Boden gefunken, ein uralter Kreuzstein. Er befand sich ursprünglich an anderer Stelle und wurde an den jetzigen Platz versetzt. So etwas sollte nie geschehen; denn man fälscht damit die Sprache des Denkmals. Was soll aber der altersgraue Stein künden? Nur der älteste Tackenhofener wußte darüber ein wenig Bescheid. Wo der Stein zuerst stand, sollen zwei Bauernburschen bei einer Schlägerei, die wohl Eifersucht veranlaßt hatte, tot auf dem Platz geblieben sein. Nasrückgeister und Kreuzstein — Männe und Mord bei Rittern und Bauern.

Bald ist das trauliche kathol. Pfarrdorf

Ottenbach

erreicht. Sein Barockkirchlein stammt aus dem Jahre 1709, ein hübscher Bildstock daneben zeigt die Jahreszahl 1684. In des letzteren Nischen-Orberg spinnen sich Gedanken aus dem Smünder Salvator-Orberg in barocken Fäden weiter. Die alten Ottenbacher wohnten gern im Schatten mächtiger Bäume. Daran mahnen noch die riesige Pappelruine vor dem Hause des Landwirts Frey, die

zwei trutzigen Eichen beim Audingschen Anwesen (gepflanzt 1838) und die beiden schönen Linden beim Neuhof (gesezt 1821). Die älteste Ottenbacherin im Reich der Bäume ist die riesige Eiche auf der Flur Eichholz. Der Fladenhof, auf sonnigem, waldumrauschem Hang behäbig gelegen, war schon vor 1446 im Besiz Rechbergischer Lehensleute, der Fladen, die zu den gericht- und ratsfähigen Bürgern der Reichsstadt Smünd gehörten, wo sie wie in der Umgebung reich begütert waren. 1410 waren mehrere Klädinnen Klosterfrauen in Gotteszell. 1439 bedachten vier Geschwister Flad das Smünder Barfüßerkloster mit einer Stiftung. Die Donaueschinger Kunstsammlung des Fürsten zu Fürstenberg besizt aus dem 15. Jahrhundert ein Gemälde des Künstlers Peter Flad. Noch viel des Guten und Schönen wäre vom Fladenhof wie auch vom Neuhof zu berichten, doch könnten magensfrohe Erinnerungen beim Leser unstimmmige Neidgefühle wecken.

Der Fußpfad nach GroÙeislingen bietet im blauduftigen Rahmen der Ketten und Berge der Alb fesselnde Bilder. Meist geht's durch schattigen Wald. Hinter mir kommt schäternd und tichernd eine Gruppe Fabrikmädchen. Alle geben im Vorbeigehen freundlichen Gruß. Ich werde immer rot, wenn ich als Tourist von geplagten Leuten der Arbeit zuerst begrüßt werde. Da ziehe ich dann den Hut tiefer ab als vor den höchsten Herren und Damen, denn so ein Gruß, einem arbeitsledigen Fremden gegeben, kann nie aus kaltem, mißgünstigem und verbittertem Herzen kommen. Auch Ausflügler beleben hin und wieder den Weg. Wanderglück leuchtet allen aus den Augen, einem dickbauchigen Herrn auch von der funkelnden Nase. Schweißtriefend und pustend fragt er nach guter Einkehr im nächsten Dorf. „Durst und Hitze können sie am wenigsten ertragen,“ schreibt Tacitus von den alten Germanen, und das gilt heute noch von vielen Söhnen Tuistos.

Das paritätische Dorf

GroÙeislingen,

von Kleineislingen durch die Fils getrennt, ist ein ur-

alter Ort. Schon im Jahre 861 wird es in Urkunden genannt. In den letzten Jahrzehnten hat sich, eine Folge der blühenden Industrie, die Bewohnerzahl fast verdoppelt. Beide Eislingen zählen zusammen rund 8500 Köpfe. Die kath. Kirche weist einige spätgotische Holzbilder auf. Im neuzeitlichen Degenfeldschen Schloß befinden sich jezt Geschäftsräume einer Fabrik. Die evang. Pfarrkirche von Kleineislingen stammt aus dem Jahre 1698. Die fetthaltigen Posidonienschiefer der Umgebung Eislingens haben schon wiederholt Erdbrände hervorgerufen. Im Weltkrieg hat die Not dazu geführt, diese Schiefer auf Schieferöl auszubeuten. Man machte große Sprüche über die Zukunft des neuen Unternehmens. 1920 wurden denn auch täglich 110 Ztr. Rohöl gewonnen. Aber schon 1921 wurde das Schieferölwerk nach fünfjährigem Betrieb stillgelegt.

Die Straße nach Göppingen, ein einstiger Römerweg, folgt der breiten Talsohle des Filstals. Dieses Tal hat weniger Poesie als das Remstal, aber dafür mehr Fabriken. Sein Mittelpunkt ist die alte Stauferstadt

Göppingen.

Im Namen der Stadt haust wohl der Alleanne Geba oder Gabo (der Freigeige), der durch seine Ansiedlung der Gründer Göppingens geworden ist. Später wurde der Ort staufischer Hausbesiz. Mit dem Hohenstaufen kam er um 1320 an Württemberg. Die alten Zeiten haben freilich von Göppingen wenig übrig gelassen; denn am Osterfest 1425 brännte die Stadt bis auf ein einziges Haus nieder, und nicht viel besser ging es im August 1782, wo durch Blitzschlag 496 Gebäude in Asche sanken. Nach der Volkssage muß Göppingen dreimal abbrennen, weil einst die Göppinger, als die Kirche auf dem Rechberg in Flammen stand, jede Hilfe verweigert hätten. Die Stadt, vor 60 Jahren noch ein Landstädtchen, zählt nun über 22000 Einwohner und gehört zu den ersten Industrieplätzen Süddeutschlands (hauptsächlich Textil-, Maschinen- und Metallindustrie). Die Sauerbrunnen der Stadt liefern ein geschätztes Tafelwasser. Früher genoß

Göppingen auch einen Ruf als Badeort. Hohe Herren, so verschiedene württembergische Grafen und Herzöge und auch der berühmte Astronom Kepler, suchten in seinen Sauerbrunnen Heilung von des Leibes Gebrechen und Plagen. Herzog Christoph erbaute 1577 das Christophsbad. Un den unerwartet raschen Tod des Grafen Eberhard des Milden, der 1417 auf seine Burg in der Stadt kam, um wegen seiner Wohlbeleibtheit den Sauerbrunnen zu genießen, knüpft sich eine merkwürdige Sage, die Gustav Schwab in eine hübsche Ballade gelleidet hat. Der Graf fühlte sich, es war zur Frühlingszeit, völlig gesund, denn mit bestem Erfolg hatte er seit einigen Wochen das Bad gebraucht. Da sagt ihm eines Tages sein Leibarzt mit ernster Miene, er möge sein Haus bestellen und für seine Seele sorgen; denn ehe fünf Stunden verflössen, werde sein Leben von ihm gefordert werden. Bestürzt und verwundert fragt der Graf: „Wie kann das sein? Fühl ich doch keine Spur einer Krankheit! Zudem ist mir längst geweisst, daß die Frau im Fischerhaus zu gleicher Stunde mit mir sterben werde.“ „Der Priester brachte ihr heut des Herren Leib, schon liegt sie in den letzten Zügen,“ entgegnet traurig der Arzt. Sinnend neigt der Graf das Haupt, erhebt es wieder und ruft: „Noch steht der Baum, der vor meinem Tod absterben wird, wie längst mir prophezeit ist worden.“ „Herr, ein Sturm hat den Baum in letzter Nacht entwurzelt,“ lautet des Arztes Antwort. Da läßt der Graf den Priester kommen und bereitet sich vor auf sein Ende, und ehe der Zeiger der Uhr 6 Stunden zurückgelegt, steht sein Herz im Tode still.

Das Stadtbild Göppingens steht dem von Smünd an Frische, Anmut und Wärme, an geschichtlichen und künstlerischen Werten weit nach. Dagegen haben die Göppinger mehr Fabrikschlote, höhere Häuser und größere Geldbeutel. Die namhafteren Sehenswürdigkeiten der Stadt sind nah beisammen, örtlich und an Zahl. Es sind dies das Schloß, die evang. Pfarrkirche und die Oberhofener Kirche.

Das Schloß, jetzt der Sitz verschiedener Behörden, ließ

Herzog Christoph 1559—67 durch Überlin Tretsch und Martin Berwart auf dem Platz der einstigen Burg erbauen und zwar aus den Quadern der Schopflocher Kirche und der Ruine der Staufenburg. Von der Ringmauer



Südtor des Schlosses.
Aus den Blättern des Schwäb. Albvereins.

ist nichts mehr, vom Wassergraben noch ein Teil vorhanden. Ueber den vier Ecken sind turmartige Aufsätze, im Hof drei Rundtürme mit Wendeltreppen. Das prächtige Südportal ist flott umrahmt von fein verzierten Renaissancepfeilern. Ueber dem Torbogen befindet sich ein verschlungenes Drachenpaar, ein prächtiges, vielleicht von der Burg Hohenstausen stammendes Werk. Der innere Schloßhof bietet mit seinen Treppentürmen, Ziergiebeln und Portalen ein urtümliches, stimmungsreiches Bild. Um

südlichen Hofturm zeigt ein Renaissanceportal reiches Leben und edle Schöpferkraft. Ein Prachtwerk ist die berühmte Wendeltreppe dieses Turmes. Ihre hohle Spindel stellt den Stamm eines Rebstocks dar, der die 82 Stufen trägt. Auf ihren Unterflächen entfalten Vögel und andere Tiere



Oberhofener Kirche.
Aus den Blättern des Schwäb. Albvereins.

zwischen Ranken, Blättern und Trauben ein reichbewegtes Leben. Lauter edelste Gebilde einer naturfrischen und urwüchsigem, aber nie zügellosen Phantasie. Ein herrliches Netzgewölbe schließt das Treppenhaus ab. Im Schloßgarten findet man einige mächtige, wohl 400 jährige Eichen.

Die evang. Pfarrkirche, 1617—20 von H. Schickhardt

erbaut, entstammt der Zeit der Spätrenaissance, der wenig ansprechende Turm gehört aber der neueren Zeit an. Beachtung verdienen die Portale und die hübschen, giebelverzierten Fenster.

Ein eigenartiges, wertvolles Baudenkmal aus alter Zeit bildet die Oberhofener Kirche, eine dreischiffige Hallenkirche, erbaut 1436—90, in kath. Zeit der Mutter Gottes und dem hl. Martinus geweiht. Sie steht idyllisch auf dem alten Friedhof. Jeden Besucher überrascht sie durch ihre reiche architektonische, bildnerische und malerische Ausstattung. Die Spätgotik kommt hier in gewählter, mitunter neuschöpferischer Eigenart zur Geltung, so bei den phantastischen Wasserspeiern und hübschen Kreuzblumen und Krabben, auch bei den zierlichen Konsolen und Baldachinen. Ein Portal zeigt wie das nördliche Schiffportal der Heiligkreuzkirche als sinnbildliche Darstellungen einen Pelikan und einen Löwen mit Zungen. Das Querschiff besitzt ein Netzgewölbe. Das schöne bemalte Sterngewölbe des hochragenden Chors ruht auf runden Wanddiensten mit Apostelfiguren unter Baldachinen. Bedeutende Werke sind auch ein schönes Kreuzifix aus der Renaissancezeit, das hübsche Chorgestühl, einige Grabdenkmäler, darunter die prächtige Ritterfigur eines Zillenhardt von 1506, die Gewölbmalerei und das Wandgemälde zur Erinnerung an die Niederlage des schwäbischen Städtebundes im Jahre 1449. Die beiden Türme erhielten 1884 und 1899 neue steinerne Helme. 1902 wurde der ganze Bau renoviert.

Die kath. Marienkirche, 1867—68 nach dem Entwurf des Dombaumeisters Schmidt-Wien in neugotischen Formen erbaut, ist in ihrer äußeren Erscheinung ein ansprechendes, würdiges Gotteshaus. Die Synagoge wurde 1881 erstellt. Dem 16. Jahrhundert gehören an das Christophsbad und das Haus zum Storch. Im Umkreis der Stadt liegen hübsche Villen, die erkennen lassen, daß in Göppingen die Millionen dichter gesät sind als im guten Gmünd.

29. Ein geologischer Spaziergang.

(Smünd — Rechberg — Waldstetten.)

Wir folgen der Straße nach Straßdorf und Rechberg-Vorderweiler. Siehe am Talhang die sanften Böschungen mit unzähligen kleinen Bodenwellen und bei einem Rundblick die tiefeingeschnittenen Täler und Waldeschluchten: all dieses Gelände gehört zum Herrschaftsgebiet des Stubensandsteins, des wichtigsten Gliedes der Keuperformation. Der weiche Stein, der früher den Feg- und Streusand für die Stuben lieferte und heute noch als Bausand Verwendung findet, wird vom Wasser überall angenagt und ausgewühlt; daher die reiche Gliederung dieser Landschaft. Mancherorts enthält der Stubensandstein auch Gold, aber in so winzigem Betrag, daß die Scheidelosten nicht gedeckt werden.

Die Keuperhügel sollen aus mächtigen Sanddünen entstanden sein, die sich am Rand einer großen Schlammniederung, dem Ueberrest des Muschelkalkmeeres, als Ablagerung gewaltiger Ströme bildeten. Man findet in der Keuperformation demgemäß hauptsächlich solche versteinerte Tiere und Pflanzen, die auf dem Lande oder in Süß- und Brackwasser gelebt haben. So trifft man im Stubensandstein nicht selten schön verkieselte Nadelhölzer und seltene Landsaurier. Im obersten Glied des Keupers, dem rotbraunen Knollenmergel, kommen Reste vor von den sogen. Schreckenssauriern, den gewaltigsten Landreptilien der Vorzeit, von denen manche Arten bis 12 m lang waren. Quenstedt hat die gewaltigen Zanklodonten (Zähne sichelartig, zweischneidig) des obern Keupers nicht mit Unrecht als schwäbische Lindwürmer bezeichnet; denn in Gestalt und Größe entsprechen sie am meisten unsrer Vorstellung von diesen ungeheuern. Reste von diesen Tieren, mit unendlicher Arbeit sachkundig zusammengesetzt, bilden eine einzigartige Bereicherung der Stuttgarter Staatsammlung. Die Knollenmergel beginnen etwas oberhalb des Bahnübergangs. Beim Bau der durchführenden Bahnlinie traten in ihnen, begünstigt durch die vor-

ausgegangenen regenreichen Jahre, gewaltige Rutschungen auf, die zeitraubende und sehr kostspielige Maßnahmen erforderten.

Unweit des Bergschlößchens beginnt der Lias oder Schwarzjura. Bis Straßdorf wandert man durch seine unterste Schicht, den Lias- oder Angulaten sandstein, der an der Steilhalde neben dem Bergschlößchen zutage tritt. Er gibt dem Landwirt ebene Flächen mit lehmig-sandigem, meist kalkarmem Boden, dem sogen. Mehlboden, der sich namentlich zum Unbau von Kartoffeln und Flachs eignet. Un Versteinerungen kommen hauptsächlich Thalassiten und Ammonites angulatus vor. In die Lias sandsteinebene ist eine Lehminsel hineingeworfen, die sich von der Straßdorfer Kapelle bis in die Nähe des Dorfes erstreckt. Inmitten des Lehmfeldes steht die Allgöwerische Dampfsiegelei.

Lehm und Löß bilden den besten Kulturboden. Wie dieses und jenes Lehmfeld entstanden ist, das läßt sich oft schwer sagen. Die erzeugenden Ursachen können in Verwitterung gewisser Gesteine, in Zersetzung von Gesehieben und in Entkalkung von Löß liegen. Der Lößlehm, um den es sich in unserem Fall nicht handeln kann, bildete sich in einer Trockenperiode der Eiszeit aus dem massenhaft abgelagerten Gletscherschlamm, der als Staub von den Winden umhergetrieben, da und dort massenhaft abgelagert und allmählich vom Regen entkalkt wurde.

Von der Siegelei bis zum „Lamm“ in Straßdorf folgt die Straße einer ehemaligen Tälchenrinne. Bei genannter Wirtschaft beginnt der Urietenkalk, welche Schicht sonderbarerweise bis dahin gänzlich fehlt. Er bedeckt bis halbwegs zum Forst das fruchtbare Wellland, doch dringen rechts der Straße die dunklen Turneritone in schmalen Streifen bis zum Dorfe vor. Die Turneritone beginnen in der Regel mit petrefaktenarmen, dunklen Schieferletten und gehen erst gegen oben in versteinerungsreiche Kalkbänke über. Man trifft da hauptsächlich Ammonites Turneri, Ammonites oxynotus, Gryphaea obliqua und Belemnites brevis. Der Urietenkalk wird, wie die Steinhäufen neben der Straße bekunden,

vielfach als Straßenmaterial verwendet. Viele dieser Steine sind mit unzähligen Schalen der *Gryphaea arcuata*, einer Austernart, erfüllt. Von den vielen sonstigen Versteinerungen in dieser Gesteinsschicht fallen besonders auf die schneckenähnlich gewundenen Ammoniten, welche Tiere eine nun erloschene Gruppe der Tintenfische bilden. Einer derselben führt den Namen *Ammonites Gmündensis*; er wurde von dem Geologen Oppel zuerst in der Nähe von Gmünd gefunden.

In wenigen Minuten erreicht man, wenn man von Straßdorf aus dem Weg nach Metlangen oder von der Bahnhofswirtschaft aus dem westwärts führenden Feldweg folgt, zwei Steinbrüche im Arietentale. Sie lieferten das Material für den Bahnbau und erfreuen den Petrefaktenforsammler mit reicher Ausbeute (*Cardinia gigantea* und seltene Arietensformen aus den oberen Bänken). Der Arietensboden ist sand-, kalk- und tonhaltig und liefert gutes Getreide- und Gemüseland.

Dem Wald sich nähernd führt die Straße nun durch die *Numismalis-Amaltheentone*. Die *Numismalis*-Abteilung verrät sich durch ihre graue Farbe und namentlich durch die festen Kalkbänke des *Ammonites Davoei*, der nirgends im Lande so schön wie in dieser Gegend gefunden wird. Die Zeitversteinerung ist *Terebratula numismalis*. Beachtung verdienen auch *Belemnites clavatus* und *Pentacrinus basaltiformis*. Die *Amaltheentone* haben die dunkle Farbe der *Turneritone*. Zeitfossil ist *Amm. amaltheus*. Der Forst, in dem wir nun angelangt sind, steht größtenteils auf *Posidonien-schiefer* und *Jurensismergel*, welche Schichten den Rand der Liasfläche bilden. Ersterer, im Waldteil links der Straße in einer Bachrinne zutage tretend, ist leicht erkennbar an der blauschwarzen Farbe und dem feinblättrigen Gefüge. Er ist so fetthaltig, daß schon wiederholt (bei Boll, Dürnau, Zebenhausen, Metlangen) Erdbrände entstanden sind. Professor Quenstedt, der Begründer der geologischen Forschung in Schwaben, schätzt auf die Quadratmeile *Posidonien-schiefer* einen Ölgehalt von 200 Millionen Zentner. Nach

Professor Dr. U. Sauer (Schwäb. Merkur 1917) würde Württemberg, wenn auch nur ein Zehntel der *Posidonien-schieferfläche* sich als abbauwürdig erwiese (woran nach seinen Untersuchungen nicht zu zweifeln sei), über Ölvorräte verfügen, die den ganzen Jahresbedarf an Rohöl im Deutschen Reich (jährlich rund 1 Million Tonnen) auf wenigstens 10 Jahre, voraussichtlich aber weit länger decken könnten. Schon vor Jahrzehnten hat sich die Industrie mit der Ausbeutung dieser Ölschiefer befaßt, doch hemmte die Konkurrenz des amerikanischen Rohöls die Entwicklung des neuen Produktionszweigs. Im Weltkrieg wurden in der Ölgewinnung aus diesen Schiefern neue Versuche unternommen. (Siehe S. 285.) 1919, in der Kohlennotzeit, wurde *Posidonien-schiefer* in erheblichem Umfang auch als Brennmaterial und zur Leuchtgasbereitung verwendet. Gmünd bezog seinen Bedarf von Unterböbingen und Bargau. Die durch Schieferbeizung gewonnenen Schlacken bilden ein gutes Düngemittel und können auch zu Bausteinen verwendet werden.

Seinen Namen hat der *Posidonien-schiefer* von der Muschel *Posidonia*. An verschiedenen Orten unseres Landes, so in Boll, Holzmaden, Frittlingen und Reutlingen wird dieser Schiefer zu Schultafeln und Belegplatten verarbeitet. In dieser Formation, die ungewöhnlich reich an Versteinerungen ist, ist die Heimat der schönen Liasfische und -Saurier. Die Funde bei Boll sind in alle Sammlungen eingedrungen. Die Seelilienplatten sind weltberühmt geworden.

Nach oben geht der *Posidonien-schiefer* in den *Jurensismergel* über, der hier nur sehr verkümmert auftritt. Auf dem Lauch am untern Forst bilden diese aschgrauen Kalkmergel eine über 300 m breite Fläche. Es kommen in ihnen hauptsächlich vor *Ammonites jurensis*, *A. radians*, *Belemnites digitalis*, *Pentacrinus jurensis* usw.

Im obern Schwarzjura findet sich *Gagatkohle*. Den Gagat von Boll bei Göppingen haben früher die Goldschmiede viel zu Schmucksachen, Halsnustern, Kreuzen, Anhängseln u. a. verarbeitet. Schon in grauer Vorzeit

wurde Gagat zu Schmuck verwendet, wie durch viele Funde aus der Hallstattzeit bewiesen wird. Nach einer Urkunde von 1433 wurde auch im Bergwerk bei Durlangen Gagat gewonnen. Da nun aber der Gagat (Jugstein) bei Durlangen nicht vorkommt, so scheint es sich um eine Verwechslung mit der obern Keuperkohle zu handeln, die ehemals daselbst abgebaut wurde.

Die Schichten des Schwarzjuras hat das Eiasmeer gebildet, das sich die alten Keupergebiete eroberte. Seltene Geschöpfe waren es, die sich in diesem Meere tummelten. Der Ichthyosaurus, eine kurzhalbige Fischschale, war 8—9 m lang und mochte in seiner Lebensweise etwa dem Walfisch ähneln. Etwas kleiner war der Plesiosaurus, ein Reptil mit großen Flossen und kleinem Kopf auf langem Hals. Ein furchtbares Ungetüm muß der Donnerosaurier, aufgefunden im Jura Nordamerikas, gewesen sein, denn er hatte eine Länge von 20 und eine Höhe von 5 m. Vom Lande her sind große Krokodile, Flugsaurier und fliegende Drachen in die schlammigen Meeresbuchten geraten und darin konserviert worden. In unserer Gegend waren in der ersten Zeit des Eiasmeeres mächtige Musterschichten zu finden. Während der ganzen Jurazeit war das Meer auch besiedelt von den in ungeheurem Formenreichtum auftretenden Ammoniten. In dem mittlern und obern Eias kommen auch die Belemniten, im Volksmund Teufelsfinger genannt, in großer Menge vor. In manchen Schichten sind sie zuweilen in solchen Massen angehäuft, daß Quenstedt von „Belemniten-schlachtfeldern“ redet.

Am Ende des Waldes setzt der Braunjura oder Dogger ein, der die Vorhügel der Alb bildet. In Wiesen und Waldgründen mit abgerundeten Formen steigt seine Landschaft empor. Zuerst kommen die schwarzen, fetten, gegen 100 m mächtigen Opalinustone, die leicht verwittern und dann gern auf dem festen Sohl des Posidonien-schiefers hinabrutschen. Man findet in den Opalinustonen schneeweiße Schalenreste von Ammonites opalinus, nach dem die Schichte genannt wurde; auch Trigonias navis,

Lucina plana, Nucula Hammeri und Ammonites torulosus kommen hier häufig vor. Halbwegs zwischen der ersten Straßentrümmung und dem Zwischenbehälter der Landeswasserleitung kreuzt eine Verwerfungslinie, von Metlangen nach Waldstetten führend, die Straße.

Bei genanntem Zwischenbehälter beginnt der terrassenförmige Aufbau des Personatensandsteins (Eisensandstein). In ihm liegen die Wasseralfinger Eisenerzgruben. Früher wurde diese Schicht auch bei Heubach und Oberböbblingen bergmännisch abgebaut. In der Umgegend des Rechbergs ist der Eisengehalt dieses Gesteins gering, weshalb vorerst an eine Ausbeutung nicht gedacht werden kann. 1901 hatte Bergwerksdirektor Notton in Köln das Bergbaurecht für die Umgegend des Staufens, Hornbergs, Bernhardusbergs und Hohenstaufens erworben, einige Jahre darauf verzichtete er aber auf dieses Recht. 1915 wurde der württembergischen Staatsfinanzverwaltung das Bergwerkseigentum auf einen Teil der Gemeindegemarkungen Waldstetten, Winzingen und Wiggoldingen zur Gewinnung von Eisenerzen verliehen. Die gräfliche Herrschaft Rechberg hatte ehemals eine Eisenschmelze bei Donzdorf, die das am Messelberg gegrabene Eisenerz verwertete, wegen zu großen Holzverbrauchs aber aufgegeben wurde. Ergiebige Fundorte für Petrefakten aus dem Eisensandstein (und Opalinuston) sind der Krempelsbach, der Tobelbach und die Schinderklinge bei Rechberg-Vorderweiler.

Die Leitung der Landeswasserversorgung, die hier durch das Gelände führt (Betrieb 1916 und 1917 eröffnet), erhält ihr Wasser aus der Umgebung von Langenau. Der dortige Grundwasserreichtum ist eine Folge der nach Süden gehenden Neigung der Juraschichten, der das Wasser in seinem Laufe folgt. Dieses Grundwasser ist ein gutes, keimfreies Trinkwasser, da es nicht stille steht, sondern sich fortbewegt und dabei in dem diluvianischen Kiesgeschiebe des Bodens eine natürliche Filter besitzt. Seine mittlere Temperatur beträgt 9—10° C.

Zu den Grabarbeiten für die Wasserleitung wurden auf der Strecke Bargau—Oberbettringen—Waldstetten—

Metlangen hauptsächlich französische Kriegsgefangene verwendet. 100 und mehr Rothosen sah man hier täglich mit Schaufel und Hacke hantieren. Sie verrichteten diese Arbeit angeblich gern, „weil diese Wasserleitung doch bald in den Besitz Frankreichs übergehe“. Als dann im Mai 1916 die Kunde kam von Italiens verräterischem Eintritt in den Krieg, da waren alle diese Franzosen der sichern Ueberzeugung, daß in 3 Wochen die französische Tritolore im „Departement Württemberg“ wehen werde. Später wurden auch kriegsgefangene Russen zu verschiedenen Wasserleitungsarbeiten herangezogen. Es waren das kräftige, mittelgroße Leute. Sie waren weit fleißiger als die Franzosen und mit wenig Ausnahmen willig und bescheiden.

Bei dem Hofe Häge durchschneidet die Straße die blauen Kalke und den obern Braunjura (Delta, Epsilon, Zeta ist durch Lambertitknollen angedeutet), welche beiden Schichten schmale Bänder um die Weißjurainsel des Rechbergs ziehen. Am Fuße des Weißjuras sprudeln überall, so bei Hof Häge, Quellen hervor, die, wie schon die niedere Temperatur von 6° K. beweist, von der Höhe des Rechbergs stammen. Delta ist sehr petrefaktenreich. Man findet da z. B. Bruchstücke von *Belemnites giganteus*, Schalen der gefalteten *Ostrea cristagalli* und große Stücke von *Ammonites coronatus*. In Rechberg-Vorderweiler, das wie Hinterweiler im obern Braunjura liegt, befinden sich neben dem Wirtshaus zum Rad *Macrocephalenbänke* (Epsilon). Von Hinterweiler zieht eine Verwerfungslinie einerseits Wäschenbeuren, andererseits dem Fuchshof zu.

Zur Zeit, als sich der Braunjura bildete, war das Meer am tiefsten, daher der Mangel an Terebrateln und Rhynchonellen. Erst zur Zeit des obern Braunjuras, als das Meer seichter wurde, stellten sich diese Versteinerungen wieder in Menge ein.

Die Ströme der Braunjurazeit lagerten im Meere gewaltige Massen von eisenreichen Sanden ab, deren Metallgehalt den Gesteinen eine braune Färbung verlieh, was den Namen Braunjura rechtfertigt.

Folgt man von Rechberg-Vorderweiler aus dem Fußweg auf den Rechberg, so betritt man beim Kreuz das Gebiet des Weißjuras oder Malms.

Alpha hat tonigtartigen Charakter und sticht durch seine lichtere Farbe von der dunklern des Braunjuras grell ab. Man findet hier manchmal *Terebratula impressa* mit ihren Begleitern.

Beta, das plötzlich steil ansteigt, bildet die zweite Albterrasse. Auf ihm steht die Ruine Rechberg.

Gamma ist durch Schwämme mit *Terebratula lacunosa* bezeichnet. Diese mergelreiche Kalkschicht läßt das Wasser nicht durch. Auf der Höhe des Berges kommen darüber noch Felsentalle vor, die Delta angehören. Sie bilden die dritte Terrasse, auch die schroffe Felsenfirne im Norden und Süden des Gipfels. Auf ihnen steht die Kirche. Der Weg von der Ruine zur Kirche zeigt hübschen Aufschluß in Beta bis Delta.

Der untere Weißjura bildete sich im seichten Jurameer. Er ist versteinertes Meereschlamm, in den versteinerte Lebewesen des Meeres eingebettet sind. Dieses Meer war im Südosten begrenzt von einem Landrücken, der von Böhmen bis in die Gegend des Bodensees sich erstreckte und eine tropische Flora zeigte. Da die Meerestiefe immer mehr abnahm, siedelten sich auf dem Meeresgrund Seeschwämme, später auch Korallen an. Erstere bauten mächtige Riffe auf, aus denen der ganze Massentalk von Delta und Epsilon besteht. Auf die Tätigkeit der Korallen ist der Epsilondolomit (Wendtal) zurückzuführen. So bauten schon vor Millionen von Jahren, wo noch kein Mensch in die Meerestiefen blickte und nur das Auge des Ewigen auf ihnen ruhte, winzige Tiere die prächtigen Berge auf, von deren Höhen nun Kirchen, Burgen und Ruinen herniedergrüßen und frohe Menschen freudvoll hinausblicken in die schöne Welt.

Da wird nun vielleicht mancher fragen: Wie konnten in solcher Höhe Meeresgebilde entstehen? Hat denn das Jurameer die mächtigen Albberge noch überflutet? Darauf geben verschiedene Geologen die Antwort, daß durch Be-

wegung der Erdkruste die Ablagerungen und Bildungen des Jurameers zu ihrer jetzigen Höhe emporgehoben worden seien. Andere Gelehrten verneinen diese Annahme, wobei sie darauf hinweisen, daß vom nördlichen Vorland der Alb aus die Schichten gegen die Alb hin nicht ansteigen, sondern einfallen, und daß vom südlichen Vorland aus nur eine unbedeutende Schichtenhebung der Alb zu vorhanden sei. Sie behaupten dann, das Vorland der Alb sei vom Wasser weit mehr abgetragen worden als die Alb selbst, und so habe sich letztere immer mehr von ihrer Umgebung abgehoben. Warum aber widerstand die Alb der zerstörenden Kraft des Wassers besser als die vorgelagerte Landschaft? Drei Gründe werden dafür angeführt: die Alb liegt an der europäischen Hauptwasserseide, wo die Gewässer noch unbedeutend und deren ausnagende Kraft daher noch gering ist; die Kalksteine der Juraformation setzen der Verwitterung ganz besonders starken Widerstand entgegen; sodann saugt das Gestein der Alb vermöge seiner Zerklüftung das Tagwasser rasch ein und läßt es in der Tiefe verschwinden, weshalb es an der Oberfläche der Abnutzung weit weniger ausgesetzt ist als undurchlässige Formationen. Trotz alledem ist die jetzige Alb nur noch die Ruine des einstigen Gebirges, das ehemals viel weiter nach Nordwesten reichte.

Noch in der Tertiärzeit, die der Eiszeit voranging, lag Weißjura bei Stuttgart, ja auf dem Schwarzwald. Das Rheinsystem ist vermöge seiner geringeren Meerferne und des dadurch bedingten stärkeren Gefälls auf der ganzen Linie im Vordringen, das Donausystem im Zurückweichen begriffen. Die Donauzuflüsse haben im Bereich der Alb mit ihren Quellsträngen ursprünglich erheblich weiter nach Nordwesten gereicht. Von den rascher und tiefer einschneidenden Neckarzuflüssen wurden sie angezapft und ihr Oberlauf zum Neckar abgelenkt, was zuerst der amerikanische Geograph David bemerkt und begründet hat. Immer weiter rückt das Gebirge nach Südosten zurück, da die Gewässer stetig ihr Gestein abtragen. Härtere Schichten werden dabei weniger angegriffen als weiche,

daher die reiche Gliederung des Allbrandes. Doch haben auch Verwerfungen (Einbrüche) erheblich mitgewirkt bei der landschaftlichen Ausgestaltung der Gegend. Reckberg, Hohenstaufen und Stuißen sind durch eine ganze Anzahl von Verwerfungen gegen einander und gegen ihre Umgebung abgegrenzt, was E. Werner und E. Fraas nachgewiesen haben.

Auf dem Rückweg können wir auf einem Fußpfad oder auf der beim Bahnhof Straßdorf abzweigenden Straße nach Waldstetten hinabwandern. Mitten in letzterem Ort überschreitet man eine Verwerfungsspalte, durch die Braunalpha neben Eiasalpha in eine Linie zu liegen kommt. Im Goldbächle, wenige Minuten vom Dorfe entfernt, wird Ammonites amaltheus mit vollständiger Mündung ausgegraben, was anderorts nirgends geglückt ist. Dem goldähnlichen Glanz dieser Petrefakten verdankt das Bächlein zweifellos seinen Namen. An seiner Mündung in den Langenbach fand man im Opalinuston, der dort infolge der Verwerfung unmittelbar auf die Amaltheentone stößt, schon den Ammonites torulosus, der dort bis in seine innersten Windungen verkieft ist. Beim Bau einer Straße wurde hier ein Lager von Am. opalinus aufgedeckt.

Der Weg von Waldstetten nach Smünd führt durch Knollenmergel und Stubensand.

Einen Idealdurchschnitt der Smünder Gegend von dem Talgrund der Rems bis zur Hochfläche der Alb gewährt das vom Naturkundeverein Smünd im Fachschulgebäude 1911 erstellte geologische Profil der Keuper- und Juraformation der Smünder Gegend. Die verschiedenen Gesteinschichten und Versteinerungen sind bei solchem genau bezeichnet. An der Hand dieses Anschauungsmittels wird es niemand schwer fallen, sich mit der geologischen Beschaffenheit der Gegend einigermaßen vertraut zu machen.



Ortsentfernungen zu vorstehenden Wanderungen.

Die Zahlen hinter den Ortsnamen bezeichnen in Kilometern die Entfernung von dem zuvor genannten Ort. Die eingeklammerten Ziffern sind Schätzungszahlen. Bei Smünd ist das Rathaus als Anfangspunkt der Entfernung angenommen.

- Nr. 8. Smünd—Mutlangen 3,9 — Lindach 2,1 — durchs Schießtal nach Smünd (5) zuf. 11 km
- Nr. 9. Smünd—Hussenhofen 4,8 — Iggingen 3,3 — (Fußweg) Herlikofen (3,2) — Smünd 4,8 zuf. 16,1 km
- Nr. 10. Smünd—Straßdorf 3,3 — Rechberg (3,2), hin und zurück zuf. 13 km
- Nr. 11. Smünd—(Beutental) Wäschereschlößchen (9) — Wäschenbeuren, Bahnhof (2) zuf. 11 km
Wäschereschlößchen—(Oberkirneck) Zorch (4,2)
Wäschereschlößchen—Station Deinbach (5,2).
- Nr. 12. Smünd—(Hölle) Reitprechts (6,5) — Hohenstausen (7) — Maitis (3) zuf. 16,5 km
Hohenstausen — (Wäschereschlößchen) — Zorch (9),
Hohenstausen (Dorf)—Göppingen 7,9 km.
- Nr. 13. Smünd—Zorch 9 km.
- Nr. 14. Smünd—Spraitzbach 11,3 — Hintersteinenberg (4) — Gschwend (5,3) — Rotenhaar (3,5) — Gschwend (3,5) — Altersberg (5) — Kaisersbach (5) — Ebnisee (3) — Welzheim 5 — Schorndorf 14, zuf. 59,6 km
Ebnisee—Bahnhofstation Laufenmühle 5 km.
Welzheim—Zorch 14 km.
- Nr. 15. Smünd—Ulfdorf 9,1 km.
- Nr. 16. Smünd (Schießtal)—Täferrot (8) — Koppentreit 4,2 — Leinzell (5,5) — Herlikofen 4,4 — Smünd 4,8 zuf. 26,9 km
- Nr. 17. Smünd—Iggingen 8,1 — Schönhardt 3,2 — Heuchlingen (3,5) — Laubach (2,5) — Neubronn (2,5) — Hohenstadt (3,1) — Schechingen 3,6 — Göppingen 3,1 — Leinzell 1,7 — Smünd 9,2 zuf. 40,5 km

- Nr. 18. Smünd—Waldstetten 5,2 — Reiterleskapelle 4,7 — Kaltes Feld (1,3) — Hornberg (3) — Smünd (8) zuf. 22,2 km
Hornberg—Bernhardsberg 3 km.
- Nr. 19. Smünd—Unterbettingen 4 — Weiler i. d. B. 3,9 — Bernhardsberg (4) — Smünd 11,9 zuf. 23,8 km
- Nr. 20. Smünd—Oberbettingen 4,7 — Bargau 3,1 — Heubach 4,5 — Rosenstein (kürzester Weg 30 Min.) und Rosensteinwanderung (7) — Heubach (2) — Unterböbingen (Bahnhofstation) 4,4 zuf. 25,6 km
- Nr. 21. Smünd—Rechberg—Vorderweiler 7,1 — Wifsgoldingen 3,4 — Winzingen 2,9 — Donzdorf 3,4 — Reichenbach 3,4 — Smünd 13,1 zuf. 33,3 km
- Nr. 22. Mögglingen—Lautern 3,3 — Lauterburg 2,6 — Bartholomä 3,4 — (Wental) Steinheim (12) — Königsbronn 5,4 zuf. 29,7 km
Steinheim—Heidenheim 7 km.
- Nr. 23. Smünd—Schriftental 10,2 — Nellingen (3) — Weifenstein 3,3 — Treffelhausen 2 — (Roggental, Ravenstein) Eybach (9) — Geislingen 4,9 zuf. 32,4 km
- Nr. 24. Station Adelberg—Börtlingen — Kloster Adelberg (4) — Plüderhausen (4,4) zuf. 8,4 km
- Nr. 25. zuf. etwa 17 km
- Nr. 26. Smünd—Bargau 7,8 — Himmelreich (4) — Scheuelberg (2) — Bargau (4) Smünd 7,8 zuf. 25,6 km
- Nr. 27. Smünd—Mögglingen 13,2 — Essingen (5,5) — Ualen 6,3 zuf. 25 km
- Nr. 28. Smünd—Ottenbach (11,5) — Groheisingen (5) — Göppingen 4,2 zuf. 21,7 km
- Nr. 29. Siehe Nr. 10.



Benützte Literatur:

„Das Königreich Württemberg“, vom K. Statistischen Landesamt, 1907.
 „Oberamtsbeschreibung von Gmünd“, 1870.
 Julius Erhardsche Bilderchronik.
 „Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg“, von Dr. Paulus und Dr. Gradmann, 1907.
 „Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern“, von Dr. Gradmann, 1914.
 „Fundberichte aus Schwaben“, verschiedene Jahrgänge.
 „Württembergisches Urkundenbuch“.
 „Der Nordostgau der Schwäb. Alb“, von Fr. Keller, 1902.
 „St. Bernhardusbüchlein“, Verlag der Ipf- und Jagtzeitung.
 „Die Schwabenalb in Wort und Bild“, vom Schwäb. Albverein.
 „Blätter des Schwäb. Albvereins“, versch. Jahrgänge.
 „Württemberg wie es war und ist“, von Sues.
 „Der Obergerm.-Kätische Limes; Kastell Schierenhof und Kastell Unterböbingen“, von Steimle, Heidelberg, 1897, Sonderabdrucke.
 „Eine Reise auf der Teufelsmauer“, von A. Buchner, Regensburg, 1821.
 „Aussichten auf dem Hohenrechberg“, von Alle, 1834.
 „Kundschau vom Rechberg“, von E. Werner, Verl. des Schwäb. Albver.
 „Führer durchs Kloster Lorch“, von W. Kirn 1888.
 „Kloster Adelsberg“, von Pfarrer Müller.
 Rems-Zeitung, Gmünder Tagblatt, Ipf- und Jagtzeitung, verschied. Reisebilderungen von G. Stüb.
 Rems-Zeitung, Aufsätze und Mitteilungen von Stadtpfarrer Weser.
 Rems-Zeitung, „Bemerkenswerte Zeugen aus Gmünds Vergangenheit“, von Professor Klein u. a., 1914.
 „Aus der Vergangenheit Gmünds und seiner Umgebung“, von Professor B. Kaiser, 1911. Verlag von B. Kraus.
 „Geognostische Spezialarte, Atlasblätter Gmünd und Göppingen mit Begleitwort“, von Dr. v. Quenstedt, 1869.
 „Leitfaden für den geologischen Unterricht“, von Dr. Fraas.
 „Geognostischer Führer durch die Schwäb. Alb“, von J. Binder, 1910.
 „Erfurionsflora von Gmünd“, von Straub, 1903.
 „Kulturgeschichte“, von Dr. Grupp.
 Weltgeschichte von Weiß.
 „Geschichte Württembergs“, von W. Zimmermann.
 „Die gotische Monumentalplastik in Schwaben“, von P. Hartmann, 1910.
 Grimmische, Deblersche, Istsche und Neubersche Chronik.
 „J. M. Keller, ein Gmünder Baumeister des Barocks“, von W. Klein, 1923.
 „Die Mysterien des Mithra“, von Cumont, Leipzig, 1923.
 „St. Salvator“, von Weser, 1922.
 „Deutsche Vor- und Geschlechtsnamen“, von Dr. A. Kapff.
 „Führer durch Gmünd und Umgebung“, von B. Kaiser.
 „Urgeschichte des Rosensteins“, von Keller.
 „Meiner Heimat Täler und Höhen“, von B. Gaegele.
 „München. Lebensgesetze einer Stadt“, von Franze, München, 1920.

Ortsverzeichnis.

	Seite		Seite
Alten	276	Kastell Freimühle	74
Adelsberg	256	„ Schierenhof	80
Alfdorf	169	„ Unterböbingen	222
Altersberg	157	„ Aleindeinbach	265
Bargau	208	Koppentreut	174
Bartholomä	236	Laubach	181
Beiswang	102	Lautern	233
Bernhardsberg	203	Lauterburg	234
Birenbach	255	Leinck, Ruine	171
Brackwang	103	Leinzell	175
Buch	211	Lenglingen	255
Buchhölzchen	69	Limes	76
Degenfeld	205	Lindach	90
Donzdorf	227	Lindenfirst	49
Durlangen	153	Lorch	137
Ebnisee	160	Lorch	255
Eßlingen	275	Maitis	232
Eybach	249	Mögglingen	179
Geislingen	250	Mullingen	86
Gmünd	1	Mutlangen	244
Göggingen	183	Nemingen	182
Göppingen	285	Neubronn	207
Granegg	198	Oberbettringen	222
Großdeinbach	264	Oberböbingen	283
Großeislingen	284	Ottenbach	261
Gschwend	156	Plüderhausen	229
Haubersbronn	164	Ramsberg	248
Herdtlinsweiler	203	Ravenstein	106
Herlikofen	177	Rechberg	196
Heubach	211	Rechberggle	256
Heuchlingen	179	Rechberghausen	116
Himmelreich	266	Rechberg, Vorderweiler	116
Hintersteinenberg	155	„ Hinterweiler	230
Hohenrechberg	106	Reichenbach	189
Hohenstadt	182	Reiterleskapelle	255
Hohenstaufen	122	Reitprechts	248
Horn	179	Roggental	215
Huffenhofen	100	Rosenstein	157
Iggingen	103	Rotenbaar	136
Irmannsweiler	238	Sachsenböfse	33
Kaisersbach	159	Salvator	229
Kaltes Feld	184	Scharfenschlößchen	183
		Schöchingen	183

	Seite		Seite
Scheuelberg	273	Unterböbblingen	222
Schieftal	59	Waldau	168
Schlechtbach	157	Waldstetten	185
Schönblick	48	Wäſchenbeuren	255
Schönhardt	179	Wäſcherſchlößchen	118
Schorndorf	164	Weiler	201
Seelach	155	Weilerſtoffel	188
Spraitbach	151	Weißenstein	245
Staufeneck	231	Welzheim	163
Steinheim	242	Mental	238
Straßdorf	105	Wehgau	167
Täferrot	172	Winzingen	225
Tanau	154	Wiſſgoldbingen	224
Taubental	43	Wuſtenriet	262
Treffelhaufen	247	Zimmerbach	153
Unterbettingen	200	Zimmern	101



Inhalt.

	Seite
1. Gänge durch Gmünd	1
2. Ein Gang auf den Salvator	33
3. Ins Taubental	43
4. Auf dem Lindenfirſt	49
5. Ins Schieftal	59
6. Durchs Buchhölzchen zur Burgſtätte am Kloſterſturz	69
7. Auf Römerspuren	74
8. Nach Mutlangen und Lindach	86
9. Ueber Huſſenhofen nach Iggingen	94
10. Auf den Rechberg	104
11. Zur Bürenburg (Wäſcherſchlößchen)	118
12. Auf den Hohenſtaufen	122
13. Nach Lorch	133
14. Eine Wanderung durch den Welzheimer Wald	146
15. Nach Alfdorf	167
16. Nach Täferrot, Koppentreut, Leinzell und Herlitofen	172
17. Ins Leintal und auf die Hohenſtädter Ebene	179
18. Reiterleſtabelle, Rechbergle, Graneggle, Kaltes Feld	184
19. Auf den Bernhardsberg	200
20. Auf den Roſenſtein	206
21. Nach Donzdorf	224
22. Ins Mental	232
23. Durchs Chriſtental und Roggental	243
24. Nach Adelberg	254
25. Nach Wuſtenriet und Großdeinbach	261
26. Aufs Himmelreich und auf den Scheuelberg	266
27. Nach Alen	273
28. Durchs Ottenbacher Tälgen nach Göppingen	281
29. Ein geologiſcher Spaziergang	290
Ortsentfernungen	300
Ortsververzeichnis	303



Georg Stütz.

Heimatbuch für Gmünd und weitere Umgebung.

I. Band:

Gmünd in Wort und Bild.

Zugleich ein Führer durch die Stadt.

Das Buch enthält eine eingehende Beschreibung der Stadt und ihrer Lebenswürdigkeiten, auch einen Abriss ihrer Geschichte. Viele Bilder beleben den reichen Inhalt, der übersichtlich geordnet ist, so daß auch der Fremde leicht alles Lebenswerte selbst auffinden und sich darüber gründlich Auskunft verschaffen kann.

III. Band:

Heimatbilder aus Natur und Kultur.

Dieser Band, der nebst viel anderm lehrreichen und anziehenden Stoff auch die Ur- und Frühgeschichte, sowie Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuche behandelt, erscheint voraussichtlich innerhalb Jahresfrist.

Im Verlag von F. Schöningh, Paderborn, ist erschienen:

Ausgeführte Aufsätze für höhere Lehranstalten

von G. Stütz.

2. Auflage. Preis 1.20 Mk., gebunden 2.20 Mk.

Von Schulmännern vorzüglich beurteilt. Das Buch eignet sich besonders zum Selbstunterricht und zur

Vorbereitung auf Prüfungen verschiedener Art.

